This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

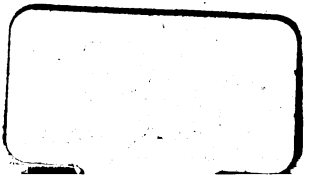
Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

Universalist Historical Society.
141

HARVARD DIVINITY SCHOOL
ANDOVER-HARVARD THEOLOGICAL LIBRARY

From the collection
of the
UNIVERSALIST HISTORICAL SOCIETY



Johann Kaspar Lavater's

ausgewählte Schriften.

Herausgegeben

von

Johann Kaspar Orelli.

Sechster Theil.

Zürich,
Druck und Verlag von Fr. Schulthess.

1842.

PT
2392
.L2
A8
T.6

Inhaltsverzeichniss zum VI. Bande.

	Nr.	Seite.
J. C. Lavater's Deportationsgeschichte		1
Erster Brief. Erste Deportation einiger angesehenen Bürger nach Basel		1
Beilagen zum ersten Brief. A. Memorial an das Vollziehungs-Direktorium der Einen und untheilbaren helvetischen Republik		5
Zweiter Brief		12
Dritter Brief. Enthaltend ein Schreiben an den Direktor Bay in Luzern		13
Vierter Brief. Einige Schreiben nach Luzern, der Deportation der Zürcher Stadtbürger wegen		18
Beilage des fünften Briefes		21
Sechster Brief. Grundschiefe und verleumderische Darstellung der Bürgerdeportation in einem öffentlichen Blatte		24
Auszüge aus dem Volksfreund von Stäfa, Nr. 23, 4. April 1799, in Beziehung auf die Deportation der alten zürcher'schen Regierung		26
Zehnter Brief. Predigt am Sonntage den siebenten April 1799		28
Predigt über die Pflichten gegen die Obrigkeit und den Zweck und die Bestimmung derselben. Gehalten Sonntags Morgens beim St. Peter den 7. IV. 1799. Nach der gesetzwidrigen Deportation einiger unserer Mitbürger		31
Eilfter Brief. Usteri's Antwort. Brief an ihn und Rückantwort		50
Antwort an den Senator Usteri		52
Anmerkung zu diesen Briefen		54
Zwölfter Brief. Einige Schreiben, das Memorial in Ansehung der deportirten Zürcher betreffend		54
An die Bürger Finsler, Usteri, Escher in Luzern. (Nebst dem Memorial übersandt.)		55

Seite.

Antwort des Bürger Finanzministers Finsler, betreffend das in seine Hand gelegte Memorial der Bürger von Zürich, in Ansehung ihrer deportirten Mitbürger . . . 56
Dreizehnter Brief. Schreiben an die Meinigen . . 66
Vierzehnter Brief 68
Fünfzehnter Brief. Was in Zürich in der Nacht vom 15. zum 16. Mai vorging 78
Sechszehnter Brief. Fortsetzung dessen, was weiter in Zürich geschah am sechszehnten Mai, besonders, was mein Sohn that 81
Siebenzehnter Brief. Reise von Lenzburg bis Olten, Donnerstags den 16. V. 1799 86
Achtzehnter Brief. Reise von Olten nach Basel. (Freitag den 17. Mai.) 95
Neunzehnter Brief. Ankunft nach Basel 97
Einundzwanzigster Brief 100
Zweiundzwanzigster Brief 109
Vierundzwanzigster Brief. Fortsetzung. Brief von dem Senator Bodmer und an ihn 112
Fünfundzwanzigster Brief. Fortsetzung. Schreiben des Verfassers an das helvetische Direktorium 116
Neunundzwanzigster Brief. Zweites Verhör. — Anmerkungen darüber 118
Zweiunddreißigster Brief. Meine Freisprechung und die ersten Folgen davon 125
Dreiunddreißigster Brief. Letzte Stunden in Basel. Abreise. Ankunft in Baden 129
Vierunddreißigster Brief. Baden bis Knonau . . . 138
Fünfunddreißigster Brief. Aufenthalt in Knonau. Vergebliche Bemühungen, nach Hause zu kommen. Wallfahrt nach Zug. Besuch bei Massena 145
Sechsunddreißigster Brief. Fernerer Aufenthalt in Knonau. Unterhaltungen und Beschäftigungen daselbst . . . 152
Siebenunddreißigster Brief. Rückreise von Knonau auf Basel. Fehlgeschlagene Hoffnung. Zwei Schreiben an den Regierungsstatthalter und an die Gesetzgeber, die leider nicht abgingen 158
An den Bürger Regierungsstatthalter Pfenninger in Baden. 163

Seite.
An die helvetische Gesetzgebung in Bern 164
Achtunddreißigster Brief. Aufenthalt und Verrichtungen in Basel 168
Neununddreißigster Brief. Schreiben an Abbé Sieyes. Anbahnung zur Durchkunft. Glückliche Durchkunft . . 170
Vierzigster Brief. Rückreise nach Hause. Ankunft in Zürich. 176
Einunddvierzigster Brief. Erste Beschäftigung in Zürich. Predigt am ersten Sonntage nach der Zurückkunft. Besuch beim Erzherzog Karl in Kloten 183
Ist Saul auch unter den Propheten? Oder Briefwechsel zwischen Herrn J. C. Lavater, Pfarrer bei St. Peter in Zürich, und B. Joh. Jakob Erlacher, Küfermeister in Basel 188
Mannigfaltiges aus der Handbibliothek 203
An eine Freundschaft verlangende Dame 206
An einen Superintendenten 207
An Einen, der mich einst lieben wird 208
Ueber anonyme Briefe. An einen Anonymen 208
An Seb 211
An S. 212
An S. in N. 213
An C. in B. 217
An eine französische Dame 217
Ueber Menschenbeurtheilung 218
Vom Reiche Christi 219
An Büel 222
An Jünglinge, welche die Theologie studiren wollen . . 223
An einen Schulmann, der Prediger werden wollte . . 224
An H. über Impunität oder Unbestrafftheit des Lasters . 226
Ueber Schwärmerei 229
An einen Lügner 235
An einen lieben Mißverstehen 236
Scharf Tadelnde, leere Charakter 237
Wort der Billigung 238
Charakter eines Reisenden 238
An J. 239
An F. . . . über Halbkenner 240
An Achelis 241

Seite.

An Cuninghame 242
Seligkeit 243
An mein Töchterchen 244
Sprüchwörter 245
An Z. über N. 245
Ueber Dalbergs Aesthetik 248
An einen Unsteten 253
Ueber die Familie Sommers 256
Ueber ein Mißverständniß 257
An Brändlin 258
Erdichteter Brief an eine erdichtete, seltsame Kreatur, die weder in Utopia, noch außer Utopia wohnt . . . 260
Magisch 265
Aus einem Briefe an N. Bewunderung 266
An einen Kraftmann 266
Ueber Jeßlern an Haugg 267
Beilage von einem Freunde aus Schaffhausen . . . 268
Mirabeau 269
An S... über mich selbst 270
Ueber den Werth des langen Lebens 271
Ueber Divination 273
Auszüge aus einem vortrefflichen französischen Werke — hin und wieder mit Anmerkungen des Herausgebers begleitet. 274
An F. 275
Stellen aus Briefen 276
Die Felsen im Rheinfall 278
Paulus zu Athen 280
Auszüge aus Briefen 289
Gebet der ausgewanderten Franzosen 1792. 291
Vermischte Gedanken aus Briefen. Vom September 1792. 293
Die vier Temperamente nach Chodowiecki 297
Bei Anlaß der Schneelawinen 298
Noch mehr vermischte Gedanken 298
An Freund C... in B... 300
An C. in B. 304
Von der Freiheit und dem politischen Utopismus. Aus einer französischen Handschrift 306

J. C. Lavater's

Deportationsgeschichte.

Erster Brief.

Erste Deportation einiger angesehenen Zürcher nach Basel.

Lieber Freund!

Die Geschichte, die ich Ihnen und allen meinen Freunden schriftlich mitzutheilen Willens bin, hebt sich eigentlich mit dem zweiten April 1799 an, obgleich eine Menge Dinge vorgegangen waren, welche theils unmittelbar, theils mittelbar dazu gehören, und wovon ich das Eine und Andere nachzuholen Gelegenheit haben werde.

Der zweite April war der schreckliche Tag, der in Helvetien bisher unerhörten Deportation von zehn der wackersten Bürger von Zürich; die Einen wurden aus ihren Wohnungen, die Andern von den öffentlichen Stellen, die sie in Amtsgeschäften besuchen mußten, Andere aus der Kirche — so plötzlich, das ist, so unerwartet und unvorbereitet, als sich etwas denken läßt, am Morgen zwischen sechs und acht Uhr, wegberufen, ihre Schriften, theils in ihrem Beisein, theils ohne dasselbe, sogleich versiegelt, Alle nach der Wohnung des damaligen Regierungsstatthalters, Caspar Pfenninger von Stäfa, gebracht, die vorher zur Staatsrechenkanzlei bestimmt gewesen war, nicht mit Gewalt zwar, doch in Begleit irgend eines öffentlichen Beamten. Dort fanden sich diese Mitbürger alle, ohne daß Einer vorher etwas von dem Andern wußte, zusammen und erwarteten ihr Schicksal.

Der Schrecken, der sich blitzschnell über Zürich verbreitete, war unbeschreiblich, und der Abscheu vor dieser widerrechtlichen Gewaltshandlung ward nur dadurch einigermaßen stumm gemacht, daß man von Seite der Patrioten leise und laut zu verstehen gab: „Diese Bürger seien Landesverräther, stehen mit dem Kaiser in Correspondenz und man habe Spuren genug in den Händen, wodurch sie als treulose Männer überwiesen werden könnten.“ Obgleich keinem, der diese Männer auch nur einigermaßen kannte (es waren unstreitig die angesehensten und verdientesten), der Gedanke an so was aufstieg, so war dieser absurde Gedanke doch das einzige Erklärungsmittel des gethanen Schrittes, die einzig mögliche Entschuldigung eines Benehmens, von welchem man sonst keinen Grund absehen konnte.

Mit der Ruhe, der Unschuld und dem männlichsten Vertrauen auf ihre gerechte Sache, traten diese Männer, die noch in des Statthalters Wohnung zu Mittag gegessen und auch wohl zum Theil ihr Befremden über dieß Verfahren auf die würdigste Weise diesem ersten Exekutor zu Gemüthe geführt hatten, ihre Reise — wohin? wußten sie nicht — für einmal nach Baden, dann nach Aarau und Basel in vier Kutschen unter dem Begleite von acht und dreißig!! Jägern an. In jeder Kutsche war ein Beamter oder Jäger, der das vertrauliche Zusammensprechen der Deportirten hindern sollte.

Welcher niedrigen Verhöhnungen sie hin und wieder auf ihrer Reise, besonders in Aarau, ausgesetzt waren, sollte die Geschichte verschweigen; aber sie wird es nicht. Jeder soll seiner Thaten Gericht selbst anbahnen, obgleich auch einige Demokraten selbst ihr äußerstes Mißfallen an letztbenanntem Orte darüber bezeugten und redliche Landbürger der höhnischen Jägerschaft derbe Antworten gegeben haben sollen.

Also mit einem Mal zehn Männer ihren Gattinnen, ihren Kindern, ihrer Vaterstadt, ihren Stellen entrissen, ohne daß Einer von ihnen wissen oder vermuthen konnte, warum? und auf eine Weise ent-

riſſen, daß der allgemeine Verdacht von Infamie auf ſie fallen ſollte. — Das nenn' ich mir edle Handlungsweiſe? Gerechtigkeit? Regierung?

Wie geſagt, Lieber, die Beſtürzung war groß und war allgemein, und demokratiſche Patrioten ſelbſt ließen eine Zähre fallen mit dem ſchweren Seufzer: „Dieß alſo wäre unſere Freiheit?“ Die Wenigen, die ein Wohlgefallen oder Nichtmißfallen bezeugten, waren ausgezeichnet kalte, harte oder blind revolutionäre Menſchen, denen Alles recht war, was nur jeden Funken des Rechtgefühls in den Herzen der ächten freiheitsliebenden Bürger erſticken und der neuen Ordnung Furchtbarkeit verſchaffen konnte.

Und wie, mein Freund, war mir zu Muthe, da ich, eben krank im Bette, die kaum glaubliche Nachricht vernahm, da denſelben Morgen Einer nach dem Andern kam mit erſtauntem Angeſicht, mit dem Wort auf der Lippe an mein Bett trat: „Weißt du auch, was geſchah?“ — „O ja, du weißt es, man ſieht es dir gleich an.“ — Nehmen Sie es auf, wofür Sie es wollen, für Stärke oder Schwäche, oder für keines von beiden: wie wenn man mir die Nachricht von dem plötzlichen Tode eines meiner Liebſten hinterbracht hätte, ſo und anders nicht war mir zu Muthe. Ohne alle Hinſicht auf die perſönlichen Trefflichkeiten und Verdienſte dieſer Männer, mit deren Keinem ich in einer intimen Familiarität ſtand, ohne alle Hinſicht auf die Beſtürzung und Angſt, worin ſich ihre Familien befinden mußten; bloß als Staatsbürger, bloß im Hinblick auf's Ganze, bloß als allgemeiner Gerechtigkeitsehrer mußte ich mich über dieſen Vorfall entſetzen, und konnte anders nicht, als mein Entſetzen in den ſtärkſten Ausdrücken der Indignation zu Tage legen:

„Nun iſt's um unſere Freiheit geſchehen! der Terrorismus beginnt! und wer kann das Ende davon abſehen? Das Laſter ſteht nie ſtill, und jede Vermeſſenheit muß ſich mit neuer, noch ärgerer Vermeſſenheit zu decken ſuchen. Kurz, wir ſind verloren, denn wir wiſſen nun, daß wir unter Tyrannen ſtehen. Die Conſtitution

ist umgeworfen; die allgemeine Sicherheit ist untergraben. Wer sich, um seine Macht geltend zu machen, über Recht und Gesetze wegsetzt, der ist ein Tyrann. Wenn der Unschuldige in seinem Hause, bei seinem Pflichtgeschäfte, in der Kirche nicht mehr sicher ist, was ist dann Staat, Gesetz, Freiheit? O Schweiz, o Zürich, du bist ein Spott und Raub gesetzloser Willkür geworden! Es ist aus mit unserer Wohlfahrt, denn man schämt sich nicht, Unschuld, Redlichkeit, Verdienst anzutasten und unverhört wegzuführen."

Dieß, Freund, waren meine, und wessen nicht? überfließende Empfindungen; wer in mein Haus kam, stimmte in mein Klagelied ein, und wer kalt blieb, deß Gefühl und Patriotismus fing mir an verdächtig zu werden.

Nun frage ich Sie, mein Lieber, sollte der Sache so ganz unthätig, unter bloß nur stillen, häuslichen, vertraulichen Klagen zugesehen werden? kein Versuch gewagt werden, diesen Anfängen entgegen zu arbeiten? Wer hat einen Tropfen Bürgerblutes und kann so was bloß unter vergeblichem Seufzen hingehen lassen? Und kann es ein Verdienst heißen oder eine Sünde, wenn Vaterlandsfreunde Vaterlandsfreunde fragen: „Können wir, sollen wir nichts thun? Keine Petition, wozu wir das Recht, keine Protestation, wozu wir die Pflicht haben, einlegen? Laßt uns thun, was wir können und sollen, und den Erfolg Gott überlassen! Wir wollen Männer sein und wollen aller Gewaltthätigkeit, wo und wie sie je sich regen möchte, gewaltlos mit Vernunft und Würde entgegen arbeiten, und die Rechte benutzen, die uns gegeben sind!"

Zwei Bürger, die gleich nach dem Mittagessen zu mir kamen und von dem Vorfall, gleich mir, durchdrungen waren, stimmten sogleich in diesen Sinn ein. Unsere Abrede war schnell, einfach und offen: „Jeder von uns setze ein Memorial auf, in welchem freimüthig von dieser unduldbaren Behandlungsweise gesprochen und die Zurücklassung der Deportirten, wenn man sie nach dem Verhör

unschuldig finde, dringend verlangt werde. Das Beste von den dreien soll abgeschickt oder aus allen dreien ein neues verfertigt und wackern Bürgern mitgetheilt werden, und dieß soll ohne allen Verzug geschehen."

Gleich setzte sich jeder von uns in seinem Hause für sich allein hin, und drei Aufsätze waren den folgenden Morgen zusammengebracht. Der erste war sehr gut und schien zweckmäßig; der meinige war zu glühend und zermalmend; allein des Bürgers Heinrich Meyer, des Kupferstechers, eines durch seine Talente eben so sehr, als seine Rechtschaffenheit bekannten und kennenswürdigen Mannes, Memorial hatte gleich unsern überwiegenden Beifall und ward als das beste anerkannt. Es wurde mit einigen unwesentlichen Weglassungen sogleich in's Reine geschrieben und begann schon Donnerstags den fünften April unter einigen guten Freunden zu zirkuliren. So viel von dem, was wesentlich zu der Geschichte, da Sie verlangen, als Anbahnung mitgehört.

Ich lege nun das Memorial selbst und einige dazu gehörige Schriften bei. Dieß Alles wird, meines Bedünkens, mehr interessiren, als bloß das, was mich betreffen mag, und scheint zur Geschichte der Zeit, des Despotismus und der Freiheit zu gehören.

Zürich, den 13. September 1799.

L.

Beilagen zum ersten Brief.

A.

Memorial an das Vollziehungs-Direktorium der Einen und untheilbaren helvetischen Republik.

Bürger Direktoren!

Redliche Bürger Helvetiens aus der Gemeinde Zürich, warme Freunde des Vaterlandes, der neuen helvetischen Konstitution und

des Systems der Freiheit und Gleichheit, entschlossene Feinde gegen alle Usurpation und Anarchie, die Blut und Leben für das Heil und die Unabhängigkeit Helvetiens hinzugeben bereit sind, wagen es freimüthig, einige Worte der Beherzigung in Ihren Schooß zu legen.

Seitdem die neue Ordnung der Dinge eingeführt ist, seitdem Helvetien den theuren Eid zu Gott, dem Vergelter jedes Guten und dem Rächer jedes Bösen, geschworen hat, treu dem Vaterland und der Konstitution zu sein, hat die Gemeinde Zürich, unsers Wissens, aller Verleumdungen ungeachtet, sich nichts zu Schulden kommen lassen, was sie vor den Augen des Richters strafbar macht. Mit großmüthigem Dulden haben die alten Regierungsglieder getragen, was das Schicksal und der Lauf der Dinge über sie verhängt hat. Die fränkischen Militärs, die unsere Konstitution schützten, haben wir alle als Freunde behandelt und lassen im gegenwärtigen Zeitpunkte den vielen hundert Verwundeten jede Pflicht der Menschlichkeit angedeihen. Jeder Verfügung des helvetischen Direktoriums und der konstituirten Gewalten folgten wir freudig; für Pflicht hielten wir es, aus unserm Vermögen nicht allein die gesetzlichen Abgaben zu entrichten, sondern die liebreichen Anfinnungen der Regierung zu Unterstützung der Verunglückten und Errichtung nützlicher Anstalten mit freudeschlagendem Herzen zu erfüllen!

In dem heitern Bewußtsein dieses redlichen Betragens, wie sehr mußte es unser aller Herzen verwunden, da jeder einzeln auf seinem Berufswege die urplötzlichen, unerklärlichen Verhaftungen und Transportirungen am Morgen des zweiten Aprils vernahm! Wir dachten an die unglücklichen Greise und Väter, an die in die tiefste Betrübniß versetzten Wittwen und Waisen, an die schrecklichen Wirkungen, die so gewaltsame schnelle Vorkehrungen auf das Ganze hervorbringen, an die traurigen Krisen, in die selbst die von uns theuer geschätzte Konstitution gerathen könnte — und unser Herz blutete.

Bürger Direktoren! Sie selbst haben die helvetische Konstitution

auf so reine und philosophische Grundsätze der Moral und Menschlichkeit gegründet; Sie selbst haben proklamirt: „Die natürliche Frei„heit des Menschen ist unveräußerlich, und Sicherheit und Eigen„thumsrecht jedes rechtschaffenen Individuums die Grundlage des „Glücks unser Aller!“

Auf diese heiligen und ewigen Grundsätze berufen wir uns und wenden uns zutrauensvoll gerade an Sie, Bürger Direktoren! die diese Grundlage unsers künftigen Glückes öffentlich proklamirt und festgesetzt haben. Heilen Sie die Wunde, die uns geschlagen worden; geben Sie den betrübten Wittwen und Waisen ihre Männer und Väter zurück, oder klären Sie uns über diesen betrübenden Vorfall beruhigend auf, und das für Gerechtigkeit gefühlvolle Zürich, diese durch Menschlichkeit und Treue ehrwürdige Gemeinde wird es an Aufrichtigkeit und Treue an Verfassung und Vaterland jeder andern zuvorthun, und Treue und Erkenntlichkeit sind ja die festesten Stützen eines von Gefahren umgebenen Staates.

Schenken Sie uns, Bürger Direktoren! das volleste Zutrauen; Sie werden dadurch bei einbrechender Gefahr mehr Telle und Winkelriede hervorbringen, als keine Schreckengewalt je bewirken kann. Furcht zeugt nicht Liebe. Aus Liebe und Anhänglichkeit an Väter und Vaterland lebt und stirbt der redliche Helvetier allein getrost.

Wir halten uns fest an die zwei Grundlagen des öffentlichen Wohles, der Sicherheit und der Aufklärung, auf denen die von uns verehrte Konstitution beruht.

Zürich, den 3. April 1799.

Republikanischer Gruß und Hochachtung!

Johann Heinrich Meyer,
Kupferstecher.

B.

Ich schrieb unter dieß Memorial Folgendes:

„Endsunterschriebener würde es als eine Schande für Zürich und für Schwäche seiner lieben Mitbürger ansehen, wenn man bei der plötzlichen Aufhebung und gewaltthätigen Wegführung zehn unverhörter Bürger gleichgültig bleiben, oder nur in stummer Geduld matt hinsinken würde. Laut, öffentlich, unzweideutig soll jeder redliche helvetische Bürger für die Aufrechthaltung der einmal beschworenen Konstitution sprechen; aber auch laut, öffentlich, unzweideutig seinen Abscheu bezeugen vor allen konstitutionswidrigen und despotischen Grundsätzen und Handlungsweisen, von wem dieselben immer herrühren und mit welchen glänzenden Namen sie immer bemäntelt werden mögen. Er gesteht, für seine Person nicht einsehen zu können, welch' ein Corps im Staate berechtigt sei, sich in irgend einem Falle, ohne Vorwissen des gesammten Volkes, über die Konstitution wegzusetzen oder der Vollziehungsgewalt eine konstitutionswidrige Macht zu übergeben. Er ist völlig überzeugt, daß das Benehmen des Direktoriums gegen unsere zehn Mitbürger in der Konstitution keinen Berechtigungsgrund findet; überzeugt, daß dieser unrepublikanische und gewaltthätige Schritt alle freiheitliebenden Gemüther empört, Alles, was Menschenrecht ehrt, mit Unwillen erfüllt und die Sicherheit von zwei Millionen helvetischen Bürgern nicht minder untergräbt, als die dieser zehn ganz willkürlich ausgehobenen Opfer, die er, wenn kein Verbrechen auf sie, und zwar in wenigen Tagen, erwiesen werden kann, sogleich in dem Namen des Vaterlandes und der Konstitution zurückverlangt."

Johann Caspar Lavater,
Pfarrer am St. Peter.

C.

Es verdienen hier noch einige Anmerkungen und Aeußerungen, die nebst vielen einfachen und starken Unterschriften besonders auffielen, ausgehoben und dieser, obgleich unvollständigen, Deportationsgeschichte einverleibt zu werden. Die Mitwelt und Nachwelt soll sehen, daß man frühe genug bescheiden und männlich Alles that, weiteren Fortschritten des neuen Despotismus entgegen zu arbeiten. Sehen soll Mitwelt und Nachwelt die Fruchtlosigkeit dieser Bemühungen, wovon nachher noch ein Wort gesprochen werden soll; sie soll die Gehörlosigkeit und Härte der neuen Regierung mit Abscheu erkennen, und dieß soll künftigen Regenten eine ernste Warnung sein. Mein Bruder, alt Rathsherr Diethelm Lavater, schrieb Folgendes:

„So wie nur Liebe zur Konstitution, zur Ruhe, zur Ordnung, zum Vaterland und jedem Mitglied desselben mich beseelt, so tief kränkt es mich, wenn ich zu Aufrechthaltung derselben Mittel ergreifen sehe, die nach meiner Ueberzeugung vielmehr das Gegentheil auswirken müssen oder können. Eben so kommt mir die unerklärliche, dem Geiste der Konstitution ganz entgegen zu laufen scheinende gewaltthätige Arretirung und Deportirung unverhörter Staatsbürger vor, und leicht dürfte man hierin, verbunden mit allen Umständen und emanirten Dekreten, Gründe der Besorgniß eines alle Rechte und Freiheit untergrabenden Schreckensſyſtems finden, wenn nicht durch schleunige und rechtsförmige Untersuchung die Schuld oder Unschuld der Deportirten und die gerechten und wohlthätigen Absichten der Regierung sowohl für das Ganze, als vielleicht für die Deportirten selbst offenbar und bekannt gemacht, und diese zutrauensvollen Vorstellungen und Bitten, die auch ich dringendst unterstütze, nicht väterlich beherziget würden."

Diethelm Lavater,
Medicinae Doctor.

B.

Ich schrieb unter dieß Memorial Folgendes:

„Endsunterschriebener würde es als eine Schande für Zürich und für Schwäche seiner lieben Mitbürger ansehen, wenn man bei der plötzlichen Aufhebung und gewaltthätigen Wegführung zehn unverhörter Bürger gleichgültig bleiben, oder nur in stummer Geduld matt hinsinken würde. Laut, öffentlich, unzweideutig soll jeder redliche helvetische Bürger für die Aufrechthaltung der einmal beschworenen Konstitution sprechen; aber auch laut, öffentlich, unzweideutig seinen Abscheu bezeugen vor allen konstitutionswidrigen und despotischen Grundsätzen und Handlungsweisen, von wem dieselben immer herrühren und mit welchen glänzenden Namen sie immer bemäntelt werden mögen. Er gesteht, für seine Person nicht einsehen zu können, welch' ein Corps im Staate berechtigt sei, sich in irgend einem Falle, ohne Vorwissen des gesammten Volkes, über die Konstitution wegzusetzen oder der Vollziehungsgewalt eine konstitutionswidrige Macht zu übergeben. Er ist völlig überzeugt, daß das Benehmen des Direktoriums gegen unsere zehn Mitbürger in der Konstitution keinen Berechtigungsgrund findet; überzeugt, daß dieser unrepublikanische und gewaltthätige Schritt alle freiheitliebenden Gemüther empört, Alles, was Menschenrecht ehrt, mit Unwillen erfüllt und die Sicherheit von zwei Millionen helvetischen Bürgern nicht minder untergräbt, als die dieser zehn ganz willkürlich ausgehobenen Opfer, die er, wenn kein Verbrechen auf sie, und zwar in wenigen Tagen, erwiesen werden kann, sogleich in dem Namen des Vaterlandes und der Konstitution zurückverlangt."

Johann Caspar Lavater,
Pfarrer am St. Peter.

C.

Es verdienen hier noch einige Anmerkungen und Aeußerungen, die nebst vielen einfachen und starken Unterschriften besonders auffielen, ausgehoben und dieser, obgleich unvollständigen, Deportationsgeschichte einverleibt zu werden. Die Mitwelt und Nachwelt soll sehen, daß man frühe genug bescheiden und männlich Alles that, weiteren Fortschritten des neuen Despotismus entgegen zu arbeiten. Sehen soll Mitwelt und Nachwelt die Fruchtlosigkeit dieser Bemühungen, wovon nachher noch ein Wort gesprochen werden soll; sie soll die Gehörlosigkeit und Härte der neuen Regierung mit Abscheu erkennen, und dieß soll künftigen Regenten eine ernste Warnung sein. Mein Bruder, alt Rathsherr Diethelm Lavater, schrieb Folgendes:

„So wie nur Liebe zur Konstitution, zur Ruhe, zur Ordnung, zum Vaterland und jedem Mitglied desselben mich beseelt, so tief kränkt es mich, wenn ich zu Aufrechthaltung derselben Mittel ergreifen sehe, die nach meiner Ueberzeugung vielmehr das Gegentheil auswirken müssen oder können. Eben so kommt mir die unerklärliche, dem Geiste der Konstitution ganz entgegen zu laufen scheinende gewaltthätige Arretirung und Deportirung unverhörter Staatsbürger vor, und leicht dürfte man hierin, verbunden mit allen Umständen und emanirten Dekreten, Gründe der Besorgniß eines alle Rechte und Freiheit untergrabenden Schreckensystems finden, wenn nicht durch schleunige und rechtsförmige Untersuchung die Schuld oder Unschuld der Deportirten und die gerechten und wohlthätigen Absichten der Regierung sowohl für das Ganze, als vielleicht für die Deportirten selbst offenbar und bekannt gemacht, und diese zutrauensvollen Vorstellungen und Bitten, die auch ich dringendst unterstütze, nicht väterlich beherziget würden."

Diethelm Lavater,
Medicinae Doctor.

2.

Mein Tochtermann ſchrieb unter das Memorial:

„Ich flehe nicht um Schonung für Einen, der des Vaterlandes Wohl oder die beſchworene Konſtitution auf irgend eine Weiſe zu verletzen ſucht; aber auch für den ſchuldigſten Unverhörten nicht um Schonung, aber um Verhör. Um unſerer Konſtitution, um des Vaterlandes, um der Menſchheit willen erwarten wir mit unbedingter Zuverſicht, daß kein Schreckensſyſtem an die Stelle der Rechtlichkeit und der Handhabung unſerer Konſtitution trete.“

Georg Geßner, Diakon.

3.

Alt-Seckelmeiſter Caſpar Hirzel ſchrieb Donnerſtags den vierten April (er ward Freitags darauf ſelbſt mit noch drei Andern ebenfalls deportirt): „Ich finde dieß gewaltſame Verfahren nicht nur dem Geiſte, ſondern dem Buchſtaben der Verfaſſung, §. 83, geradezu entgegen.“

4.

Mein Kollege, Salomon Heß, Diakon am St. Peter, „wünſcht ebenfalls aus tauſend Gründen baldige Zurückkunft der Weggeführten, wenn kein Verbrechen auf ſie erwieſen wird.“

5.

„Der dreiundachtzigſte Artikel der Konſtitution läßt mich alles Gute hoffen, und ich glaube, er berechtige mich, dieß Memorial auch meines Orts dringendſt zu unterſtützen.“

D. Hirzel, der jüngere.

6.

Stark, männlich, würdig war die Unterſchrift unſers eben ſo beſcheidenen, als muthvollen Antiſtes Heß.

„Das Publikum hat nichts Stärkeres, woran es ſich zu ſeiner Sicherheit halten kann, als den Geiſt und Buchſtaben der Konſtitution.

Unsicherheit eines Einzelnen, die durch Abweichung von derselben entsteht, ist Unsicherheit Aller und müßte alles Zutrauen gegen die Regierung, das ist, die Handhaberin der Konstitution, zernichten. Im 83sten Artikel derselben ist, selbst auf den Fall einer angesponnenen Verschwörung, heiter und klar, unter den wider das Verbrechen einer willkürlichen Verhaftung bestimmter Strafen, vorgeschrieben, wie weit man schreiten dürfe und wie weit nicht. Nach diesem müßte selbst gegen verdienstlose und tugendlose Bürger verfahren werden. Hier trifft es Männer an, deren respektabler persönlicher Charakter und Verdienste nicht etwa nur von einer Stadtgemeinde, sondern auch von tausend Landbürgern, ja von einem großen Theil Helvetiens anerkannt sind. Die Brüder Lavater haben mir aus dem Herzen geredet. Wenn nicht entsprochen würde, so wäre das Vaterland in Gefahr."

Antistes Heß.

7.

„Bei allen Maßregeln, die so tief eingreifen, wie die plötzliche Wegführung von zehn Bürgern, kann einzig Publizität der starken Sensation die wenigst gefährliche Richtung geben."

Johann Caspar Däniker.

8.

Hinten an die Unterschriften ward noch Folgendes beigefügt:

„Bürger Direktoren!

Schließlich erflehe ich Sie, beherzigen Sie die aus Einem und reinen Herzen kommenden Vorstellungen, denen wenigstens eine eben so große Menge nicht Subscribirender beistimmt, und erhören Sie unsere Bitten, so weit es Gerechtigkeit, Konstitution und des Vaterlandes Wohl gestattet."

„Besonders vertilgen Sie doch schnell den durch diese Verhaftung und die Art derselben bei dem Volke allgemein gewordenen Wahn, daß Staatsverbrechen, Landesverrath, Contre-

revolution den Deportirten, wo nicht auch der Stadt Zürich, selbst zu Schulden liege, welches hoffentlich bei der schärfsten Untersuchung ganz unbegründet erfunden werden wird."

„Schwer wird es sein, die durch diesen Verdacht neu erregte Bitterkeit mit allen ihren Folgen zu tilgen; aber Ihre Weisheits- und Gerechtigkeitsliebe, Bürger Direktoren! wird eben so schnelle, eben so entschlossene Mittel dagegen ausfindig zu machen wissen, als Sie gegen die besorgte Gefahr gebraucht haben."

Zürich, Montags den achten April 1799.

Vertrauen, Hochachtung und Gruß!

Johann Heinrich Meyer,
Kupferstecher.

Zweiter Brief.

Freitags den vierten April fand das helvetische Direktorium oder der Regierungsstatthalter Pfenninger gut, noch vier andere wackere Bürger, denen man so wenig, als den bereits Deportirten, anhaben konnte, auszuheben und deportiren zu lassen. Unter diesen war Einer, der Sohn des bereits am Dienstage vorher deportirten Alt-Bürgermeister Wyß, der eben, da ein Kantonsrichter in sein Zimmer trat, um ihm diesen willkürlichen Machtspruch anzuzeigen, mit dem Lesen meines Schreibens an die Frauen der Deportirten, das ihm seine neben ihm wohnende Mutter mitgetheilt hatte, beschäftigt war. Seine Schriften wurden versiegelt, und das Papier, das er in der Hand hatte, konnte sich, ungeachtet aller Protestationen, daß es nicht sein sei, daß es ein dem gegenwärtigen Bedürfnisse der Frauen der Entführten angemessenes Trostschreiben von mir sei, nicht retten. Es ward dem Regierungsstatthalter überantwortet, der es, ohne mir ein Wort davon zu sagen, an das helvetische Direktorium überantwortete. Sogleich ward mir dieß mit Bedauern von dem Schwager des Wyß,

dem Professor Ulrich, zu wissen gethan. Ich schickte ein anderes Exemplar des Trostschreibens an seine Schwiegermutter und beschwerte mich nachher bei dem Statthalter über dieß indelikate Betragen, der mir nichts darauf antwortete, als:

„Ich würde es nicht weggenommen haben; nachdem es mir aber einmal überbracht worden war, so hielt ich es für meine Pflicht, es nach Luzern zu senden. Haben Sie sich über mein Benehmen dabei zu beschweren, so mögen Sie mich vor der gehörigen Stelle suchen."

Ich begnügte mich, ihm zu sagen, daß ich es für gewaltsame Indiscretion halte.

So viel von dem. Sie werden leicht sehen, mein Freund, daß auch dieß Schreiben, wie manches andere, das nun folgen wird, dem Direktorium sehr auffallend, äußerst bedenklich und zudem, was nachher geschah, geradezu anbahnend sein mußte.

Dienstags den 17. September 1799.

L.

Dritter Brief.

Enthaltend ein Schreiben an den Direktor Bay in Luzern.

Ich versichere Sie, lieber Freund, daß ich in meinem Leben in keiner Sache, die mich selbst betraf, in solcher Agitation war, über nichts Widriges, das mir widerfuhr, so viel und groß es auch sein mochte, so indignirt war, wie über das, was zu der Zeit geschah, wo man die Schamlosigkeit hatte, von nichts als Freiheit zu sprechen und Jeden, dem es wirklich um Freiheit und Sicherheit zu thun war und der das erbärmlichste Heuchelspiel mit Freiheit nach Verdienen verabscheute, als einen gefährlichen Feind der Freiheit tarirte und behandelte.

Zu thun, was in meinen Kräften stand, dem unabsehlichen Uebel frühe genug entgegen zu arbeiten, das zu thun, was nur ich, ohne aus meinem Charakter herauszutreten, thun und was kein Anderer so leicht thun konnte, war mein fester Vorsatz.

Ich hatte im vorigen Jahre einmal einen Besuch von dem damaligen Erdirektor Bay. Der Mann schien mir natürlich, gutmüthig, offen, kunstlos, und man durfte mit ihm freier, als mit manchen der besten Aristokraten und Demokraten sprechen. Ich hatte damals schon eine große Beschwerde auf dem Herzen — das war die Zehntenaufhebung, mit der man umging — (vielleicht interessirt es Sie und andere Leser dieser Briefe, in einer Beilage das Schreiben zu lesen, das deßwegen durch das Direktorium an die gesetzgebenden Räthe abgelassen, aber denselben nicht vorgelegt, mir aber von Seite des Direktoriums, ohne ein Wort, zurückgesandt ward). Die Offenheit, sage ich, womit dieser Mann in Gegenwart des ächt patriotischen Doktor Usteri von diesem und andern Dingen sprach, flößte mir die Hoffnung ein, daß ein kräftiges Wort an ihn, der damals wieder in das Direktorium gekommen war, auch des Deportationspunktes wegen nicht umsonst sein dürfte. Ich schrieb also den vierten April Folgendes an den Bürger Bay in Luzern.

„Lieber Bürger Direktor Bay!

Ich kenne die Läste der wichtigen Geschäfte, die auf Ihren Schultern liegen; aber ich kann mich nicht enthalten, Ihnen noch eine Last, die Lesung und Beherzigung dieses Schreibens, aufzulegen. So wenig lang ich Sie sah — Sie flößten mir Vertrauen ein, und von diesem Vertrauen mache ich nun Gebrauch. Viele, viele Dinge belasten unser Volk, machen es seufzen und fragen: Was haben wir denn eigentlich für Vortheil von der neuen Ordnung der Dinge?“

„Von dieser allgemeinen, immer lauter werdenden Sprache will ich jetzt nichts sagen.“

„Aber von dem neueſten Vorfalle muß mit einem Manne, wie Sie ſind, ganz von Herzen weggeſprochen und die Stimme des Volkes muß an ſein Ohr gebracht werden. Wenn der würdige Blaire nicht krank wäre, ſo hätte ich auch an ihn geſchrieben.“

„Thatſache iſt es, daß man die terroriſtiſchen Schritte, die ſich das Direktorium und zum Theil auch die Geſetzgebung täglich mehr erlaubt, verabſcheut; daß Jeder, der denken kann, denkt und Jeder, der ſprechen darf, laut und leiſe ſagt: „Iſt's möglich, daß man ſo mit uns umgeht? Iſt es nicht, als ob wir an Tyrannen verkauft wären? Was iſt tyranniſch, wenn nicht willkürliche Wegführung wackerer, unſchuldiger, wenigſtens unverhörter Männer? Ihre Trennung von Haus und Herd, von Gattinnen und Kindern? Wo will dieß endlich hinaus? So iſt kein redlicher Mann einen Augenblick ſicher! Soll denn der abſcheuliche Robespierrismus auch bei uns eingeführt werden? Wie himmelſchreiend ungerecht an ſich? Wie äußerſt unklug zu dieſer Zeit der allgemeinen Unzufriedenheit? Wie lächerlich, eine Kraft zu affiſchiren, die man doch in die Länge nicht ſouteniren kann? Wie unnütze, wenn die Franken ſiegen, wie gefährlich für die Regierung, wenn, welches doch auch ſein kann, die Kaiſerlichen ſiegen? Hat denn unſer Direktorium nicht nur kein Herz, hat es auch noch gar den Kopf verloren? Wenn die ariſtokratiſchen Regierungen ſich ſo was, bei uns wenigſtens, erlaubt hätten, was würde man geſagt haben?“

„Wir haben nicht mehr als Ein Leben zu verlieren; ärger kann man uns bald nicht mehr behandeln. Sclaven ſind wir, von Freiheit iſt keine Rede mehr u. ſ. w.“

„Dieß, Bürger Direktor, ſind die Reden, die allenthalben, auch aus dem Munde der entſchiedenſten Patrioten, gehört werden. Man ſah Thränen aus den Augen ſolcher fallen und hörte ſie ſeufzen: „Dieß alſo iſt unſere Freiheit!“

„Fragen Sie, Wahrheit liebender Mann, nicht Lavatern, sondern wen sie wollen (einige ehrlose Wüthriche ausgenommen, die sich gegen kaiserliche Gefangene und Verwundete wie Barbaren betrugen, verruchte Pöbelseelen, die laut sagen: sie ruhen nicht, bis die Guillotine vor dem Gemeindhaus stehe; Mordbrenner-Herzen, die laut sagen: Zürich müsse noch in Schutt und Graus verwandelt werden — solche ehrlose Wichte ausgenommen); fragen Sie, wen Sie wollen, was die gestern verübte gesetzlose Gewaltthätigkeit, die Wegführung von zehn würdigen Männern, für einen Eindruck auf alle würdigen Menschen gemacht habe? Sie werden nichts Gelinderes, aber wohl Schärferes vernehmen, als das, was ich oben anführte."

„Lieber Bay, so geht's in Gottes Namen nicht mehr! Wenn das Direktorium nicht andere Maßregeln ergreift, so ist eine Explosion der Verzweiflung unausweichlich."

„Jeder fühlt, und denkt, und sagt: „Wenn die Vollziehungsgewalt (von wem? woher? von Gott oder Menschen?) die Tyrannenmacht hat, auszuheben, wen sie will, fortführen zu lassen, wen sie will, so kann es mich, kann's meinen Vater oder Sohn, meinen Bruder oder Freund gleich treffen, und was soll mir dann das Freiheitsgeruf bei solchen despotischen Greuelthaten?"

„Thun Sie nun, was Sie wollen, Bürger Direktor! Theilen Sie den Inhalt meines Briefes mit, wem Sie wollen, ich stehe dazu. Ich habe meine Seele gerettet, wenn die geradezu ungerechter, geradezu tyrannischer Weise Weggeführten nicht bäldest zurück kommen; wofern keine Staatsverbrechen auf sie erwiesen und der helvetischen Nation vor Augen gelegt sind, so schreibe es das Direktorium Niemanden zu, als sich und seiner Tyrannei, wenn nicht nur Verwünschung aller Wohldenkenden auf dasselbe fallen, sondern eine laute Empörung gegen diese

„Väter, daß sich Gott erbarm'!"

ausbricht. Wollen Sie dann Alle deportiren? Alle todt schießen?

und so das Vaterland retten? Nun, so mögen Sie es auf Ihre Gefahr hin."

„Uebrigens weiß man gar wohl, aus welchen Quellen die Anklagen und Verleumdungen auf der einen Seite, und aus welchen Quellen der vollziehenden Gewalt auf der andern Seite diese Unthaten fließen."

„Lieber, edler Bay, nehmen Sie doch an solchen Unthaten keinen Antheil! Verhüten und vergüten Sie solche doch so sehr als möglich und halten Sie doch dieses Schreiben nicht für vernunftlosen Enthusiasmus. Es ist, Sie fühlen es, wie ich, wenn Ihre edle Menschheit sich nicht in dem Direktoriate petrifizirt hat; es ist die reine Sprache der Vernunft, des Gewissens, der Vaterlandsliebe, der Wahrheit. Wenn ich schwiege, so würden die Steine schreien. Ich bitte und erflehe Sie auf den Knieen, sich selbst, das Vaterland und die Freiheit nicht aufs Spiel zu setzen."

„Die vorigen Regierungen hatten das Unglück, daß die Stimme des Volkes nie früh genug an ihr Ohr kam, oder daß sie nicht die Gnade hatten, warnenden Stimmen zu glauben. Endlich erfuhren sie den großen Nachtheil dieses nicht Hörens oder nicht Achtens der Volksstimme. Möge doch unser Direktorium durch diesen ihren Schaden klug werden! Oder hat es schon Vertrauen genug bei dem Volke, sich durch Vertrauen, oder hat es Kraft genug, sich durch Kraft zu souteniren?"

„O, lieber Bay, seien Sie doch ein Werkzeug, andere Principien in dem Direktorium empor zu bringen! Erheben Sie sich doch über alle Furcht! Lehren Sie doch Ihre Brüder, daß nur die schwachen Regierungen sich fürchten und die Furcht mit dem Mantel des Terrorismus bedecken. Terrorismus ist das unverkennbare Siegel innerer Schwäche; eine Zeitlang kann er sich halten und imponiren, in die Länge geht's nicht! Siehe Cromwell's und Robespierre's Geschichte! Werde unsere Regierung doch nicht der dritte Band dieser Geschichte!"

„Noch habe ich ganz besondere Gründe, die ich keinem Papier vertrauen darf, warum ich diese Warnungen schreibe. Bürger Ochs würde sie Drohungen nennen; allein wer mit Wehmuth und Liebe vor Gefahr warnt, von dem kann nur Ochs sagen, daß er drohe."

Den 3. IV. 1799.

Gruß und Hochachtung!
Johann Kaspar Lavater.

Vierter Brief.

Einige Schreiben nach Luzern, der Deportation der Zürcher Stadtbürger wegen.

Ich schrieb nämlich an den Senator und Doktor Paulus Usteri, zu welchem ich ein gutes Vertrauen zu haben mich berechtigt hielt. Immer war er, nebst Escher, einer der freimüthigsten Sprecher gegen alles Unrecht (o wären viele Gesetzgeber, wären nur alle unsere Zürcher Repräsentanten so offen, so gerade, sich so immer gleich und nach guten Grundsätzen konsequent gewesen, wie dieser, der sich besonders auch durch unparteiische Wahrheitsliebe in seinem Republikaner auszeichnete!). Ich versprach mir, wenn irgend etwas Gutes zu erwarten sein dürfte, eine gute Wirkung davon, wenn ich Usteri das Schreiben an Bay einschließen würde, und ich irrte mich auch seinethalben nicht. Die Antwort von ihm, die ich nachher beilegen werde, wird Ihnen den Mann zeigen, der des vollkommensten Vertrauens werth war.

Hier also mein kurzes Schreiben an ihn.

„Freiheit. Gleichheit."
„Respice finem." (Siehe auf's Ende.)

„Bürger Doktor Usteri!"

„Ich bitte Sie, beiliegendes freimüthiges Schreiben an den

Bürger Direktor Bay zu lesen und ihm sobald möglich, versiegelt oder unversiegelt, zu übergeben. Gern hätte ich's, wenn es auch der wackere Escher läse."

„Wir sind früh am Ende unserer Laufbahn, wenn so gehandelt oder mißhandelt wird. Sollen denn die Ochse immer Meister bleiben? Und soll sich das freigenannte Vaterland stets wie ein Sclave unter das täglich härtere Joch des Despotismus beugen? Können wir Friedensfreunde das Geringste mehr auszurichten hoffen, wenn man uns täglich neue Beweise des beginnenden Robespierrismus aufdringt? Können wir eine Regierung mehr in Schutz nehmen, die sich durch schlichte, grelle Tyranneien Vertrauen erdespotisiren will?"

„Lieber Usteri, was ich an Bay schrieb, wiederhole ich auch Ihnen. So geht's gewiß lange nicht mehr. Die Unzufriedenheit muß mit jedem Tage steigen."

„Salvavi animam meam." (Ich habe nun meine Seele gerettet.)

Zürich, Mittwochs den 3. IV. 1799.

Johann Kaspar Lavater,
Pfarrer.

Ich schrieb zugleich an den Exdirektor und Senator Pfyffer von Luzern. Ein Mann, der mir vor und im Anfange der Revolution gut schien, wie ein Kind, und dabei kein gemeiner Denker, ein sehr moralischer Schüler und Lehrer der Kantischen Philosophie, der aber, wie so Viele, ihres eigenen Herzens Güte und Gerechtigkeitsliebe in ihren Gedanken oder ihrer Imagination in die Andern hinübertrugen, und da, wo sie es noch nicht durften, doch hofften, wo nichts zu hoffen war. Ach! dieß Hoffen, wo nichts zu hoffen ist, ist, Lieber, eben auch lange mein Fehler gewesen, und ganz werde ich mich demselben schwerlich je entreißen können. Ich hoffte, wenn Keiner etwas vermögen würde, so würde es der ehrliche Pfyffer,

der wirklich auch gegen den Deportationsdespotismus gut republikanisch gesprochen hatte. Es drang mich also mein Herz, Folgendes an ihn zu schreiben:

Zürich, den 3. IV. 1799.

„Nur zwei Worte, Bürger Senator Pfyffer, aber wichtige Worte: Wenn der Terrorismus empor kommt, so ist es um unser Vaterland und unsre Freiheit geschehen. Veränderte Namen täuschen Thoren, nicht Weise. Freiheit wollen wir, nicht Geruf, nicht das Bild, nicht die fruchtlosen Bäume (freilich das dümmste und doch das wahrste Bild unserer Freiheit). Kann man unverhört sitzen lassen, Monate lang sitzen lassen, wen man will? Kann man deportiren, wen man will? Wie hat man die ekelhafte Schamlosigkeit, das Wort: Freiheit zu affischiren? Ist denn kein Mittel mehr, dem Greuelstrom entgegen zu arbeiten? Ist denn keine Stimme mehr, die laut und kräftig genug rufen kann: Stille gestanden! Zurückgegangen! Ihr eilt in einen Abgrund hinein!"

„Was sollen wir thun? Was kann ich thun, etwas zur Rettung beizutragen?"

„Lassen Sie sich doch den Brief zeigen, den ich heute an Bay habe abgehen lassen, er ist die Stimme von Tausenden, durch

Lavatern."

Daß ich von dem lieben Pfyffer auf mein Schreiben keine Antwort erhielt, war dem Drange der Geschäfte (denn die Geschäfte ließ dieser wackere Mann sich mehr, als so manche andere Gesetzgeber und Senatoren, an dem Herzen liegen), war dem Terrorismus, der, wie natürlich, in der Residenzstadt der Freiheit herrschte, war der gerechten Furcht der zwecklosen Gefahr, mit einem verrufenen Erzfeind der Freiheitsheuchelei in Correspondenz zu stehen, gewiß mit der aufrichtigsten Billigkeit zuzuschreiben. Die Antwort

des Senators Usteri werde ich, da ich gern nach der Tagesordnung schreibe, wenn ich zum Tage des Empfanges komme, Ihnen mit einigen Anmerkungen mitzutheilen das Vergnügen haben.

Zürich, Donnerstags Morgens frühe den 26. IX. 1799.

An einem Tage, der Zürichs und vielleicht Helvetiens Schicksal entscheiden wird — denn indem ich heute noch die letzte Seite dieses Briefes schreibe, wird sehr stark in der Stadtnähe kanonirt, und die Schrecklichkeit des gestrigen Bluttages scheint fortgesetzt werden zu wollen — Ach! was hätte man uns geben können und was hat man uns genommen! Gott erbarme sich unser!

L.

Beilage des fünften Briefes.

Nachdem die Franken Donnerstags den 26. September 1799 um den Mittag als Besieger der Russen in Zürich eingezogen waren, vertheilten sich viele einzelne Soldaten hierhin und dorthin. Zwei kamen unter Anderm auf den Platz vor der Peterskirche und riefen gegen ein Haus, wo ein paar furchtsame Frauenspersonen wohnten, in deutscher Sprache: „Wein! Wein! hier ist ja ein Wirthshaus!“ Jemand sagte: „Hier ist kein Wirthshaus!“ „So ist doch Wein hier!“ riefen sie zürnend und wollten mit den Kolben ihrer Gewehre die Thür einsprengen. Ich rief zum Fenster hinaus: „Seid ruhig, ich will euch Wein bringen.“ Sie schienen sich zufrieden zu geben und ich eilte herab, schlug ihnen freundlich auf die Achsel und sagte: „Da trinket nun nach Herzenslust.“ Ich schenkte ihnen ein, gab ihnen Brod, anerbot ihnen Geld, welches letztere sie ausschlugen. Inzwischen waren sie mit einem vorübergehenden, wie mich dünkte, bernerischen Unterofffizier, der sie fragte: „Ob sie auch beim Feuer gewesen?“ in sehr heftigen Wortwechsel gekommen. Ein

Militär von Basel kam dazu; wir riethen dem, der die Frage gethan, sich sogleich wegzubegeben, und suchten die übrigen Zwei zu beruhigen. Es gelang uns beides. Ich fragte: ob ihnen noch weiter was zu Diensten stünde? Sie sagten nein und dankten, wie es mir schien, recht herzlich. Der eine, ein Grenadier, entließ mich mit dem freundlichen Wort: „Dank, braver, guter Mann! Adieu, Bruderherz!“ Ich kehrte nach Hause. Meine Frau war froh, daß ich dieser Gesellschaft los war. Sie bewillkommte mich mit dem Worte: „Kommst du, mein Daniel, aus der Löwengrube?“ Ich wollte eines meiner Kinder besuchen, um zu sehen, wie es ihnen gehe, und schickte Jemand voraus, um zu erkundigen, ob ich wohl durchkommen könnte, weil mir mein erster Versuch, zu meinem Sohne zu gehen, wegen der Menge durchziehender Truppen mißlungen war. Ich stand, den Boten zurückerwartend, unter meiner Hausthüre. Ein kleinlicher, magerer Soldat kam und redete mich in gebrochenem Deutsch an, das mir zu verstehen geben sollte, daß ihn die Russen zum Gefangenen gemacht und daß er kein Hemd hätte.

Ich sagte zu ihm: „Hemd habe ich jetzt keines“, langte in die Tasche und gab ihm, was mir in die Hand kam; er sah es verächtlich an und sagte: „Gib groß Thaler für Hemd.“ Ich langte gleich wieder nach der Tasche und gab ihm, was ich in der Eile erfassen konnte, so daß wenige Schillinge übrig blieben. Auch damit nicht zufrieden, forderte er wieder einen großen Thaler. „Das ist keine Manier“, erwiederte ich, „geht jetzt in Gottes Namen Euern Weg und laßt mich im Frieden.“ Dann zog er seinen Säbel, hob ihn wüthend gegen mich auf und rief: „Geld her.“ Die Vorigen, nebst einigen andern Zürichern, standen etwa drei bis vier Schritte von mir, an der Ecke des Hauses. Ich schrie um Hülfe, konnte zu diesen hinfliehen; sie Alle schienen zu meiner Hülfe bereit; ich wandte mich vertrauensvoll, ohne das Mindeste zu besorgen, an den vorbenannten Grenadier: „Guter Freund“, sagte ich, „das ist doch keine Manier, nehmt mich in Schutz gegen jenen Menschen dort,

dem ich alles Geld, was ich bei mir hatte, gab und der mit aufgehobenem Säbel mehr von mir fordert." (Der hatte sich indeß zurückgezogen.) Was ich am wenigsten erwarten konnte, geschah. Der, der vor zwei Minuten freiwillig anerbotenes Geld ausgeschlagen, mich mit dem Wort: „Adieu, Bruderherz!" verabschiedet hatte, kehrte sein Gewehr um, wurde, ich darf wohl sagen, wie von einer satanischen Wuth ergriffen, setzte mir das Bajonnet auf die Brust und rief viel grimmiger, als der Erste: „Geld her!" Meine und eine andere Hand lenkten das Bajonnet auf die Seite; ein, damals mir unbekannter, treuer Arm (von Heinrich Hegetschweiler, Diener bei der Almosenpflege) umschlang mich und zog mich zurück. Gleich darauf ging ein Schuß los, der ihm die Kugel durch den linken Arm und mir unmittelbar unter der Brust durchtrieb. Ich fühlte eine unbeschreiblich schmerzhafte Quetschung (wie es mir schien), setzte mich auf meines Nachbars, des Sigrist Freudweilers, Bänklein vor dem Haus, wo mir sterbend übel werden wollte, während dem die Andern dem blutenden Heinrich zu Hülfe eilten, den sie allein verwundet glaubten. Mit dem Entsetzen theilnehmender Liebe nahm man mich in das Haus hinein; ich setzte mich einige Augenblicke, da floß das Blut häufig aus der rechten Seite heraus. Mir wollte Alles schwinden; doch schnell beigebrachte Tropfen verwahrten mich vor völliger Ohnmacht. Man trug mich hinauf und verpflegte mich auf's Sorgfältigste. Aerzte und Wundärzte eilten herbei und fanden die Wunde etwa um einen Messerrücken außer den Grenzen der unmittelbaren Tödtlichkeit. Man sagte mir nachher, ich müsse mich in der unbestimmbar kleinen Zeit, binnen welcher die Kugel rechts eintrat und links ausstreifte, ein wenig zurückgezogen und durch diese Bewegung die Wunde zum Erstaunen minder gefährlich gemacht haben.

Man versicherte mich auch, daß der unglückliche Grenadier, dessen Namen ich von keinem Menschen gewußt wünsche, sogleich wieder geladen, nach der Hausthüre, nach welcher ich mich flüchtete,

gezielt, aber durch irgend einen unbekannten Umstand an dem Losdrücken gehindert wurde.

Noch bitte ich Alle, die dieß lesen, dem Namen dieses Mannes auf keine Weise nachzufragen, und wenn sie ihn zufällig erfahren sollten, als ein anvertrautes Geheimniß zu verschweigen; ich würde unter meinen oft heftigen Schmerzen noch mehr leiden, wenn ihm was Uebels geschähe. Er wußte im eigentlichsten Verstande nicht, was er that.

Diktirt Sonntags den 29. September 1799.

Johann Kaspar Lavater,
Pfarrer am St. Peter.

Sechster Brief.

Grundschiefe und verleumderische Darstellung der Bürgerdeportation in einem öffentlichen Blatte.

Es ist, lieber Freund, eine alltägliche Erfahrung, daß jeder schlechte Mensch, der im Ansehen steht, immer ein Gefolge von noch schlechteren um sich her hat; jeder Charlatan hat seinen Hanswurst, der ihn ankündigt und seine Nichtverdienste zu Verdiensten hinauslügt. So besonders mit den schlechten despotischen Regierungen. Haben Sie je einen schlechten Fürsten gesehen, der nicht noch schlechtere Minister und Hofschranzen um sich her hatte, wovon die Einen, was schwarz war, grau, und die Andern, was grau war, weiß zu machen sich bemühten. Unsere Regierung scheint das nämliche Glück oder Unglück zu haben; es fehlt ihr nie an Schmeichlern, Posaunern, Zeitungsschreibern, Harlequins, Speichelleckern, welche Alles, was sie thut, wie sehr es allen Menschenverstand empöre, wie sehr es in alle Menschenrechte eingreife, bis in den Himmel erheben, Alles sich erlauben, was die sogenannten Aristokraten, und wenn sie die

erklärteſten Freunde des Vaterlandes und die unſträflichſten Männer wären, in einem gehäſſigen Lichte darſtellen und die unnatürlichſten Verdächte auf ſie werfen kann. Nein, man kann ſich an dieſen nicht noch mehr verſündigen! Man glaubt, man thue Gott einen Dienſt daran, wenn man ſie verleumdet, und man will als ein Wahrheitsfreund angeſehen ſein, wenn man mit ſchamloſer Frechheit die ärgerlichſten Lügen über ſie verbreitet; Lüge iſt Patriotismus, ſobald ſie die Verbrechen der Regierung zu Tugenden, und die Tugenden der verdienteſten Männer zu Laſtern macht. Es gehört zur neu emporgekommenen Freiheit, daß die herrſchende Partei ungeſtraft alle Lügen, und die unterdrückte keine Wahrheit ungeſtraft ſagen darf.

Wie ein ſolcher Vergötterer von willkürlichen Despoten, ein ſolcher Rechtfertiger des rechtloſeſten Verfahrens noch aufrecht unter redlichen Leuten herumgehen und noch das heilige Wort Freiheit und Menſchenrecht in den Mund nehmen könne, ſcheint redlichen Leuten unbegreiflich. Doch es iſt eine Zeit, wo redliche Leute ſich an ſolche Unbegreiflichkeiten wie an das tägliche Brod gewöhnen müſſen. Wer will Scham von der Schamloſigkeit, und gelaſſene Weisheit von Seelen, die in unaufhörlicher Revolutionswuth ſind, erwarten?

Nur eine Probe, mein Lieber! aus einem gedruckten revolutionären Blatte, zu welcher niedrigen Verleumdungsſucht ſich unſere Freiheits-Charlatans zu erniedrigen keine Scheu tragen, und wie tief ſie verſunken ſind, daß ihnen kein Sinn daran kommt, etwas von ihren verruchten Verleumdungen zurückzunehmen, wenn notoriſch iſt, daß auf allen der Angeklagten nicht das mindeſte Verbrechen, ja kein Verdacht eines Verbrechens haftete? Oder war es etwa Gnade — Gnade von Tyrannen? — daß man ſie nie verhörte, daß man ſie eben ſo grundlos wieder entließ, als grundlos man ſie deportirt hatte.

Von der elenden Pöbelſprache, die jeden Mann von Geſchmack, Sitten, Humanität und Lebensart anekelt, die in nachſtehendem

Aufsatze herrscht, kein Wort weiter. Nur dann und wann ein kurzes Zwischenwort werden Sie mir erlauben.

Auszüge aus dem Volksfreund von Stäfa, Nr. 23, 4. April 1799.

In Beziehung auf die Deportation der alten zürcher'schen Regierung.

„Heil dem Direktorium, daß es noch frühe genug mit Kraft dem wachsenden Uebel begegnet, dem der Hintertreibung der Organisation der Truppen, dem der übeln Begegnung gegen die Vaterlandsvertheidiger, woraus man den Zürcher- wie den Winterthurer-Geist genugsam erkennt, dem der Anzettelung von Aufruhr, Ungehorsam, Meuchelmord (o die verruchte Schamlosigkeit!), dem des geheimen Einverständnisses mit Oestreich, welches Alles der Zeitungsschreiber nicht dem Druck der Umstände, nicht Kindern und Bauern, sondern in machiavellischer Staatskunst ausgelernten Bösewichtern zuschreibt (Bösewichter also, ausgelernte Bösewichter wären die Deportirten; wer kennt sie, und darf so — lügen?); aber es muß der Wunsch eines jeden Patrioten, eines jeden Freundes der Ruhe und der Sicherheit sein, daß ein Beispiel der strafenden Gerechtigkeit (gegen Unschuldige, Rechtschaffene?) aufgestellt werde, daß doch einmal das Schwert an die Tagesordnung trete (wer kann es läugnen, daß der neue Patriotismus sehr, sehr oft etwas Henkermäßiges habe, oder affischire?), wo väterliche Worte nichts fruchten; kein Patriot dürstet nach Blut (obgleich so laut, daß man es auf allen Brücken und Marktplätzen der Stadt hören kann, gesagt wird: „Es geht nicht, bis eine Guillotine vor dem Gemeindhaus steht; wir ruhen nicht, bis die Stadt in Flammen steht, welche letztere Worte erst neuerlich wieder laut gesagt und von vielen Franken gehört und

erzählt wurden), kein Patriot dürstet nach Blut (da fällt einem bei: abhorret ecclesia a sanguine, die Kirche will kein Blut vergießen, da sei Gott vor, darum verbrennt sie!), kein Patriot dürstet nach Blut, aber es ist besser, daß das Blut des Verbrechers, als daß das unschuldige fließe (und damit man diesem Grundsatze genau nachkomme, so muß man die Unschuldigen erst zu Verbrechern machen und als Verbrecher behandeln!). Es ist besser, Einzelne büßen den Lohn ihres Vaterlandsverrathes, als daß das Mark des Landes aufgezehrt werde. Schon lange lächeln die Buben (!!!) und scheinen der helvetischen Güte (wovon keine Spur in den meisten Handlungen des Direktoriums zu ersehen ist), der Güte, „die sie Ohnmacht nennen", zu spotten; schon lange unterhalten sie ungestraft Freundschaft von außen (wie unbestimmt gesagt, wie infam falsch, wenn es auf staatsgefährliche Unterhaltungen mit Oestreich zielen soll), Empörung von innen (!!!). Möge doch einmal der helvetische Genius diese Bande (!!) entlarven, und zum Troste des Landes diese Bösewichter am öffentlichen Pranger zur Warnung dem Schwachen aufgestellt werden! Es ist nicht Güte, wenn der Vater seine Kinder verzärtelt, wo er mit der Ruthe (auf Unschuldige wie auf Schuldige?) drein schlagen sollte!"

Ich weiß nicht mehr genau, an welchem Tage, ich glaube am Freitag, dem fünften April, ich dem Bürger Regierungsstatthalter unter Anderm Folgendes sagte:

„Nach meinem Ermessen hätten Sie den Befehl, unverhörte Bürger deportiren zu lassen, schlechterdings nicht annehmen sollen, weil es ein konstitutionswidriger Befehl ist."

Er erwiederte: „Eben dieß sagte mir auch der Bürgermeister Wyß."

Ich: „Er hat Recht gehabt, es zu sagen, Bürger Regierungsstatthalter."

Er: „Ich muß thun, was meine Obern mir gebieten, wenn ich denken kann, daß ſie hinlängliche Gründe dazu haben, wie in dieſem Fall.“

Ich: „Und wenn ſie Ihnen nun geböten, mich unverhört zu guillotiniren?“

Er: „Ich bin nicht Scharfrichter“.

Ich: „Ich meine, mich durch Jemand unverhört guillotiniren zu laſſen; würden Sie's auch vollziehen laſſen; würden Sie's thun? Ich denke es nicht?“

Er: „Ich muß immer vorausſetzen, daß das Direktorium hinlängliche Gründe haben würde.“

Ich: „Es kann nie rechtliche Gründe geben, ſich über alles Recht wegzuſetzen “

Zehnter Brief.

Predigt am Sonntage den ſiebenten April 1799.

Ich komme, lieber Freund! zu einem nicht ganz unwichtigen Punkte dieſer, wo nicht für die Welt, doch wenigſtens für Sie und meine übrigen Freunde einigermaßen intereſſanten Geſchichte — zu der Predigt, die ich Sonntags den ſiebenten April hielt. — So zerſtreuungsreich der vorgehende Samſtag war, ich hatte doch alle meine beſten Kräfte zuſammengenommen, eine Predigt zu entwerfen, in welcher das geſagt werden ſollte, was ich das Nöthigſte, Zweckmäßigſte und dem Zeitbedürfniſſe am angemeſſenſten zu ſein erachtete. Hatte ich mich je in meinem Geiſte geſammelt, je mein Herz zu Gott erhoben und um Segen gefleht, ſo war es unmittelbar vor derſelben Haltung. Das Auditorium war gedrängt; meine Seele war voll — und, Gottlob! ich konnte ſo freimüthig, ſo ungehemmt und leicht, wie ſelten, vom Herzen wegſprechen.

Ich mache mir kein Bedenken, Ihnen die ganze Predigt beizu-

legen. Sie mögen urtheilen, ob ich als ein Insurgent, oder als ein freier Protestant gegen abscheuliche Grundsätze gesprochen, ob ich die christliche Kanzel würdig oder unwürdig betreten habe.

Die Aufmerksamkeit der Zuhörer war außerordentlich gespannt, und diese sichtbare Spannung selbst schien mir Muth einzuflößen, und mir, wenn ich es, ohne Verdacht der Eitelkeit zu erregen, sagen darf, eine Art von seltener Begeisterung einzuflößen.

Noch darf ich auch beifügen, daß mir nach dem Halten derselben unaussprechlich wohl und leicht ums Herz war; daß mir kein Gedanke, irgend einen Ausdruck zu bereuen, in den Sinn kommen konnte; daß, so sehr die Meinigen und meine Freunde, ehe sie diese Predigt gehört hatten, sich geängstigt — wenige ausgenommen, ganz kummerfrei meinethalben geworden. So freimüthig ich gesprochen, so starken Accent ich auf gewisse Stellen und Ausdrücke gelegt hatte, daß gewissen Zuhörern Hören und Sehen vergehen wollte, so sehr beruhigte sie theils der ernste, feierliche Ton, mit dem es mir sie vorzutragen gelang, theils der allgemeine, gleichförmig gute Eindruck, den sie, auf eine auffallend sichtbare Weise, auf die ganze Gemeinde zu machen schien. Was mich daneben am meisten freute, war, daß meine Frau und meine Tochter besonders, die mich vorher mit so mancher bescheidenen Warnung umschlichen und umkoset, und so manchmal vorher in die Predigt einen Blick zu thun gelüstet hatten, sehr wohl damit zufrieden waren. Und dieß war im Grunde sehr natürlich; denn die Deportation der wackersten und verdienstvollsten Mitbürger war ihnen, wie kaum Jemandem, ein Dorn in den Augen, und sie konnten sich nicht satt dawider erklären, und die Art, wie die Sache vorgetragen worden, schien ihnen ganz meinem Amte und meiner Stellung gemäß zu sein, ja, meine Frau schien so zufrieden, daß sie gleich nach der Predigt mit einer Art von Heroismus zu mir sagte: „Nun, in Gottes Namen, solltest du nun auch um dieser Predigt willen deportirt werden, so geschehe der Wille des Herrn. Es wird mir keine Mühe machen. — Du hast deinem Ge-

wiſſen mit Würde genug gethan! Ich kann nicht das Mindeſte dagegen ſagen!"

Kaum war ich indeß nach Hauſe gekommen, ſo ward mir (wie auch den andern Predigern, die denſelben Morgen in der Prediger-, Fraumünſter-, und Großmünſterkirche gepredigt hatten) die Predigt von dem Regierungsſtatthalter abgefordert.

Da ich in dem mündlichen Vortrage Manches geändert hatte, ſo konnte ich mein Manuſkript nicht, wie es war, ſogleich abgeben. Ich mußte mit großer Mühe die ganze Predigt wieder neu ſchreiben, um ſie dem öffentlichen Vortrage vollkommen gleich zu machen. Ich that's, und am Dienſtag nachher überbrachte ich dieſelbe dem Bürger Regierungsſtatthalter, der, ſo viel ich mich noch erinnere, keine beſondere Bemerkung darüber machte, ſondern ſie ſogleich nach Luzern ſchickte.

Uebrigens fehlte es nicht an treuen Freunden, die doch meinethalben, dieſer Predigt wegen, in Sorgen ſtanden und ſich nicht enthalten konnten, zu ſagen: „Nun, wenn du jetzt nicht deportirt wirſt, ſo kannſt du vor aller Deportation ſicher ſein.

Mir war Alles, was von dieſer Art geſagt wird, vollkommen gleichgültig; denn ich fühlte, meiner Pflicht genug gethan und mein Herz entlaſtet zu haben. Ich ließ mich von keinem Schatten von Furcht anwandeln. Ich lege ſie Ihnen hier bei, genau ſo, wie ich ſie in die Hände des Regierungsſtatthalters gegeben hatte.

Zürich, Mittwochs, den 13. XI. 1799.

L.

Predigt über die Pflichten gegen die Obrigkeit und den Zweck und die Bestimmung derselben.

Gehalten Sonntags Morgens beim St. Peter den 7. IV. 1799. Nach der gesetzwidrigen Deportation einiger unserer Mitbürger.

Text: Aus dem Briefe an die Römer, dem dreizehnten Kapitel, von dem ersten zum vierten Verse.

Vorbericht.

Nachstehende Predigt ist hin und wieder etwas anders, als der erste Aufsatz geschrieben war, vorgetragen worden. Da der Bürger Regierungsstatthalter sie verlangte, so war es Pflicht, sie so genau wie möglich so, wie sie wirklich gehalten worden war, umzuschreiben. Einige bedeutende Stellen, die dem Gedächtnisse des Predigers entfielen und doch hingehörten, sind bezeichnet, unbedeutende hingegen nicht. So viel ist gewiß: keine Stelle, die bedenklich scheinen möchte, ist weggelassen oder im Geringsten geschwächt worden.

Zürich, Montags den 8. IV. 1799.

Johann Kaspar Lavater.

Meine andächtigen Zuhörer!

Es thut uns sehr leid, unsere angefangenen Betrachtungen über das Gleichniß Jesu von den zehn Jungfrauen unterbrechen zu müssen.

Allein wir können nicht anders, und es liegt offenbar in Euer Aller Erwartung, daß wir in diesen Tagen der Gährung und Unruhe ein dem Zeitbedürfnisse gemäßes Wort sprechen zu möglichster Beruhigung der Gemüther, zu nöthiger Belehrung, Ermunterung, Stärkung, Warnung.

Je schwerer und bedenklicher es ist, in dieser Sturmzeit mit Ruhe und mit Würde, und in diesen Tagen des Schreckens mit ernster und wirksamer Kraft zu sprechen, desto nöthiger ist die laute, bescheidene, belehrende Sprache der evangelischen Wahrheit und Weis-

heit, desto heiligere Pflicht ist es für den christlichen Lehrer, keinen so gefahrvollen Zeitpunkt vorüber gehen zu lassen, ohne das zu sagen, was das schreiende Zeitbedürfniß erfordert.

Freilich, die Umstände sowohl, als die engen Schranken der Zeit, gestatten nicht, daß nur die Hälfte, nur der zehnte Theil von dem gesagt werde, was gesagt werden sollte.

Indeß laßt uns thun, was wir können. Nicht so fast um Eure, mir nie fehlende Aufmerksamkeit bitte ich Euch, als um das, daß Ihr mich auf keinerlei Weise mißzuverstehen Euch angelegen sein lasset; daß Ihr, was ich mit prüfender Ueberlegung sage, wohl und richtig auffasset und mit ernster Gewissenhaftigkeit beherziget.

Diese billige Bitte wird Niemand übel deuten, Niemand unerfüllt lassen.

Der Geist der evangelischen Wahrheit und Weisheit leite meinen Geist, mein Herz, meine Zunge, daß ich nichts sage, als reine, nützliche und den gegenwärtigen Zeitumständen angemessene Wahrheit. Amen.

Die vorgelesene Stelle enthält einige wichtige apostolische Belehrungen über die Pflichten des Christen gegen die obrigkeitliche Gewalt und über den Zweck und die Bestimmung dieser obrigkeitlichen Gewalt.

Dieß werden die zwei Hauptpunkte unserer heutigen Betrachtungen sein. Diesen schließen wir dann noch eine kurze Summe des Gesagten und einige aus dem Texte sich ergebende nöthige Erinnerungen bei.

I.

Wir sprechen erstlich von den Pflichten des Christen gegen seine Obrigkeit.

Eine jede Seele sei der obrigkeitlichen Gewalt unterthan; denn es ist keine Gewalt ohne von Gott. Die Gewalt aber, die da ist, ist von Gott verordnet. Also wer sich der obrigkeitlichen Gewalt widersetzt, der

widerstrebt Gottes Ordnung; die aber widerstreben, werden ihnen selbst (wider sich selbst) ein (strenges) Urtheil empfangen.

Was geziemt also dem Christen, oder welches ist seine Hauptpflicht in Ansehung der obrigkeitlichen Gewalt? Gehorsam, Unterwürfigkeit.

Um dieß weiter, so gut wie möglich, zu beleuchten, beantworten wir folgende Fragen einfach und kurz:

A. Was ist obrigkeitliche Gewalt?
B. Was ist Gehorsam?
C. In welchen Fällen soll man der Obrigkeit gehorchen, in welchen nicht?
D. Warum soll man der Obrigkeit gehorchen?

A.

Was ist Obrigkeit oder obrigkeitliche Gewalt?

Die als rechtmäßig anerkannte Regierung; die Stellvertreter der Nation, die nach gewissen anerkannten Grundsätzen ein Volk regieren; die auserkorne oder bestehende Macht, die gesetzt ist, für die Sicherheit des Lebens, der Personen, der Ehre, des Eigenthums eines jeden gesetzverehrenden Staatsgliedes zu wachen, und alles Unrecht, alle Bedrückung, alle gesetzlose Gewaltthätigkeit von der Staatsgesellschaft und jedem einzelnen Gliede derselben zu entfernen verpflichtet ist; eine zur Beschützung des Staates mit möglichster Kraft ausgerüstete Gesellschaft oder einzelne Person macht also die obrigkeitliche Gewalt aus.

B.

Eine jede Seele, sagt unser Text, sei der obrigkeitlichen Gewalt unterthan oder gehorsam. Gehorsam also gebührt der Obrigkeit.

Was heißt Gehorsam? Ernstes, gewissenhaftes Bestreben, den von der Obrigkeit ausgehenden Gesetzen ein Genüge zu leisten; sich allen ihren Verordnungen ohne Widerrede zu unterwerfen und die Lasten

heit, desto heiligere Pflicht ist es für den christlichen Lehrer, keinen so gefahrvollen Zeitpunkt vorüber gehen zu lassen, ohne das zu sagen, was das schreiende Zeitbedürfniß erfordert.

Freilich, die Umstände sowohl, als die engen Schranken der Zeit, gestatten nicht, daß nur die Hälfte, nur der zehnte Theil von dem gesagt werde, was gesagt werden sollte.

Indeß laßt uns thun, was wir können. Nicht so fast um Eure, mir nie fehlende Aufmerksamkeit bitte ich Euch, als um das, daß Ihr mich auf keinerlei Weise mißzuverstehen Euch angelegen sein lasset; daß Ihr, was ich mit prüfender Ueberlegung sage, wohl und richtig auffasset und mit ernster Gewissenhaftigkeit beherziget.

Diese billige Bitte wird Niemand übel deuten, Niemand unerfüllt lassen.

Der Geist der evangelischen Wahrheit und Weisheit leite meinen Geist, mein Herz, meine Zunge, daß ich nichts sage, als reine, nützliche und den gegenwärtigen Zeitumständen angemessene Wahrheit. Amen.

Die vorgelesene Stelle enthält einige wichtige apostolische Belehrungen über die Pflichten des Christen gegen die obrigkeitliche Gewalt und über den Zweck und die Bestimmung dieser obrigkeitlichen Gewalt.

Dieß werden die zwei Hauptpunkte unserer heutigen Betrachtungen sein. Diesen schließen wir dann noch eine kurze Summe des Gesagten und einige aus dem Texte sich ergebende nöthige Erinnerungen bei.

I.

Wir sprechen erstlich von den Pflichten des Christen gegen seine Obrigkeit.

Eine jede Seele sei der obrigkeitlichen Gewalt unterthan; denn es ist keine Gewalt ohne von Gott. Die Gewalt aber, die da ist, ist von Gott verordnet. Also wer sich der obrigkeitlichen Gewalt widersetzt, der

widerstrebt Gottes Ordnung; die aber widerstreben, werden ihnen selbst (wider sich selbst) ein (strenges) Urtheil empfangen.

Was geziemt also dem Christen, oder welches ist seine Hauptpflicht in Ansehung der obrigkeitlichen Gewalt? Gehorsam, Unterwürfigkeit.

Um dieß weiter, so gut wie möglich, zu beleuchten, beantworten wir folgende Fragen einfach und kurz:

A. Was ist obrigkeitliche Gewalt?
B. Was ist Gehorsam?
C. In welchen Fällen soll man der Obrigkeit gehorchen, in welchen nicht?
D. Warum soll man der Obrigkeit gehorchen?

A.

Was ist Obrigkeit oder obrigkeitliche Gewalt?

Die als rechtmäßig anerkannte Regierung; die Stellvertreter der Nation, die nach gewissen anerkannten Grundsätzen ein Volk regieren; die auserkorne oder bestehende Macht, die gesetzt ist, für die Sicherheit des Lebens, der Personen, der Ehre, des Eigenthums eines jeden gesetzverehrenden Staatsgliedes zu wachen, und alles Unrecht, alle Bedrückung, alle gesetzlose Gewaltthätigkeit von der Staatsgesellschaft und jedem einzelnen Gliede derselben zu entfernen verpflichtet ist; eine zur Beschützung des Staates mit möglichster Kraft ausgerüstete Gesellschaft oder einzelne Person macht also die obrigkeitliche Gewalt aus.

B.

Eine jede Seele, sagt unser Text, sei der obrigkeitlichen Gewalt unterthan oder gehorsam. Gehorsam also gebührt der Obrigkeit.

Was heißt Gehorsam? Ernstes, gewissenhaftes Bestreben, den von der Obrigkeit ausgehenden Gesetzen ein Genüge zu leisten; sich allen ihren Verordnungen ohne Widerrede zu unterwerfen und die Lasten

zu tragen, welche zum allgemeinen Besten dem Staatsbürger aufgelegt werden. Wer gehorsam ist, der verehrt das Gesetz und den Gesetzgeber. Wer das Gesetz nicht verehrt und sich der obrigkeitlichen, rechtlichen Ordnung nicht unterwirft, ist ungehorsam. Der Gehorsam thut, ohne Einwendung, was das Gesetz will.

C.

Die dritte Frage, die wir zu beantworten haben, ist diese: Soll der Christ in allen Fällen der obrigkeitlichen Gewalt gehorchen? Oder gibt es Ausnahmen?

Wir antworten: In allen Fällen, ohne Ausnahme, soll er gehorchen, wenn er nicht durch physisches, leibliches Unvermögen daran verhindert wird, oder wo das Gebot nicht dem Gewissen entgegen ist.

a.

Jeder Mensch hat ein gewisses Maß von Kraft und Vermögen, welches er nicht überschreiten kann. Wer gewisse Dinge nicht zu thun vermag, von dem kann dieß Vermögen nicht gefordert werden.

Sonst muß man gehen, wo die Obrigkeit sagt: gehe! bleiben, wo sie sagt: bleib! antworten, wo sie Antwort verlangt; schweigen, wo sie schweigen heißt. Sobald man anfängt, Ausnahmen zu machen, so ist des Ausnahmenmachens kein Ende mehr.

b.

Nur dann dürfen, sollen und müssen Ausnahmen gemacht werden — die Vernunft, das Gewissen, der Geist des Christenthums befiehlt es —, wenn die Obrigkeit uns etwas Ungerechtes, Pflichtwidriges, Gewissenverletzendes zumuthen würde. Dann ist an kein Gehorchen zu denken; alsdann sagt man bescheiden und beherzt: Urtheilet Ihr selbst, ob es vor Gott recht sei, Euch mehr zu gehorchen, als Gott.

Zum Beispiel: Wenn die obrigkeitliche Gewalt dich zwingen wollte, oder dir mit Drohung geböte, einen falschen Eid zu thun, oder ein unwahrhaftes Zeugniß wider Jemanden abzulegen, oder dem Nächsten unrecht zu thun, oder Jemanden seines Eigenthumes zu

berauben, oder deinem Glauben, deiner Religion, deinem Christenthum zu entsagen: — dann müßtest du deinem Gewissen und deiner Ueberzeugung, wie Gott gehorchen, und mit Respekt einflößendem Muthe sagen: Urtheilet, ob es vor Gott recht sei, euch mehr zu gehorchen, als Gott.

Denn keine Gewalt kann Recht geben, Unrecht zu thun; keine Obrigkeit ist Herrscherin über das Gewissen und die heiligen Gesetze des Rechtes, welche in jedes Menschen Brust eingegraben sind.

D.

Warum soll man der obrigkeitlichen Gewalt gehorchen?

Die letzte Frage, die wir in unserm ersten Theile zu beantworten haben.

Sie würde von der bloßen Vernunft also beantwortet werden: Ein Staat ohne Obrigkeit ist kein Staat, und eine Obrigkeit ohne Gehorsamleistung der Staatsglieder keine Obrigkeit. Ohne Gebietende und Gehorchende läßt sich keine Staatsgesellschaft gedenken. Wenn kein Gesetz und kein obrigkeitliches Ansehen mehr gilt, kein Gehorsam mehr Statt hat, so sind alle Bande der Ordnung aufgelöst: so ist allen unbändigen Leidenschaften freier Spielraum gegeben, so ist Alles, was Recht, Unschuld, Eigenthum heißt, ein Raub einer Alles verheerenden Zügellosigkeit.

Aber von dem spricht unser Text nicht. Er führt einen ganz besondern religiösen Grund an zur Ermunterung zum Gehorsam, der für uns Christen von ausnehmender Wichtigkeit sein soll.

Die Obrigkeit ist von Gott gesetzt. Sie ist Gottes Dienerin und Stellvertreterin. Es ist keine Gewalt ohne von Gott; Gott ist der Urheber, Verordner, Veranstalter aller obrigkeitlichen Gewalt. Ja (sogar) die Gewalt, die da ist, die, so jetzt, da ich, Paulus, dieß schreibe, herrscht, ist von Gott verordnet.

Merkwürdiges Wort, worauf wir Euch auch schon bei andern Ge-

legenheiten aufmerksam machten. Das war doch eine grausam tyrannische Gewalt, die Rom und das römische Reich zu Paulus Zeiten beherrschte. Wer weiß nicht, daß es Nero, diese Schande der obrigkeitlichen Gewalt, ja dieß Scheusal der Menschheit, war, der damals den Zepter führte, und auch den Paulus nachher enthaupten ließ; — und diese Gewalt, so unwürdig sie regierte, will Paulus als eine Verordnung, Veranstaltung, Verhängniß Gottes angesehen und um Gottes Willen respektirt wissen.

O könnte ich Euch auf diesen apostolischen Begriff aufmerksam genug machen!

Gott, Gott, sage ich, ist in der Obrigkeit zu verehren. Der Obrigkeit gehorchen, heißt Gott gehorchen.

Ihr den Gehorsam versagen, heißt Gott den Gehorsam versagen; sich wider sie empören, heißt, sich wider Gott empören.

Die Gewalt, die da ist, die ist von Gott verordnet; also daß, wer sich der obrigkeitlichen Gewalt widersetzt, der widerstrebt Gottes Verordnung; und ein Widerstreber wider Gottes Ordnung und wider Gott wird dem strengen Gerichte und den Aeußerungen des göttlichen Mißfallens nicht entgehen. — O Christ, willst du Christ sein, ist dir dein Evangelium heilig, so halte fest an dieser klaren, so positiven und unwiderruflichen apostolischen Lehre, die allein, mehr als alle äußere physische und politische Macht, gewährleisten, garantiren und verbürgen kann die Ruhe und Sicherheit des Staates.

Die Regierung, die da ist, unter welcher wir jetzt stehen, ist von Gott verordnet. In dieser sollst du Gottes Dienerin (Repräsentantin) Stellvertreterin verehren.

Wehe also, wehe dem, der sich auf irgend eine gewaltthätige Weise dieser Gottesverordnung widersetzt!

Der heilige Geist der Wahrheit spricht die Sentenz wider ihn aus: Er wird wider sich selbst ein Urtheil empfahen. Es wird ein strenges Gericht wider ihn ergehen. Er wird ein war-

nendes Schreck-Exempel für Andere werden. Gott wird ihn anders nicht, als einen Empörer wider ihn, den Verordner und Unterstützer des obrigkeitlichen Ansehens, behandeln.

So denkt der Christ von dem gewaltsamen Widerstreben gegen das obrigkeitliche Ansehen. Die obere Gewalt ist in den Augen des Christen etwas Geheiligtes, Unantastbares, Unverletzliches; er erzittert vor einem Schänder und Lästerer derselben, und er bebt vor dem Schicksale und dem ernsten Gerichte, das dessen wartet, dem eine so heilige, weise und wohlthätige Verordnung Gottes unverehrungswürdig oder verächtlich ist.

Christen! wenn wir nicht auf den Christennamen, auf alle Christen gegebenen Verheißungen und Rechte Verzicht thun wollen, so müssen wir es für heilige, unverletzliche Pflicht achten, jeden, auch den leisesten, Gedanken von Auflehnung, Empörung, gewaltsamem Widerstande in unserer Seele sogleich zu unterdrücken, wenn wir auch wirklich auf eine gesetzwidrige Weise uns von einer obrigkeitlichen Gewalt gekränkt glauben sollten. — Keine Reizung, von wem sie immer herkommen möge, kann uns zu einem positiven Schritte der gewaltsamen Widersetzlichkeit berechtigen. Jede gewaltthätige Maßregel gehört in das Reich dieser Welt; sind wir Christen und gehören wir in das Reich, das nicht von dieser Welt ist, so ruft uns die Stimme der heiligsten Geduld und der weisesten Liebe zu, sobald man auch nur eine Hand gegen die Diener der obrigkeitlichen Gewalt regen will: Stecke dein Schwert in die Scheide.

Wo wäre, wie es scheinen möchte, Gewalt und Gegengewalt würdiger gebraucht worden, als zur Vertheidigung der göttlichen Unschuld, da sie wie von einer Räuberbande, als wäre sie selbst das Haupt einer Räuberbande, überfallen worden war? Da nun keine Gewalt bei dieser Gelegenheit gebraucht wurde, urtheilet, ob je ein Christ eine bewaffnete Hand gegen seine Obrigkeit aufheben oder Andere dazu bereden dürfe?

Die Waffen der Christen sind nicht fleischlich, sondern geistlich. Gebet und Weisheit, demüthige Geduld, Muth mit Würde, kraftvolle Beredsamkeit, lichthelle Vorstellungen, Bitten, Flehen, Ermahnen — und Gehorsam, wo er immer ohne Gewissensverletzung geleistet werden kann: dieß, Christ, sind deine Waffen, auch dann, wenn du von einer obrigkeitlichen Gewalt Unrecht zu leiden glauben solltest.

Ich sage es so laut und so stark ich es sagen kann: Ein Gräuel ist in des Christen Brust der allergeringste Gedanke von Auflehnung gegen die obere Gewalt, oder von Begünstigung derselben, geschweige von Vereinigung mit denen, die sich solche unchristliche Gedanken erlauben.

Freilich ist er dann deßwegen nicht aller und jeder Mittel beraubt, sich mit Vernunft und Anstand, obgleich gewaltlos, dem Unrecht zu widersetzen; hat er nicht große Lehren und Beispiele vor sich, wie er in Fällen, wo er gesetzwidrig behandelt wird, handeln soll? Jenes Wort Paulus zum Beispiele: Ist es Euch erlaubt, einen römischen Bürger, ehe er verurtheilt ist, zu binden oder zu mißhandeln? Oder jenes Wort: Du sitzest und richtest mich, oder solltest mich richten nach dem Gesetz, und heißest mich schlagen wider das Gesetz. Oder jenes weise Wort Gamaliels: Richtet auch unser Gesetz einen Menschen, es habe dann von ihm selbst verstanden, was er thue? Oder jenes einfache und würdevolle Wort: Habe ich Unrecht geredet, so beweise, daß es Unrecht sei; habe ich aber recht geredet, was schlägst du mich? So weit, aber weiter nicht, darf der Christ, ohne zu sündigen, sich der Gewalt widersetzen.

II.

Wozu ist nun die obrigkeitliche Gewalt gesetzt? Was ist, unserm Texte zufolge, ihr Zweck und ihre Bestimmung? Die Regenten sind eine Furcht, ein Schrecken, nicht der guten, sondern der bösen Werke. Willst du

dich vor der obrigkeitlichen Gewalt nicht fürchten, so thue Gutes, so wirst du Lob von derselben haben. Thust du aber Böses, so fürchte dich; denn sie trägt das Schwert nicht umsonst. Sie ist Gottes Dienerin, eine Rächerin zur Strafe wider den, der Böses thut.

A.

Was soll erstlich die Obrigkeit nicht sein?

Sie soll nicht sein eine Furcht der guten Werke. Eine dem Guten, und dem Vollbringer des Guten, als solchem, furchtbare Obrigkeit, — obgleich der Christ, als Christ, sich ihr ohne schwere Verantwortung auf keine gewaltsame Weise widersetzen darf —, verdient doch den Namen einer Obrigkeit nicht mehr. Heiliger Namen — Obrigkeit — wie kannst du der Gewalt je mit Recht zukommen, die überall vergißt, daß sie Gottes Dienerin und Stellvertreterin ist, dem Unschuldigen zu Gutem, der Gewalt, welche den verfolgt, der dem Gesetze treu, der Pflicht von Herzen ergeben, dem Vaterlande hold und der Tugend entschiedener Freund ist?

Es scheint mir, besonders in den gegenwärtigen Zeiten, des christlichen Predigers heilige und unerläßliche Pflicht, dieß laut und in dem Namen des Evangeliums ernstlich auszusprechen: die Regenten sollen eine Furcht und ein Schrecken sein, nicht der guten, sondern der bösen Werke.

Kann nicht in der neuen Ordnung der Dinge jeder Stadt- und Landbürger den Zutritt haben zu der Regierung? Sind nicht in dieser Versammlung wahrscheinlich auch einige künftige Regenten? Sollen diese nicht vorher belehrt werden, daß der des Namens einer obrigkeitlichen Person unwürdig ist, der eine Furcht und ein Schrecken sein will der Guten? Sollen diese nicht erinnert werden, daß sie Gottes Diener und Stellvertreter uns zu Gutem sein sollen? Soll diesen nicht frühe genug gesagt werden: daß es ihnen nie geziemen kann, sich über ihre Brüder, wie Herren über ihre Sklaven zu erheben? daß sie ihrer Bestimmung

geradezu entgegen handeln, wenn sie sich ein hohes, erniedrigendes, furchtbares Ansehen geben, und über ihre Mitbürger, das heißt, über die Schrecken zu verbreiten suchen, die durch ihre Rechtschaffenheit Achtung verdienen, durch ihre Tugend Ehrfurcht einflößen, oder durch ihre Gutherzigkeit alle Herzen gewinnen *).

Künftige, nur Gott bekannte Regenten unsers freigenannten Volkes! pflanzet Euch früh in Euer noch schuldloses, uneingenommenes, unverhärtetes Herz einen tiefen Abscheu ein gegen Alles, was Furchtbarkeit gegen Gute oder Schrecknißgeist gegen Gerechte und Unschuldige heißen oder scheinen mag.

Kann auch etwas Schrecklicheres sein, etwas, wodurch eine Obrigkeit sich selbst mehr erniedrigen und schänden kann, — etwas, wodurch aller Gerechtigkeit und Freiheit mehr Hohn gesprochen wird, als wenn der Unschuldige wie der Schuldige, wenn der Rechtschaffene wie der Bösewicht, wenn der redliche, warme Vaterlandsfreund wie ein Landesverräther, wenn der Ehrer der obrigkeitlichen Gewalt wie ein Empörer behandelt wird; wenn Furcht eingeflößt wird denen, die Gutes thun, weil sie Gutes thun, in Angst versetzt werden harmlose, schuldlose Herzen, zittern gemacht wird die bescheidene Unschuld, Seufzer ausgepreßt werden den biedersten Vaterlandssöhnen.

Künftige, Gott nur bekannte Regenten meines lieben helvetischen Vaterlandes! fasset meine Worte in Euere Ohren. Ich will noch sprechen, so lange ich sprechen kann, was ich meine Pflicht zu sein erachte; denket daran, wann ich lange schon im Schooße der Erde ruhen werde.

Seid nie eine Furcht der guten Werke; nie ein Schrecken der guten Menschen; das geziemt nicht Dienern und Stellvertretern der unsichtbaren höchsten Gewalt.

Laßt Euch frühe warnen, ehe die Schlangenstimme der Verfüh-

*) Einige dieser Ausdrücke entgingen dem Gedächtnisse des Predigers.

rung Euch umschleicht. Lernet sie kennen, ehe sie in Euer Ohr flüstert! Diese verführsame Schlangenstimme spricht alsdann kein Wort von Recht, Pflicht, Gesetz; sie spricht nur von Noth, die keine Gesetze kenne, vom Drang der Umstände, wo man es nicht so genau nehmen könne. Sie wird das Ungerechteste zu entschuldigen, das Gesetzwidrigste zu rechtfertigen, das Abscheulichste zu beschönigen suchen; sie wird offenbare Gewaltthätigkeit, Klugheit, gesetzverhöhnenden Despotismus *), nothwendige Maßregel und das vermessenste Spiel mit der Sicherheit der Personen Vorkehrungsmittel zu ihrer Sicherheit nennen.

Sie wird sprechen, diese Schlangenstimme, von höherer Politik, von wichtiger Staatsräson, und wenn sie endlich zugeben muß, dieß und jenes sei freilich an sich hart und ungerecht, so wird sie Alles geendigt zu haben glauben, wenn sie von diesem Unrecht, als von einem unausweichlichen Uebel, sprechen, und Alles, was man verlangt, wie inhuman es sei, ein Opfer nennen kann, das man dem Vaterlande zu bringen schuldig sei.

Ich will noch sprechen, so lange ich sprechen kann; denket daran, wann ich schon lange im Schooße der Erde ruhen werde. Diese Schlangenstimme wird Euch umschleichen! Untersuchet jetzt mit ruhiger Vernunft, welch' ein Geist aus ihr spreche? Und wenn es Euch jetzt klar und gewiß ist, daß dieß nicht die Sprache der reinen Vernunft, des Rechts und des Gewissens, sondern Schlangenstimme ist, so weiset sie dann in der Stunde der Versuchung mit dem Worte weg: „Hebe dich, Satan! verdammte Politik, die die Unschuld schreckt und der Tugend furchtbar ist. In den Abgrund zurück, woher du stammst, infame Staatsklugheit, die Böses thut, damit Gutes daraus erfolge!"

Wer gut ist, schreckt keinen Guten. Wer nicht grundböse ist,

---

*) Leider ist dieß auf der Kanzel um einen kleinen Ton schwächer gesagt worden.

hat keine Freude, die Unschuld zittern zu machen und der Rechtschaffenheit furchtbar zu sein. Die obrigkeitliche Gewalt ist eine Furcht nicht der guten Werke, sondern der bösen.

O mein Gott! mein Gott! so leicht und so bald ist ein Feuer des Schreckens angezündet, das oft so schwer, oft gar nicht zu löschen ist!

Tausend Herzen, wie leicht mit einem Mal durch Einen Schritt, der in tausend Herzen eingreift, kaum heilbar verwundet!

Nichts verbreitet so schnell und so weit peinliches Mißtrauen, wie unerhörte furchtbare Maßregeln, von denen man keinen vernünftigen Grund absehen kann. Und wie schwer, ach! wie schwer und wie selten kann das einmal tief eingesessene Mißtrauen durch alte und neue Vertrauensgründe überwogen und ganz aus der Seele wieder vertilgt werden!

Beherzige dieß, künftiger Regent, der du im unbekannten Manne oder Jünglinge hier sitzest, und lege es tief in deine Seele: die Regenten, die des schönen und ehrenvollen Namens, Diener und Stellvertreter Gottes, auch nur einigermaßen würdig sein wollen, sind nicht eine Furcht und ein Schrecken der Guten, sondern der Bösen.

Ich sprach bisher mit künftigen Regenten, und spräche lieber, o wie viel lieber, mit den jetzigen! O was könnte mir in aller Welt erwünschter sein, als wenn ich mich in diesem Augenblicke in den Sitz der helvetischen Regierung nach Luzern versetzen könnte, oder, wenn es möglich wäre, daß alle obersten Gewalten sich hier gegenwärtig befänden, damit ich ihnen eben das sagen könnte, was ich in dem Drange meines Herzens nach dem Bedürfnisse dieser Zeit den künftigen Stellvertretern der Nation in dem Namen des Evangeliums so eben an's Herz legte.

O wenn ich, Bürger Regenten! das Vergnügen hätte, Euch in dem gegenwärtigen Momente vor mir zu erblicken, wie wollte ich vor Euch auf die Kniee niederfallen!

Wie wollte ich bebend und doch vertrauensvoll meine gefalteten Hände gegen Euch ausstrecken und Euch im Namen des Geistes der Wahrheit und des Vaterlandes anflehen: „Seid, Väter und Brüder, nicht eine Furcht, nicht ein Schrecken der Guten, sondern nur der Bösen. Laßt keine Furcht (sie geziemt nur kleinlichen Seelen) Euch verleiten, die Miene der Furchtbarkeit anzunehmen. Laßt Euch keine edle Sorge für das Vaterland zu weit führenden und, ach! wie weit irreführenden Verdächten verleiten, die nur in der Brust, in welcher kein patriotisches Herz schlägt, aufsteigen dürfen *).

Mit aufgehobenen gefalteten Händen, auf den Knieen vor Euch und mit einem Strom von Thränen möchte ich Euch in dem Namen des Vaterlandes und vieler tausend stiller Vaterlandsfreunde anflehen: „Beherziget die unzähligen, unabsehbaren und kaum vergütbaren Folgen einer einzigen konstitutionswidrigen und terroristischen Handlung gegen Unschuldige, Gute, oder auch nur gegen Unverhörte; einer einzigen (eklatanten) öffentliches Aufsehen erregenden Handlung, die auch den besten, entschiedensten Patrioten das Gepräge furchtbarer Gewaltthätigkeit zu haben scheinen muß.“

Auf den Knieen wollte ich Euch bitten, zu bedenken, daß eine einzige solche Handlung, wie sehr sie auch durch Drangumstände Euch nothwendig zu sein schien, tausend Euerer bekannten und unbekannten verdienstvollen Sorgen, Nachtwachen, Berathschlagungen, Bemühungen, Aufopferungen gleichsam verschlingt und vernichtiget, daß zwanzig nachherige edle Handlungen diese einzige je kaum wieder vergüten können.

Bürger Volksvertreter! Euere Kniee möchte ich umfassen und Euch mit allem Drange eines Vaterlandsfreundes, der nicht das Mindeste für sich suchen kann, bitten und beschwören, zu bedenken: „Nichts, als Vertrauen, zeugt Vertrauen; nichts, als Liebe, zeugt

*) Diese letztern Zeilen sind meines Erinnerns dem Gedächtniß entfallen.

Liebe", und Liebe und Vertrauen der Nation wollet Ihr doch; was könntet Ihr sonst wollen?

(Ihr seid weise! Härte mache Euch nicht unweise scheinen! Wenn Ihr gut seid, meidet allen Schein des Bösen.) *)

Mit aller Kraft, die mir Gott verleihen würde, möchte ich Euch zurufen: „Schreckenssysteme geziemen nicht edeln Patrioten; der Terrorismus kann sich nie lange, kann sich nur, mit sorgsam ängstlicher Furcht, eine Zeitlang erhalten. Liebe und edles Vertrauen hält sich immer! Gerechtigkeit hat sich nie zu fürchten! Terrorismus muß am Ende den Dolch, den er wider Andere erhebt, in seine eigene Brust stoßen; die Regenten sollen nicht sein eine Furcht der Guten, sondern nur der Bösen."

So, und wäre es möglich, noch kräftiger, herzlicher, flehender würde ich mit den obersten Gewalten sprechen, und denket Ihr, Geliebte! daß ich umsonst sprechen würde?

O gewiß nicht. Sie würden mir freundlich lächeln, mir liebreich die Hand reichen und mir vielleicht noch danken und mit einiger Betroffenheit andere als harte Maßregeln ergreifen.

B.

Die Regenten sind nicht eine Furcht der guten Werke, sondern der bösen. Willst du dich vor der obrigkeitlichen Gewalt nicht fürchten, so thue Gutes, so wirst du Lob von der Regierung erhalten; denn sie ist eine Dienerin Gottes dir zu Gutem.

Eine gute Regierung freut sich von Herzen alles Guten und aller Guten.

O sie schaut mit heiterm, scharfem, frohem Blicke umher auf alle Freunde des Vaterlandes, alle Ehrer der Menschenrechte, alle

*) Die eingeklammerte Stelle erinnere ich mich nicht gesagt zu haben; sie soll aber hier stehen, denn sie hätte gesagt werden sollen.

Wohlthäter der menschlichen Gesellschaft, alle biedere, thätige, nützliche, uneigennützige Staatsbürger. Sie faßt sie ins Auge; sie prägt sich ihre Namen ein; sie wünscht Kräfte, sie belohnen zu können; sie schenkt ihnen ihren lauten Beifall; sie gedenkt ihrer mit Ruhm; sie freut sich, wenn sich eine Gelegenheit darbietet, ihnen ihr Wohlgefallen an ihrem guten, rechtschaffenen Sinne thätlich beweisen zu können. So denkt eine gute Regierung

Hört es, jetzige und künftige Regenten! seid Diener Gottes uns zu Gutem! Seid scharfe und frohe Beobachter des Guten und der Guten; herzlich theilnehmende Bemerker des Löblichen und Ruhmwürdigen; willige Lobpreiser und Belohner probhältiger Rechtschaffenheit und Treue an dem Vaterlande.

Höret es, jetzige und künftige Regenten meines Volkes! Erfreuung der Guten sei Euere Freude; Belohnung der Tugend Euere Lust; Krönung des ächten, stillen, unparteisüchtigen, untumultuarischen Verdienstes Euer Wunsch, Euer Bestreben, Euere Leidenschaft; kein Guter müsse von Euch unbemerkt, ungelobt und wo möglich Keiner unbelohnt bleiben.

C.

Die Regierung ist endlich gesetzt, das Böse zu strafen; die obrigkeitliche Gewalt ist eine scharfe Bestraferin des Verbrechens.

Thust du Böses, so fürchte dich, denn sie trägt das Schwert nicht umsonst. Sie ist Gottes Dienerin, eine Rächerin zur Strafe über den, der Böses thut.

Nichts Furchtbareres ist in der sichtbaren Welt dem Bösen und Lasterhaften, als die obrigkeitliche Gewalt. Ja, dem, dem Feinde des Guten, dem Beförderer und Verbreiter des Bösen soll sie furchtbar sein; dem Störer der Ruhe, dem Untergraber der Sicherheit; dem Begünstiger unfriedlicher Gesinnungen; dem Treulosen, der seines Nächsten Ehre, Eigenthum, Leben in Gefahr setzt. (Fürchte dich, Böser, vor der Strafmacht der Regierung!)

Sie verdiente den Namen einer Obrigkeit nicht, wenn sie gegen Laster und Verbrechen nachsichtig, gegen Feinde der allgemeinen Wohlfahrt und Sicherheit gleichgültig wäre. Gleichgültigkeit gegen Laster und Lasterhafte wären eben so schädlich und schändlich, als wenn sie ein Schrecken der Guten wäre! Wie würde der Böse triumphiren und Unschuld und Gerechtigkeit schmachten!

Begünstige kein Böses und keinen Bösen durch Strafloſigkeit gegen das Laster.

Hört es, jetzige und künftige Regenten! seid Rächer des Bösen; traget das Schwert nicht umsonst! Macht Euch eben so furchtbar dem Bösen, als lieblich dem Guten. Nicht die Tugend, das Laster muß vor Euch und Euerer Lasterverabscheuung und Euerer Strafmacht erzittern! Seid schrecklich, nicht dem Gerechten, sondern dem Ungerechten! Unerbittlich, nicht den Bitten der Gerechtigkeit und Billigkeit, aber den Bitten und Schmeicheleien der Boshaften, des schadenfrohen, des pflichtvergeſſenen, des gewissenlosen Lasters; strenge gegen den Vaterlandsfeind, hart gegen den Harten und Herzlosen, ein Schrecken dem Untergraber der Freiheit, dem Zerrütter der Ordnung, dem Verletzer der Gesetze, der Konstitution, der Menschenrechte.

III.

Beschluß.

Die Summe des Gesagten ist, Andächtige! einfach, klar, unwiderrufbar diese:

Der ist kein Christ, der der festgesetzten obrigkeitlichen Gewalt mit Gewalt widersteht; der gegen eine bestehende Konstitution, oder Regierungsglieder, oder Gesetze, welche nicht wider das Gewissen streiten, sich empört oder gar eine fremde bewaffnete Macht wider sie anruft; er empört sich wider Gott, der der Verordner und Unterstützer alles obrigkeitlichen Ansehens ist; er gehört nicht in christliche Versammlungen, denn er handelt geradezu gegen den Geist des Evangeliums. Er thut auf alle göttliche Verheißungen Verzicht. Und

wenn er sich gar empört, der Gewalt eigene, einheimische oder fremde Macht entgegensetzt, er ist ein Empörer wider Gottes Ordnung und wider Gott; er geht ernsten, unausweichlichen Gerichten entgegen.

Die Summe des Gesagten ist: der Regent soll nicht dem Guten, sondern dem Bösen furchtbar sein. Nur Tyrannen, nicht väterliche Regenten sind der Unschuld und Tugend furchtbar.

Wer Gutes thut und sich um das Vaterland verdient macht, der soll Beifall, Lob und Belohnung von der obersten Gewalt zu erwarten haben; wer aber Böses thut, der wird ernster, menschlicher und göttlicher Strafe nicht entgehen; er soll, zum warnenden Beispiele für Andere, eine Menge Widerwärtigkeiten erfahren.

Dieß ist die Hauptsumme des Gesagten.

Vernehmet nun noch einige zeitgemäße, größtentheils auch aus dem Texte selbst herfließende Lehren und Erinnerungen.

A.

Lasset uns Beispiele sein der Achtung und des Gehorsams gegen die über uns von Gott, durch die Stimme des Volkes, gesetzte Obrigkeit. Sie werde von uns als eine Dienerin und Stellvertreterin der unsichtbaren höchsten Gewalt verehrt! Laßt uns eingedenk sein des Wortes: Seid aller menschlichen Ordnung unterthan um des Herrn willen. Traget, was Ihr in dem Drange gegenwärtiger Zeit zu tragen habet, mit demüthiger, christlicher Geduld, und äußert kein Mißvergnügen über das, was Euch von der Regierung, eben gegenwärtiger Noth wegen, aufgelegt wird. Thut, was Ihr thun sollt, als dem Herren und nicht den Menschen.

B.

Erlaubet Euch keine scharfe, harte Urtheile gegen Eure Obrigkeit, viel weniger gewaltsame Maßregeln, wenn Ihr auch durch unerklärbare Schritte derselben Euch dazu berechtigt glauben möchtet. Seid Ihr in der Ueberzeugung, daß etwas Gesetzwidriges, Konstitutionswidriges von Ihr geschehen sei, so gehe man den offenen,

geraden Weg des Rechtes und der Freiheit, der uns von der Konstitution angewiesen wird. Man berufe sich mit Bescheidenheit und Würde, ohne Furcht und ohne Trotz, auf Gesetz und Verfassung, und zeige mit Klarheit und Gründlichkeit die Abweichung davon. Man setze immer die Möglichkeit voraus, daß der Drang der Geschäfte und das Zusammentreffen von einer Menge verdachterregender, fataler Umstände sie das Eine und Andere habe vergessen machen oder zu einem übereilten Schritte habe nöthigen können, ohne daß ihr die mindeste böse Meinung oder despotische Absicht zur Last falle. Bleibet also auf dem Wege leidenschaftloser Vernunft, und gestattet Euch nicht den mindesten Schritt, der auch nur den Schein von Gefährlichkeit oder Auflehnung haben könnte.

C.

Ueberhaupt, Brüder! lasset uns einander unaufhörlich in guten, schönen, edeln, ächt vaterländischen Grundsätzen und Gesinnungen stärken.

Jeder ersticke in seiner eigenen Brust und, so viel es ihm möglich ist, in der Brust aller seiner Mitbürger, mit dem kräftigsten Willen (und ernster Wille vermag viel) jeden Funken des Unwillens, des Mißmuthes, der raschen Ungeduld; jeden Funken von bitterer, herber Leidenschaftlichkeit, der so leicht zur Gluth oder zur Flamme der Empörung sich verbreiten und ausbrechen könnte.

Vernunft und Weisheit verlassen uns nie!

Der Geist der Gerechtigkeit und Billigkeit verlasse uns nie!

Unsere innersten Urtheile seien der Wahrheit und Gerechtigkeit gemäß, und unsere äußern, ausgesprochenen Urtheile nicht nur wahr, sondern auch billig und von herumschauender Klugheit geleitet.

Lasset uns mit dem und mit keinem andern Maße messen, mit welchem wir von Andern gemessen zu werden wünschen und mit Billigkeit verlangen können.

D.

Ueberhaupt, in allen Dingen, an allen Orten, zu allen Zeiten,

in allen Verhältnissen lasset uns als erleuchtete Christen, dem Buchstaben und Geiste des Evangeliums gemäß handeln, und besonders zu dieser so äußerst bedenklichen und dornenreichen Zeit.

Lasset uns alle unsere Gedanken prüfen: „Sind sie der Wahrheit, der Vernunft, der Pflicht, der Natur der Dinge gemäß? dürften wir uns nicht scheuen, dieselben einen weisen Freund der Wahrheit und Tugend wissen zu lassen?“

Lasset uns alle unsere Worte wägen: „Sind sie eines erleuchteten, ruhigen, gesetzten, wahrhaften, redlichen Menschen und Bürgers würdig? Sind es Urtheile der ruhigen Vernunft? Erzählungen der wohlunterrichteten Wahrheitsliebe? Worte, die in dieser Zeit, ohne Gefahr der Mißdeutung ausgesprochen werden dürfen?“

So laßt uns alle unsere Thaten und Schritte prüfen: „Sind es Schritte und Thaten der Weisheit, der Gerechtigkeit, der Pflicht, der Vaterlandsliebe, der Treue an Recht und der Tugend. Sind sie dem Wohl des Staates zuträglich oder schädlich?“

„Können sie uns keine Verantwortung zuziehen? Und wenn bei dieser argwohnreichen Zeit auch dem vorsichtigsten Vaterlandsfreunde eine Verantwortung kaum ausweichlich ist, können sie uns keine Verantwortung schwer machen? dürfen wir nichts davon zurücknehmen? dürfen wir vor Gott und Menschen, vor dem Gesetz und der Konstitution dazu stehen?“

So seien auch alle unsere Schritte, Handlungen, Schriften, Briefe besonders, rein von aller Zweideutigkeit der Gesinnung, frei von Allem, was nur den Schein von Empörung oder Friedenshaß oder Ruhestörung oder Zerrüttungsbegierde haben könnte.

Alles sei abgewogen, voll aufrichtiger, warmer Vaterlandsliebe, Gesetzverehrung; Alles beweise unsere Treue an der Konstitution, an Recht und Pflicht.

Ich schließe mit den Worten aus dem ersten Briefe Petri III, 10—15. „Wer das Leben lieb haben, und gern, so viel es in dieser Zeitlichkeit und Zeit möglich ist, gute Tage sehen will, der

bewahre seine Zunge vor dem Bösen, und seine Lippen, daß sie nicht falsch reden. — Er wende sich von dem Bösen und thue das Gute; er suche den Frieden und jage ihm nach; denn die Augen des Herrn sehen auf die Gerechten, und seine Ohren hören auf ihr Schreien. Aber das Angesicht des Herrn widersteht denen, die Böses thun; doch wer ist, der Euch (lange und unvergütet) Böses thun könne, so Ihr dem Guten nachkommen werdet? Ja, so Ihr auch um der Gerechtigkeit willen leidet, selig seid Ihr. Heiliget und verehret nur immer den Herrn Gott in Euerem Herzen; der sei stets Euer Augenmerk. Seid übrigens allezeit bereit zur Verantwortung gegen einen Jeden, mit Sanftmuth und Ehrfurcht, und habet ein gutes Gewissen, daß die, so Euch übel reden, als Uebelthätern, wenn sie Euern guten christlichen Wandel ansehen, zu Schanden werden. Denn es ist besser, wenn es Gottes Wille ist, daß Ihr leidet, wenn Ihr Gutes thut, als wenn Ihr Böses thut."

„Und dann fürchtet Euch vor keinem Trotzen und Drohen und erschrecket nicht; denn wenn Gott für Euch ist, wer mag wider Euch sein?" Amen.

Eilfter Brief.

Usteri's Antwort. Brief an ihn und Rückantwort.

Lieber Freund!

Sonntags den 7. IV. 1799 erhielt ich vom Senator Usteri eine Antwort, wovon sich das Original gleich mehreren Originalen, die nach Luzern und Bern kamen, verloren hat, deren Inhalt mir aber noch klar vor dem Gedächtniß schwebt: „daß er das absurde Verfahren des Direktoriums verabscheue; daß er mit Laharpe und Bay deßwegen ernstlich gesprochen; daß Glaire diese tollen Maßregeln mißbillige; daß der Statthalter Schmidt in Basel gegen die Deportation protestirt haben soll, und so weiter."

Den zehnten April schrieb er mir wiederum: „Ich darf nicht säumen, dasjenige zurückzunehmen, was ich Ihnen in meinem vorigen Briefe, nicht als Gewißheit, sondern als Sage (die mir freilich aus der Quelle, aus der ich sie hatte, sehr glaubwürdig vorkommen mußte) von dem Statthalter in Basel schrieb. Er hat, wie ich nun höre, nicht gegen die Verhaftungen, sondern gegen einen andern Auftrag Einwendungen gemacht, und jene sind vor sich gegangen."

„Sie haben, wie man mir sagt, von meiner Nachricht gegen den Statthalter von Zürich, vermuthlich durch gleiche Empfindungen bewogen, durch die ich sie Ihnen mitzutheilen veranlaßt ward, Gebrauch gemacht. Es wird Ihnen so wenig, als mir, schwer werden, diese Empfindungen, wenn es nöthig sein sollte, zu verantworten. O ich habe seit dem Anfang der Schreckensepoche der fränkischen Revolution, mir es so oft als den höchsten und schönsten Triumph der Freiheit und der Menschheit gedacht, wenn jeder ungerechte und jeder unbefugt gegebene Befehl der höhern Beamten (ich spreche bestimmt und einzig von gesetz- und konstitutionswidrigen Befehlen, die zu geben der Befehlende keine Vollmacht hat) in den Werkzeugen, durch die sie vollzogen werden sollten, einen unüberwindlichen Widerstand fänden. — Die konstitutionelle Hierarchie der Gewalten ist mir gar wohl bekannt, aber sie ist innert der Konstitution und darf sich nicht über diese hinaus dehnen. Die untern wie die obern Beamten sollten, jeder an seiner Stelle, Wächter der Konstitution sein, und sie sind für die Ausführung konstitutionswidriger Aufträge eben so verantwortlich, machen sich dadurch eben so schuldig, als durch eigene konstitutionswidrige Handlungen. Wie hätte ich mich somit nicht freuen sollen über das wahr geglaubte Betragen eines helvetischen Beamten, in dem ich diesen Grundsatz der ersten und einzigen genugthuenden Garantie der Konstitution erkannte?"

„Nun erlauben Sie mir, mein innig verehrter Mann! Sie zu bitten, doch für den Augenblick wenigstens, Ihrem Eifer etwas Ruhe und Stille zu gebieten. Ich weiß wohl, daß Sie nichts fürchten

und daß — wenn ich Ihnen sage, es ist ein Gewitter, das Ihnen drohte, vorübergegangen und dahin abgeleitet worden, daß der Regierungsstatthalter einzig Ihnen Vorstellungen zu machen beauftragt war — dieß für Sie kein Beweggrund ist, noch sein kann, um anders zu handeln, als es Ihnen die Pflicht gebietet."

„Aber die Ueberzeugung darf ich Ihnen immer mittheilen, die ich hege, daß für die gute Sache etwas mehr Ruhe von Ihrer Seite vortheilhafter sein wird, als das Gegentheil."

„Ich schreibe, oder lasse Ihnen mündlich mehr sagen durch den Bürger Sulzer."

Gruß und Hochachtung!

Usteri.

Antwort an den Senator Usteri.

Zürich, den 10. IV. 1799.

„Ich kann, lieber Usteri! Ihnen nicht genug danken für Ihre Bemühungen aller Art, zum Besten der guten Sache und, wie ich höre, auch für mich."

„Doch, Sie bedürfen keines Dankes und haben die Belohnung in sich selbst. Ich werde also durch des Regierungsstatthalters Mund das hochobrigkeitliche, allergnädigste Mißfallen — wofür? für mein Schreiben Salis wegen? für mein Trostschreiben an die Frauen der Deportirten? — vernehmen und dann handeln, wie ein Mann, der sich keiner Verschuldung gegen das Gesetz bewußt ist, handeln soll."

„Glauben Sie mir, das heißt, Ihre Weisheit überzeugt Sie: der erste Nichtschritt der Furcht ist ein Signal zu neuen terroristischen Schritten. Nichts, nichts, als anhaltende Furchtlosigkeit und unausgesetzte, immer gleichförmige Aeußerungen derselben hält die furchteinflößenden, aus Furcht nur despotischen, Terroristen im Respekt. Nichts ist denselben furchtbarer, als absolute Furchtlosigkeit dessen, der sich nichts vorzuwerfen hat, und der nichts will, als was das Gesetz will."

„Ehe ich letzten Freitag Ihren lieben Brief erhielt, hatte ich dem Statthalter mündlich gesagt: Ich hätte an seiner Stelle den konstitutionswidrigen Befehl nicht angenommen. Wie natürlich also, daß ich ihm Morgens darauf, da ich ihm sonst schrieb, meldete: Ein Senator aus Luzern habe mir gemeldet, ein Statthalter habe den edlen Muth gehabt, den Befehl nicht zu vollziehen.“

„Nun wissen Sie, daß Tscharner in Bern dieß wirklich that.“ *)

„Ihre Grundsätze hierüber sind ächt republikanisch.“

„Höchst dringend scheint mir übrigens eine laute Frage an die Gesetzgebung, und ich wünschte sehr, Ihre Gedanken darüber zu wissen.“

„Gesetzgeber!“

„Kann ein Gesetz dringender sein, als das: Wie haben sich die Gesetzgeber, die Stellvertreter der Nation, zu verhalten, wenn das Vollziehungs-Direktorium konstitutionswidrige Schritte thut? Deßgleichen: Wie hat sich ein helvetischer Bürger zu verhalten, wenn ein Unterbeamter, auf wessen Befehl es immer geschehen möge, konstitutionswidrige Schritte thut? Ferner: Wie hat sich ein helvetischer Bürger zu verhalten, wenn ein helvetischer Bürger arretirt, und nicht verhört, oder wenn ihm von Seite einer Behörde, vor allem Verhör, ein Mißfallen bezeugt wird?“

„Wirklich ist es der Fall mit Ulysses Salis, der über drei Monate Hausarrest hat, nie verhört worden und die sehr beträchtlichen Bewachungskosten bezahlen soll. Ist dieß auch zu verantworten? Ich schrieb deßwegen an das Direktorium — nichts erfolgte; er ist noch bewacht, soll noch bezahlen — und die einzige Wirkung meines Schreibens ist — die mir bevorstehende Mißfallensbezeugung.“

---

*) Ach, ich vernahm nachher, daß auch dieß Mißverstand war!

„Lieber Ufteri! Wo ſind wir? Am Rande des Despotismus? Oder wo?“ —

Gruß und Hochachtung!

Lavater.

Anmerkung zu dieſen Briefen.

Man ſagte mir für gewiß, daß meine Deportation beſchloſſen, dann in eine Amtsſuspenſion und endlich, durch des wackern Ufteri's edles Bemühen, in ein allergnädigſtes Mißfallen verwandelt worden, welches mir durch den Bürger Agent Köchlin in den beſcheidenſten und höflichſten Ausdrücken, ungefähr alſo zu Gemüth gelegt ward: „Man kenne meinen wohlmeinenden Eifer wohl, indeß ſolle ich doch“ (dieß waren des allzu gutmüthigen Organs eigenſte Worte) „ſo gütig ſein, mit den allzu ſtarken Ausdrücken mehr an mich halten.“ Ich erzählte ihm das Geſchehene, das in kräftigen, abgedrungenen Fürbitten beſtand, — und er ging zufrieden von mir.

So viel dieß Mal.

Zürich, den 20. I. 1800. L.

Zwölfter Brief.

Einige Schreiben, das Memorial in Anſehung der deportirten Zürcher betreffend.

Lieber Freund!

Ich komme wieder auf die Geſchichte des, einem meiner erſten Briefe beigedruckten, Bürger-Memorials zu Gunſten der deportirten Zürcher zurück. Was ich noch davon anzuführen habe, läßt klar ſehen, welches Geiſtes Kinder unſere oberſten Gewalten waren.

Den achten April 1799 ging dieß Memorial nach Luzern und ward eingeſchloſſen an die Bürger Finsler, Ufteri, Eſcher von

Zürich. Der beigelegte Brief an dieſe wackern, nie ſich verläugnenden Männer lautete ſo:

An die Bürger Finsler, Ufteri, Eſcher in Luzern.
(Nebſt dem Memorial überſandt.)

„Mit dem Vertrauen, welches Ihr verdient, wenden ſich Endesunterſchriebene in dem Namen Vieler an Euch, und bitten Euch, dieß von mehr als 200 Bürgern ganz freiwillig und ohne einen Schatten von Beredung oder Zumuthung unterzeichnete Schreiben, betreffend den konſtitutionswidrigen Gewaltakt gegen mehrere helvetiſche Mitbürger, dem helvetiſchen Direktorium zu der Stunde, wenn Ihr es für die gute Sache der Freiheit und den Zweck des Schreibens am zuträglichſten findet, zu übergeben; es ſei auch Euerem Gutbefinden überlaſſen, die in Luzern befindlichen Bürger von Zürich, die Luſt haben möchten, unterſchreiben zu laſſen.“

„Wir können, dürfen und wollen nicht zweifeln, daß wir Euch aus dem Herzen geſprochen haben. Nein, wir ſind berechtigt, von Euch die kräftigſten, furchtloſeſten und muthigſten Verwendungen zu erwarten. Würdigere Repräſentanten von uns beim Direktorium können wir nicht wählen. Ihr ſeid, wie wir, Todfeinde aller Ruheſtörung und treue Freunde der Konſtitution. Ihr werdet alſo, dieß wiſſen wir gewiß, dieſe hochwichtige Angelegenheit zu Eurer eigenen machen. — O könntet Ihr uns bald von dem guten Erfolge unſers billigen und durch das Geſetz berechtigten Memorials erfreuliche Nachricht geben.

Gruß und Hochachtung und Vertrauen!

Zürich, Montags den 8. April 1799.

Johann Heinrich Meyer,
Kupferſtecher.

Johann Kaspar Lavater,
Pfarrer.

Antwort des Bürger Finanzministers Finsler, betreffend das in seine Hand gelegte Memorial der Bürger von Zürich, in Ansehung ihrer deportirten Mitbürger.

An den Bürger Meyer, Kupferstecher in Zürich.

Luzern, den 10. April 1799.

„Ich habe gestern den von Ihnen und Lavatern unterzeichneten Brief und das beigelegte Memorial an das vollziehende Direktorium empfangen, werde es heute noch Eschern und Usteri mittheilen, um ihre Gedanken über die Behandlung dieser Angelegenheit zu vernehmen."

„Was ich Ihnen also vorläufig jetzt schreibe, sind bloß meine individuellen Empfindungen und Ansichten. Schon ehe von Zürich aus ein Schritt gegen die revolutionäre Maßregel des vollziehenden Direktoriums geschah, hatten Usteri, Escher und ich hier Alles gethan, was Pflicht des Bürgers und der öffentlichen Beamten, was das Gefühl für wahre, nicht für Papierfreiheit, für Konstitution und für individuelle Sicherheit jedes Bürgers uns zu thun befahl. Alle, auch die stärksten öffentlichen Schritte, die Escher that, konnten die Maßregel im Ganzen nicht verhindern. — Das Direktorium, durch die gesetzgebenden Räthe mit einer fast unbegrenzten Gewalt ausgerüstet, glaubt sich jetzt in einem Zeitpunkte, wo die gewöhnlichen Formen und die gewöhnlichen Begriffe von Recht und Gerechtigkeit vor dem Heile des Vaterlandes weichen müssen, und wo die Regierung berechtigt sei, einen Theil des Ganzen dem Rest aufzuopfern. Es ist in diesem Augenblicke nicht zu untersuchen, in wie weit sich diese Grundsätze vor dem Richterstuhle des Gewissens und der Nachwelt rechtfertigen lassen, noch in wie weit auch dermalen das Heil des Vaterlandes und das Heil der wirklich regierenden Personen mit einander verwechselt worden sei. Genug, daß das Direktorium sich überzeugen wollte, diese zu Zürich und vor und nachher in andern ehemals regierenden Städten exequirte Maßregel sei eine unausweichliche,

durch die sogenannte höhere Politik befohlene Anordnung, und müsse ohne Hinsicht auf die Schuld oder Unschuld der deportirten Geiseln ausgeführt werden. — Bei dieser tief eingewurzelten Ueberzeugung des vollziehenden Direktoriums läßt sich schlechterdings keine Wirkung von der Bittschrift denken, und wenn sich allenfalls noch eine Wirkung denken ließe, so wäre es die verstärkte Ueberzeugung, daß diese Deportirung gerade das rechte Mittel sei, um die verleumdete Stadt Zürich im Zaume zu halten, von welcher sich so viele Leute bemühen, dem Direktorium Böses beizubringen."

„Die Absicht einer solchen Petition kann gedoppelt sein: Entweder Befreiung der Deportirten zu bewirken und dadurch Trost in ihre Familien zurückzuführen. Diese kann in diesem Augenblick unmöglich erreicht werden. Die Maßregel ist zu weit ausgedehnt und die Regierung hat sich zu stark pronoucirt; sie kann, ohne ihre Existenz aufs Spiel zu setzen, in einem Moment, wo das ganze Land voll Bewegung ist, nicht zurückgehen. — Oder die Absicht kann sein, das Fehlerhafte solcher Befehle in seinem ganzen Umfang zu zeigen, die Regierung auf die Folgen aufmerksam zu machen und sie und andere Regierende zu warnen. Diese zweite Absicht kann durch Vorstellungen an die Regierung selbst nicht erreicht werden, wo gerade jetzt aus den angeführten Gründen alles Aehnliche nothwendig abprellen muß. Sie kann bloß durch die größtmöglichste und freimüthigste Publizität erreicht werden. Aber diese würde dermalen den Deportirten und dem ganzen Lande schädlich sein. An allen Orten wachen die alten Leidenschaften, die Lokalfeindschaften, in erneuerter Stärke auf; an allen Orten beinahe liegt der Zunder zu dem fürchterlichsten Bürgerkriege, der nur durch die Gegenwart fremder Truppen und durch die Mäßigung der einsichtsvollern Bürger zurückgehalten werden kann. — Während eines offenen Krieges, in welchen wir verwickelt sind, würde jeder entscheidende Schritt gegen die Regierung als ein Versuch zu Gunsten der feindlichen Mächte angesehen werden; jeder könnte wenigstens als ein Mittel angesehen werden, um

direkte oder indirekte den Sturz der dermaligen Verfassung zu befördern und das so nöthige Zusammenhalten der schwachen Bande, die noch die Einheit und die Existenz der Schweiz als selbstständiges Land zusammenhalten, vollends zerreißen. — Aus allen diesen Betrachtungen muß ich dahin schließen, daß es besser sei, diese Bittschrift noch zurückzuhalten, und zu erwarten, daß das Direktorium vielleicht bald unter günstigern Wendungen der Dinge und in kältern Augenblicken den natürlichen Gefühlen der Menschenliebe, der Gerechtigkeit, der Regentenpflicht und des Bürgersinnes Raum gebe und beweise, daß nur irrige Vorstellungen von den Bedürfnissen des Staatswohls und nur ungegründete Furcht solche Schritte von ihm auspressen konnten.

„Zu sehr ist die Regierung mit Gefahren umringt und zu wenig noch mit dem Geist und den Bedürfnissen jeder einzelnen Gegend bekannt, als daß sie in der Nothwendigkeit, kräftig zu handeln, immer unterscheiden könnte, welche von den Mitteln zu ihrer Aufrechthaltung, die ihr oft leidenschaftlich angetragen werden, die besten und die zweckmäßigsten seien, und es ist sich wahrhaftig nicht zu verwundern, wenn sie oft in der Auswahl mit dem besten Willen irre geht; es ist fast nicht anders möglich."

„Das Vertrauen, welches Sie und Ihre Mitunterzeichneten mir durch die Einsendung Ihrer Arbeit und durch Ueberlassung des Gebrauchs derselben bewiesen haben, berechtigt mich, Ihnen meine, auf genaue Kenntniß der Lage der Dinge gegründete Meinung ganz freimüthig zu eröffnen. Ich bitte Sie, dieselbe geneigt aufzunehmen und meines herzlichen Grußes und ganzer Achtung versichert zu sein.

Finsler.

Meyer antwortete dem Finanzminister Finsler hierauf unter dem 13. April Folgendes:

„An den Bürger Finanzminister Finsler in Luzern.

„Lieber, theuergeschätzter Mitbürger!

„Kaum durften wir so bald eine Antwort von Ihnen, der Sie mit so vielen Geschäften beladen sind, erwarten. Ihr wichtiger, der tiefsten Beherzigung würdiger Brief, in Rücksicht des an Sie abressirten Memorials, hätte uns noch stärker von Ihrem warmen Eifer für die gute Sache und Ihre mit manchen Leiden und Mißkennungen belasteten Vaterstadt überzeugen können, wenn wir es vorher nicht schon im vollsten Maße gewesen wären. Nehmen Sie unsern wärmsten, innigsten Dank an für alle in Ihrem Briefe enthaltenen Winke und Belehrungen. Sie und Ihre würdigen Zürcher'schen Mitbürger in Luzern müssen natürlich die Lage der Sachen besser kennen, als wir; deßnahen überlassen wir Ihnen auch mit dem unbegrenztesten Zutrauen die weitere Bestimmung des Memorials. Wir stehen ganz in Ihren Begriffen, Alles zu verhüten, was das Schicksal unserer deportirten Mitbürger mehr erschweren und überhaupt den Grundsätzen der Konstitution, des unveräußerlichen Menschenrechts und der Sicherheit guter Bürger noch gefährlicher werden könnte. Hoffentlich wird noch der Zeitpunkt (Gott gebe bald!) kommen, da die Gemeinde Zürich in ihrem wahren Lichte erscheint, und da mag dann das Memorial bessere Wirkung thun, als im Momente, da die Regierung durch offenbare Verleumdungen gegen dieselbe eingenommen ist. Handeln Sie also auch in dieser Rücksicht nach Ihrer Klugheit; Sie werden den schicklichsten Augenblick schon zu treffen wissen, der Ihre und unsere redlichen Absichten mit dem besten Erfolge krönt. Wie glücklich wird unser Vaterland, wie froh jeder rechtschaffene Bürger sein, wenn die Ersten an der Regierung einsehen werden, welches die wahren Feinde der Verbrüderung aller Helvetier zu dem großen Zwecke, das Vaterland vor Abhängigkeit zu retten, sind: Die, die Alles

um des großen Zweckes der Vereinigung der Gemüther, unserer einzigen Stärke willen, dulden; zum Besten reden, wo sie können; thun, was Menschlichkeit, Konstitution und Pflicht gebieten; jeden Heller opfern, wo sie überzeugt sind, daß Gutes daraus entspringt. Oder die, die immer von geheimen Verbindungen deklamiren, ohne selbige rechtsförmig beweisen zu können; alle Schritte und Tritte rechtschaffener Bürger in ein häßliches Licht stellen; Mord und Rache in öffentlichen Zeitungen predigen und die aufgeklärtesten Mitglieder der Gesellschaft, die ohne Eigennutz sich für das Vaterland verwenden, schamlos verleumden?"

„Heil der Regierung, welche, nach dem Geiste und Buchstaben unserer Konstitution, nur den notorischen Feind des Vaterlandes als solchen auswirft; sie wird durch Zutrauen gegen jeden rechtschaffenen Bürger, wohne er in oder außer den Mauern, für sich selbst das unzweideutigste Zutrauen in jedem edeln Herzen erwecken, die festesten Sicherheitsmaßregeln treffen, die erhabenste, auf das reinste Menschengefühl gegründete Politik befolgen und die Grundpfeiler unserer Verfassung am sichersten stellen; alle wahren Patrioten wird sie zu ihrem Schutze um sich her versammeln und durch diese weisen Maßregeln den Dank der Enkel erhalten."

„Freundschaftlichen Gruß und wahre Hochachtung an Sie und Ihre Freunde von Ihren und des Vaterlandes aufrichtigen Freunden."

Zürich, den 13. April 1799.

Johann Heinrich Meyer,
Kupferstecher.

Ein Briefchen, das ich mit beigelegt haben muß, wovon keine Abschrift vorhanden ist, sagte kürzer ungefähr dasselbe, muß aber doch in einigen unwesentlichen Bestimmungen von dem des Freundes Meyer etwas abgegangen sein.

Finsler antwortete den 8. Mai an Meyer.

Der Bürger Finanzminister Finsler an Johann Heinrich Meyer.

„Luzern, den 8. Mai 1799."

„Ungeachtet die Aeußerungen, welche Sie und Bürger Pfarrer Lavater in Ihrem gemeinschaftlichen Schreiben vom verflossenen 13. April gethan hatten, nicht ganz mit einander übereinstimmten, so glaubten dennoch Ihre hiesigen drei Mitbürger, denen Sie Vertrauen geschenkt haben, nicht mehr auf eine noch bestimmtere Erklärung von Ihnen dringen zu dürfen. Wir haben das Memorial dem vollziehenden Direktorium versiegelt übergeben, ziemlich lange auf eine Antwort gewartet, allein nun endlich aus den einzeln geflossenen Aeußerungen und dem offiziellen Stillschweigen dieses Direktoriums schließen müssen, daß die Bittschrift ohne Eindruck geblieben und entweder ganz mit der Tagesordnung abgefertigt worden, oder doch wenigstens der Circulation unter den Mitgliedern, und also einem langen Aufschub, übergeben worden sei."

„Mein erster Brief wird Ihnen schon bewiesen haben, daß ein solches oder ein ähnliches Schicksal der Petition mir nicht befremdend ist, und daß sich unter solchen Umständen, gegen solche Personen, und für eine solche Sache kein anderer Erfolg erwarten ließe. Sobald sich eine Regierung selbst als revolutionär erklärt, so schwinden alle gewöhnlichen Regeln ihrer Handlungen hinweg. — Verzeihen Sie, daß ich kurz bin; ich muß meine Feder in ihrem Laufe aufhalten."

„Ich bin mit Gruß und Freundschaft

Finsler."

Anmerkung.

So ward denn doch wenigstens das Memorial dem Vollziehungs-Direktorium übergeben? So ist denn dieß Zeugniß wider dasselbe in ihren Archiven aufbewahrt? So hat denn die höhere Politik kein Ohr mehr für die Stimme der Menschlichkeit, des Rechts, der Gesetze; so ist jedes konstitutionelle Gesetz der willkürlichen Mißhand-

lung der Vollziehungsmacht Preis gegeben? So heißt denn dieß regieren: gesetzlos thun dürfen, was man will, ohne Verantwortlichkeit; die Unschuld behandeln, wie man es gut findet? So wäre hiemit darin das wahre Arkan der Freiheit gefunden, wenn einem Kleeblatt von Despoten die Macht gegeben wird, mit mehr als einer Million Menschen umzugehen, wie sie will; denn es kann nicht oft genug, nicht laut genug gesagt werden: was mit Hunderten gesetzwidrig und rechtlos vorgenommen werden kann, das kann mit Hunderttausenden vorgenommen werden. Das wäre also der Gewinnst unserer Revolution? Das wäre also unsere politische Wiedergeburt?

Es ist früher schon gemeldet, daß Ustori sich ganz frei geäußert: daß das einzige Mittel, uns gegen die Willkürlichkeit und den Despotismus zu sichern, ja die vornehmste Garantie unserer Freiheit sein würde, der unbesiegbare Muth aller Unterbeamten, jedem konstitutionswidrigen Befehl höherer Behörden die Konstitution entgegen zu setzen und durchaus keinen zu vollziehen.

Dieß war mir so sehr wie möglich aus der Seele gesprochen. Uebermuth fürchtet den Muth. Tyrannen zittern vor nichts mehr, als einer rechtlichen gesetzmäßigen Freimüthigkeit, die vor nichts zittert. Man denke sich die hohe Politik der helvetischen Tyrannen noch so unbestürmbar, — was hätten sie anfangen können, wenn alle Statthalter und Unterstatthalter den Muth gehabt hätten, der Vollziehungsgewalt ganz derb zurückzuschreiben:

„Bürger Direktoren!“

„Euern konstitutionswidrigen Befehl, einige benannte Bürger unverhört deportiren zu lassen, kann und werde ich nicht respektiren. Ihr seid Gewährsmänner der Konstitution und der allgemeinen Sicherheit und Freiheit, die ihr Zweck ist. Ich erwarte also, daß Ihr ohne Anstand diesen übereilten Befehl zurücknehmen und Euch

künftig hüten werdet, Euere Beamten in Versuchung zu führen, wider Recht und Gesetz, Bürgerpflicht und Konstitution zu handeln."

„Gruß und Hochachtung!"

Daß ich dieß jetzt schreibe, bin ich ziemlich gewiß, aber nicht gewisser, daß ich, wenn ich das Unglück gehabt hätte, Regierungsstatthalter zu sein, so geschrieben hätte — und nicht ohne Erfolg so geschrieben hätte. Man rechnet nie auf die Furchtsamkeit der Tyrannen; und Tyrannen rechnen immer auf die Furchtsamkeit ihrer Untergebenen.

Ich äußerte an Usteri den Wunsch, daß wackere Glieder der Gesetzgebung doch einen Versuch gegen diesen Eingriff in die heiligsten Menschenrechte thun und eine öffentliche Motion dagegen machen möchten. Er antwortete mir sogleich (den 13. IV. 1799):

„Die Frage an die Gesetzgeber hat Escher, wie Sie aus dem XLV. Stück des Republikaners sehen werden — aber vergeblich — gethan. Man unterbrach ihn, verlangte geheimes Komité, und in diesem ging man zur Tagesordnung. Indeß wird diese Motion durch ihre Publizität nun nicht unwirksam bleiben."

„Diese Publizität wünschte ich auch der Vorstellungsschrift (dem Memorial) an das Direktorium."

Ja, Publizität! du bist noch die einzige Zuflucht der unterdrückten Unschuld gegen schamlose Unterdrücker.

Und wirklich verdient die treffliche Motion Escher's auch in dieser Schrift als ein Heiligthum aufbewahrt zu werden. Sie ist ein Denkmal sowohl der gesundesten Biederkeit, als der Gewissenlosigkeit und Schwäche der Gesetzgebung, welche, wie ich urtheilen kann, eigentlich die Verrätherin war unserer Freiheit an die fünf Könige, die man Direktoren der freien helvetischen Republik nannte. Sie steht in oben benanntem Blatte des Republikaners von Wort zu Wort also abgedruckt:

Escher machte folgende Motion:

„Bürger Repräsentanten! Als Stellvertreter eines ganzen Volkes haben wir die Pflicht auf uns, unsere Verfassung, die uns zu einem Volke macht, zu bewachen und zu schützen! Als Gesetzgeber liegt uns ob, die Gesetze, die wir zum Schutz der Rechte der Bürger geben, so zu geben, daß sie ihren wahren Endzweck erreichen, und wenn sie mißverstanden werden, ihnen diejenige Erläuterung zu geben, die erforderlich ist, um jenen Mißverstand zu heben."

„Aus dieser doppelten Pflicht trete ich jetzt auf, um von Euch Schutz der Konstitution und Erläuterung einiger Gesetze zu fordern. Wir bevollmächtigten das Vollziehungs-Direktorium den zwölften Februar, die schärfsten Maßregeln zu nehmen gegen fremde Aufwiegler, und gegen alle Diejenigen, welche durch falsch erdichtete und boshafter Weise ausgestreute Gerüchte, oder durch Verleumdungen gegen die konstituirten Gewalten, oder insonderheit durch freiheitsmörderische Blätter die Ruhe des Vaterlandes zu stören suchen. — Den zehnten März fügten wir noch die Aufforderung bei, kein Mittel zu versäumen, um der Sache der Freiheit auf's Kräftigste Hand zu bieten. Nun entsteht die Frage: Sind solche Bevollmächtigungen unbegrenzt, und bestehen sie in einer vollständigen Diktatur, oder aber, sollen sie einige Grenzen haben, und welches sind diese Grenzen?"

„Kaum kann ich denken, Bürger Repräsentanten! daß Ihr dem Vollziehungs-Direktorium je eine unbegrenzte Vollmacht, eine Diktatur anvertrauen wolltet; denn, wo diese ist, ist Despotismus, werde er dann von Direktoren, oder Königen, oder Rathsherren ausgeübt! Die Grundsätze des Rechts kennen keine Person und keine Namen!"

„Wenn aber jene Bevollmächtigungen Grenzen haben sollen, wo sind diese zu finden? Ich antworte, in der Konstitution! Denn diese ist auch unsere Grenze, und über die Grenze unsers eigenen Rechts hinaus können wir Niemand beauftragen. Wir können bevollmächtigen, Maßregeln zu ergreifen, die eigentlich durch Gesetze

bestimmt werden sollten, wozu aber wegen dringender Umstände keine Zeit vorhanden ist; aber bevollmächtigen, der Konstitution, dem einzigen Vereinigungsvertrag unsers Volkes, der einzigen Bedingung, die uns das Recht gibt, Gesetze zu machen, zuwider handeln, das können wir ewig nie, wenn wir unsere Gewalt nicht selbst willkürlich mißbrauchen wollen. Anerkennen wir nicht diese Grenzen unserer eigenen Gewalt und also der Bevollmächtigungen, die wir ertheilen, so kann das Direktorium mit gleichem Rechte die Gesetzgebung aufheben, sich permanent erklären u. s. w., wie es einem einzelnen Satz der Konstitution geradezu entgegen handeln kann; und solche Rechte zu ertheilen, kann ewig nie mit den Rechten der Freiheit Statt haben."

„Nun aber erfuhr ich aus dem Munde einiger unserer Direktoren, daß sie auch die Grenzen der Konstitution nicht als Grenze unserer Bevollmächtigungen anerkennen, und daß sie Bürger, gegen welche weder Anklage noch irgend ein bestimmter Verdacht vorhanden ist, dem ausdrücklichen Buchstaben und unverkennbaren Sinn des 83sten Satzes der Konstitution zuwider, aufheben, ihren Familien, ihren Geschäften, ihrem Broderwerb entziehen und aus ihrer Heimath deportiren, da doch jedem Bürger die Konstitution das Recht bestimmt gibt, im Fall von Verdacht nur während zwei Tagen arretirt werden zu können, ehe er vor den Polizeibeamten zur Verantwortung geführt wird."

„Diese Maßregel ist eben so sehr dem Grundvertrag unserer Nation zuwider, als ich sie dem Sinn unserer Bevollmächtigungsgesetze zuwider halte, — sie sei nun gegen Oligarchen oder gegen ehemalige demokratische Demagogen genommen; genug, diese Maßregel ist wider Bürger genommen worden, die den Bürgereid leisteten und die also das Recht haben, auf denjenigen Schutz gegen Willkür Anspruch zu machen, den ihnen die Konstitution verspricht, ohne welche wir weder Gesetzgeber, noch die Direktoren vollziehende Gewalt sind."

„Diesem zufolge fordere ich bestimmt Einladung an's Direktorium,

unserer Bevollmächtigung nur diejenige Ausdehnung zu geben, die wir ihm geben konnten, und dieselbe also nicht der Konstitution zuwider unbegrenzt auszudehnen."

„Ueber diesen Antrag, den ich hier dem Reglement zufolge schriftlich niederlege, fordere ich Dringlichkeits-Erklärung."

Er wird von Sekretan durch den Ruf unterbrochen: geheime Sitzung! Escher widersetzt sich der Behandlung in geheimer Sitzung. Sekretan beharrt auf seiner Ordnungsmotion, weil er von mehr als vier Mitgliedern, dem Reglement zufolge, unterstützt ist. Die geheime Sitzung wird erkannt und die Versammlung bildet sich in ein geheimes Komité.

So spielt man mit Recht und Vernunft! So setzen sich die Volksrepräsentanten über ihre Pflichten gegen das Volk gewissenlos weg und drücken die Stimme der Wahrheit und des Muthes despotisch nieder und lassen dafür zehntausend Mal affischiren: Freiheit und Gleichheit! Doch genug für dieß Mal.

Zürich, Montags den 27. I. 1800. L.

Dreizehnter Brief.

Schreiben an die Meinigen.

Lieber Freund!

Ehe ich das zum Mißfallen gemilderte Dekret des Direktoriums, wovon in einem frühern Briefe gesprochen ward, vernahm; ehe ich das Mindeste von den zwar unvollzogenen Beschlüssen der höchsten Vollziehungsgewalt wider mich wußte, mußte der Gedanke in mir aufsteigen: „Nun dürfte die Reihe bald auch an dich kommen!" Bürger, die zu mir kamen; Bürger, die mir auf der Straße begegneten; Gemeindsgenossen, Freunde führten dieselbe Sprache, und Manche fügten scharfe Worte bei: „Wohl! wenn dieß noch geschehen sollte, dann wäre das Maß voll; da wollen wir, will's Gott, auch

ein Wort mitsprechen! Wenn man den Bürger Antistes Heß oder Sie deportiren wollte, wie dürften wir da so stille zusehen? Anfangs waren wir überrascht; jetzt wissen wir, woran wir sind, und mit wem wir es zu thun haben!" — „Laßt Alles gut sein!" war, wie natürlich, meine Antwort. „Mit Gewaltschritten machet Ihr die Sache nicht besser; denket, was ich heute, gestern, vorgestern predigte. Wenn Ihr mich liebt, so gehorcht mir und bleibt ruhig, es geschehe, was geschehen will."

Kaum fand ich die erste ruhige Viertelstunde, so schrieb ich Folgendes auf ein Blatt, welches im Fall einer Deportation den Augen der Meinigen nicht entgehen konnte, und ließ auch zum Ueberfluß eine Abschrift davon machen und in Freundes Hände legen.

„An meine Familie, meine Freunde, meine Gemeinde, meine Mitbürger!"

„Ein kurzes Freundes- und Bruderwort an Euch Alle. Ich erwarte (was darf und muß zu dieser Zeit nicht erwartet werden?), daß mir begegnen werde, was Andern, die besser sind, als ich, begegnet ist. Der Terrorismus, der anfängt, greift wie eine Flamme beim Winde um sich. Ich erwarte Alles, und fürchte nichts. Das Schlimme wird gut, das Schlimmste das Allerbeste werden. Gott wird mir Ruhe und Kraft geben, Alles zu ertragen. Ich werde unschuldig leiden. Seid vollkommen sicher, was man auch immer wider mich verbreiten möchte, daß keine Schuld auf mir liegt und nie mit Wahrheit und Recht irgend eine auf mich gebracht werden kann. Ich erwarte, und bald, eine geräuschlose Verhaftnehmung meiner Person . . . So sehr ich bitten kann, bitte ich Euch Alle und Jeden insbesondere: Bleibet so ruhig, als ich sein werde. Machet keinerlei Bewegungen, von welcher Art sie immer sein mögen. Lernet Euch an Alles gewöhnen, was geschieht, und nicht nur überhaupt, sondern gerade in solchem Falle glauben: geschieht auch etwas, das der Herr nicht geboten habe? Gott

wird mich nicht zu Grunde gehen lassen. Ich werde, wenigstens dießmal noch, kein Opfer des Despotismus werden. Ja, meine Deportation wird nicht ohne großen Segen für mich, für Euch, für mein Vaterland sein; dieß hoffe ich mit zweifelfreier Zuversicht. Also thut mir, ihr Lieben Alle! die Gefälligkeit, nichts für mich zu thun, wie natürlich und nöthig es auch scheinen möge. Gott wird mir, ohne alle Schritte von Euerer Seite, bald wieder heraushelfen. Glaubet mir, es wird mir nichts geschehen. Die erbarmenreiche Hand des Herrn ist bei mir. Betet ruhig, liebreich, theilnehmend, vertrauensvoll und furchtlos für mich. Dieß ist das einzige, was Ihr in diesem Falle für mich zu thun habet. Verzaget nicht und fürchtet Euch nicht; sprechet so wenig, wie möglich, und nie mit Leidenschaft über den Vorfall, der Euch freilich tiefer, als mir selbst, zu Herzen gehen wird. Seufzet nicht wider die Gewalt, die das Recht unterdrückt, die Unschuld deportirt und die, welchen sie Freiheit verheißt, unverhört richtet. Betet für sie. Ich werde Gott um die Gnade bitten, es auch mit duldsamer Liebe und Kraft thun zu können. Ach, sie können nicht anders handeln, als sie handeln. Uns geziemt, nicht Unrecht zu thun, sondern Unrecht zu dulden, und nur da zu sprechen, wo der Geist des Evangeliums uns sprechen heißt."

Der Herr sei mit uns Allen!

Zürich, Dienstags Morgen den 9. April 1799.

Johann Caspar Lavater,
Pfarrer am St. Peter.

Vierzehnter Brief.

Lieber Freund!

Ich komme nun auf meine eigene Geschichte, die, wenn nicht interessant für die Welt, doch für Sie unterhaltend sein kann.

Am Dienstag nach Pfingsten, dem vierzehnten März 1799, fuhr

ich meiner Gesundheit wegen mit meiner Frau nach Baden. Ich mußte mich so stille halten, wie möglich, konnte im Hinfahren wenig sprechen, und wenn ich Einen schmerzlosen Moment hatte, so dachte ich an die jämmerliche Lage unsers armen Vaterlandes.

Ruhigere, friedlichere, genußreichere Tage hatte ich indeß in meinem Leben nie, als diesen, obgleich regnichten Dienstag und den darauf folgenden Mittwoch. Einen Besuch vom Municipalbeamten, dem Bürger Nordorf, abgerechnet, hatten wir gar keine Gesellschaft, als uns selbst, und wir genossen uns ruhiger und ununterbrochener, als es uns in mehr als zwei und dreißig Jahren unsers Ehestandes nie zu lieb geworden war. Denn Jedermann weiß, wie unser Haus in Zürich den ganzen Tag den verschiedensten Klassen von Menschen offen stehen muß, und wie nie ein halber Tag ganz ununterbrochenen Beisammenseins uns zu Theil werden kann. Ich badete dreimal; das Bad schien anfangs meine Schmerzen mehr aufzuregen, als zu mildern. Ich schrieb Briefchen an meine Freunde, revidirte eine Vorlesung über die Vortheile, welche sich Moral und Religion von der neuen Ordnung der Dinge zu versprechen hätten, und gab mir Mühe, meine gute Frau, die keinen Glauben an diese Vortheile sich abgewinnen konnte, zu bekehren und ihr den himmelweiten Unterschied zwischen der Konstitutionsordnung und der wirklichen, sich über die Konstitution wegsetzenden, Regierung klar genug zu machen.

Sorgenlos legten wir uns Mittwochs Abend einander gegenüber zur Ruhe; die erste Hälfte der Nacht hatte ich ziemlich leidlich durchgebracht. Nicht so die zweite. Rücken- und Seitenschmerzen und ein banges Drücken über den Magen raubten mir und meiner guten Frau, die mich, so oft ich mich nur rühren wollte, schreien hörte, allen Schlaf. Früher, als gewöhnlich, weil an keinen Schlaf mehr zu denken war, hob ich mich im Bette auf, nahm meine Schriften zur Hand, eine Menge Briefchen nach Zürich, die bereit lagen, abzugehen, und denen ich noch ein Paar Worte beifügen wollte, und besonders einige mir aus der Ferne gesandte, höchst wichtige Papiere

oder vielmehr Auszüge daraus. Einige vertraute, durchaus unpolitische Schriften christlicher Freunde, worin sie ihr Herz auf die offenste Weise gegen mich öffneten, waren auf meinem Bette und einem Tischchen neben an verbreitet. Ich hatte eben vor VI Uhr meine Schaale Kaffee getrunken, worauf ich mich, wie gewöhnlich, etwas besser befand. Kaum war ich fertig, so sah ich drei anfangs mir unbekannte Mannspersonen (zum Schrecken meiner guten Frau) in mein Zimmer treten. Bürger Tobler von Zürich, ehemaliger Unterstatthalter des Kantons, dann Regierungsstatthalter vom Kanton Schaffhausen; nun, da Schaffhausen in östreichische Hände gefallen war, so viel ich weiß, Kommandant über gewisse Truppen, fiel mir als der Bekannteste und seiner Schärpe wegen zuerst ins Auge; dann Freund Affsprung, ein Gelehrter, von Ulm gebürtig, der vor nicht gar langer Zeit als kosmopolitischer Patriot helvetischer Bürger geworden war; dann ein Unbekannter. Es war der Unterstatthalter von Baden, Bürger Bürgisser von Bremgarten, wie ich nachher vernahm. — Ich bat die Herren, sich zu setzen, und war innerlich so ruhig, als ich gerade vorher bei meiner Frau allein gewesen war, und so nichts Arges ahnend, als ob sie nicht da wären. Ich kann mir dieß selbst kaum erklären. Aber es war nun einmal so. Tobler fing an: „Ich soll die gegenwärtige Person, eine Magd, hinausgehen heißen". Sie ging weg; dann eröffnete er mir ganz gelassen und mit Anstand: „Bürger Pfarrer! Wir sind von dem helvetischen Vollziehungs-Direktorium beauftragt, Ihre Papiere alle zu Handen zu nehmen und zu versiegeln."

So äußerst unerwartet mir dieß jetzt war, so ruhig blieb ich; ich kann es selbst kaum begreifen. Die einzige merkbare, unangenehme Empfindung, deren ich mich noch zu erinnern weiß, war die: „Arme Frau, wie wird dir hinter deinem Vorhange zu Muthe sein!" Sie rührte sich aber nicht. „Nun in Gottes Namen, sagte ich, so nehmen Sie eben hin, was Sie finden, und vollziehen Ihren Auftrag!" — „Sodann" — sagte er weiter — „habe ich den unange-

nehmen Auftrag, Ihnen anzuzeigen, daß Sie sogleich, in so kurzen Tagreisen wie möglich, nach Basel deportirt werden sollen."

Eben so unerschrocken, wie das Erste, hörte ich dieß an und erwiederte: „Nun, ich habe nichts dagegen, und werde mir Alles gefallen lassen; bedenken Sie indeß meine kränkelnden Umstände." Meine gute Frau rief zum Bette heraus: „Was? meinen kranken Mann, der hieher kam, sich zu erholen, deportiren, — dieß kann in Gottes Namen nicht sein; ich lasse meinen Mann nicht weg; man kann ihn bewachen, wie man will; er wird gewiß nicht entfliehen; aber in seinen elenden Umständen ihn wegführen, das wäre ..... Wenigstens will ich mit." Ich suchte die gute Frau zu beruhigen; sagte übrigens dem Bürger Tobler ungefähr Folgendes: „Ich gebe es Ihnen zu bedenken, ob ich gleich zu Allem völlig bereit bin, ob es klug sei, diese gewaltsamen Maßregeln gegen einen unschuldigen, notorisch kranken Mann und gegen einen öffentlichen Lehrer in dieser Gährungszeit vorzunehmen; ich fürchte daher Unannehmlichkeiten für die Regierung. Ich fürchte, das Publikum und meine Gemeinde wird es gewiß nicht mit gleichgültigen Augen ansehen. Ich sage dieß wahrlich nicht um meinetwillen; ich bin, Gott weiß, zu Allem ohne einige Furcht meinethalben bereit; aber ich bezeuge Ihnen, daß ich die halbe Nacht vor peinlichen Schmerzen, von denen ich allein durch das Bad und angefangene Kur Erleichterung hoffte, mich kaum rühren konnte. Wenn es nur auch noch einige Tage anstehen könnte; Sie können sich darauf verlassen, ich würde gewiß nicht entfliehen."

„Sie haben doch", erwiederte Tobler, „erst am Pfingstmontag gepredigt."

„Ja", sagte ich, „ich berufe mich auf meine Gemeinde, Hausgenossen und Freunde, mit welcher Furcht und Beschwerde; ich predigte, so oft ich konnte, und sehr oft mußte ich mich aus dem Bette auf die Kanzel und von der Kanzel wieder in das Bett begeben; beinahe alle Mal nach jeder Predigt ward ich genöthigt, eine

Zeitlang unthätig und ganz ermattet zu ruhen, und dieſes Kränkeln dauert ſchon Monate. — Hier hoffte ich mich nun mit Gottes Hülfe zu erholen."

„Ob ich denn", fragte er mich weiter, „ſagen könne, daß es mir phyſiſch unmöglich ſei, von Baden abzureiſen?"

Ich antwortete: „dieß könne ich nicht ſagen, indem ich vorgeſtern von Zürich auf Baden, wiewohl mit großer Beſchwerde, gefahren ſei. Aber ſeit ich in Baden ſei, habe ſich, beſonders die letzte Nacht, mein Schmerz ſehr vermehrt."

Er ging mit dem einen ſeiner Gefährten einen Augenblick zur Thüre hinaus, ohne Zweifel, um ſich zu berathen, was zu thun ſein möchte; kehrte aber ſogleich zurück und ſagte: „Er könne es nicht geſtatten, daß ich hier bleibe. Er müſſe ſeinen Auftrag vollführen."

„Nun, in Gottes Namen!" ſagte ich vollkommen ruhig, „ſo geſchehe, was Gott will!" — und ſuchte nur meine arme, meiner Geſundheit wegen ſo äußerſt ſorgſame Frau zu beruhigen. Was ich ihr ſagte, mag ungefähr auf Folgendes herauskommen: „Liebe Seele, du ſiehſt, es muß ſein! Es ſei! Bleib du in Gottes Namen gelaſſen, und bei den Deinen! Gehe von Baden zurück; ſei ſicher, Gott wird mich allenthalben Freunde finden laſſen, die für meine Geſundheit Sorge tragen werden. Freund Mieg in Baſel iſt ja ein geſchickter Arzt; auch habe ich mehrere Freunde dort, denen man wol mich zu beſuchen erlauben wird. Mir wird nichts mangeln. Gott iſt zu Baſel wie zu Baden und in Zürich. Ermanne dich jetzt und ergib dich darein. Es iſt Gottes Wille, wie du ſiehſt. So gewiß du von meiner Unſchuld überzeugt biſt, ſo gewiß kannſt du auch zum Voraus überzeugt ſein, daß mich Gott nicht verlaſſen und meine Unſchuld an den Tag bringen wird. Ich müßte wenig gelernt haben, wenn ich nicht gelernt hätte, in einem ſolchen Fall kindlich und furchtlos Gott zu vertrauen. Uebrigens, Liebe! hoffe ich, ich werde bald wieder kommen. Steh' jetzt auf, in Gottes Na-

men, und ſuche mir das Nöthige zuſammen, und ich will mich anziehen und den Weg gehen, den Gott mich gehen heißt."

An die Entfernung der gegenwärtigen Bürger, ungeachtet wir Beide noch im Bette lagen; an die Möglichkeit, noch ein vertrauliches, etwa ökonomiſch-nothwendiges Wort mit meiner Frau zu ſprechen, war nicht zu gedenken. (Vormalige, tauſendfach verſchrieene Regierung, hätteſt du dir je ſo was erlaubt??) Ein überwieſener Staatsverbrecher oder Landesverräther hätte wohl nicht indiskreter bewacht werden können — und von wem? Ohne alle Leidenſchaft ſei es geſagt, aber auch ohne alle Furcht, für leidenſchaftlich angeſehen zu werden — von wem? Es ſtehen der Vernunft alle Haare gen Berg, wenn man antworten muß: von denen, die hunderttauſendfach täglich in allen Winkeln und öffentlichen Plätzen Helvetiens affiſchiren: Freiheit und Gleichheit — und von ihren Sklaven, die unaufhörlich die alte Regierung verläſtern, die neue vergöttern und ihre inhumanſten Befehle wie Götterſprüche, wie päpſtliche Bannbullen blindlings befolgen.

Von der Ergreifung, Einſammlung, Verſiegelung meiner Papiere habe ich noch nichts geſagt. So wenig ich die mindeſte Beſorgniß haben konnte, daß etwas Gefährliches oder Verrätheriſches gefunden werden möchte, ſo mußte ich doch alle meine Geduld zuſammennehmen, allen Glauben an Gottes Alles leitende Vorſehung und alle Hoffnung eines guten und erfreulichen Ausganges. Ich mußte alles Gefühl für Recht und Freiheit, für Diskretion, Humanität, Billigkeit einige Momente gleichſam unterdrücken, da ich nicht nur die, auf dem am Bette ſtehenden Tiſche liegenden, unerleſenen Papiere aller Art — (man kann denken, ob ein Menſch, der nicht geradezu allen Verſtand verloren, geheime verrätheriſche Staatsſchriften offen neben ſich auf einem Tiſche, wo man immer ab- und zuging, werde haben liegen laſſen) — da ich, ſage ich, nicht nur dieſe alle wegnehmen ſah, ſondern die Inquiſitoren zu dem am Fenſter ſtehenden Tiſchchen vorſchreiten ſah, wo mehrere Brieftaſchen, Porteſeuillen,

häusliche Rechnungen, Briefe von Vertrauten und allerlei Papiere lagen, und sie das Alles zusammenraffen, die Briefstaschen leeren sah, ohne daß man die Diskretion hatte, sie mir erst auch an mein Bett zu bringen und mich aus den Portefeuillen selbst vor den Augen der Inquisition die Papiere herausnehmen und ein Verzeichniß davon nehmen zu lassen. Man kam wieder an mein Bett, das man indeß nie aus dem Auge verlor, wo, wie gesagt, noch einige Papiere lagen, zum Beispiel die oben schon angeführte, öffentlich schon gehaltene Vorlesung und besonders Briefe und Briefchen an meine Freunde in Zürich, die von meinem Befinden und Beschäftigungen Nachricht und nöthige, dringende Kommissionen aller Art enthielten. Was mich aber am meisten schmerzte, war, daß einige mir anvertraute Schriften von christlichen Freunden, die wahrlich auf den ersten Blick gezeigt hätten, daß gar nichts, was auf den Staat einige Beziehung haben könnte, darin enthalten sei; religiöse Tagebücher — gegen meine ausdrückliche Protestation — weggenommen wurden. Mir blieb nichts übrig, als darauf zu schreiben Depot. Ich kann über dieß, alle häusliche, freundschaftliche, humane Vertraulichkeit untergrabende Benehmen weiter nichts sagen, als: „Wehe dem Staate, der mit dem Worte Freiheit ein pharisäisches Jubelgeschrei verführt, und furchtsam, schwach und despotisch genug ist, zu solchen inhumanen und erbärmlichen Maßregeln gegen unschuldige, rechtschaffene und freigenannte Staatsbürger, gegen welche keine Thaten sprechen, keine Zeugen aufstehen, seine armselige Zuflucht nehmen zu müssen; er ist sicherlich in seiner Agonie, er muß, oder seine Regierung wenigstens, zu Grunde gehen.“ Und Eins noch, denn es lag in dem Augenblick, da dieß geschah, mir schwer auf dem Herzen: „Gott bewahre doch mich und jeden ehrlichen Menschen vor der Versuchung oder der Nothwendigkeit, sich je als Werkzeug zu einer so inhumanen Handlung gebrauchen lassen zu müssen. — Ich weiß, wie wenig man von sich versprechen darf und wie der rechtschaffene und festeste Mann in Verlegenheiten kommen kann, Dinge

zu thun, die er vormals für unmöglich gehalten und an jedem Andern verabſcheut hätte. Aber dieß glaube ich von mir, von Ihnen, mein Freund! und von allen Freunden, die dieſe Briefe leſen werden, verſprechen zu dürfen, daß Keiner von uns ſich je zu einer ſolchen, Sicherheit, Freiheit und Vertrauen mordenden Handlung, durch welche Vorſtellung es auch immer geſchehen möchte, würde bereden oder zwingen laſſen."

Auch konnte ich mich nicht hinterhalten, dem Bürger Tobler ganz ausdrücklich, jedoch mit der ſanfteſten Ruhe, zu ſagen: „Iſt's möglich, daß Sie ſich zu einer ſo konſtitutionswidrigen Handlung gebrauchen laſſen?"

„Er antwortete mit Kälte, die an ernſte Würde grenzte: „Es iſt ein Sacrifice (Opfer), das ich meiner Pflicht bringen zu müſſen mich verbunden achte; übrigens glaube ich, daß das Direktorium zu ſo einem Schritte befugt ſei!"

Ich erwiederte hierauf: „Dieß glaube ich durchaus nicht, daß das Direktorium ſolche Rechte habe; übrigens, wenn Sie vom Gegentheil überzeugt ſind, ſo reſpektire ich Ihre Gewiſſenhaftigkeit in Anſehung deſſen, was Sie für Recht und Pflicht halten. Ich halte dieſe Handlungsweiſe für äußerſt despotiſch und tyranniſch."

Inzwiſchen hatte ſich meine weinende Frau, unter dem Vorſtand einer Magd, und ich mich vor meinen Augen- und Ohrenzeugen, die, wie geſagt, mich nie aus dem Geſichte verloren, angezogen, und das Eine und Andere zuſammengemacht, geordnet und beſtellt, was mir noch beifiel; die geleerten Portefeuillen eingepackt, ſammt einigen phyſiognomiſchen Blättern, worüber ich Urtheile zu ſchreiben angefangen hatte und in denen der billige und beſcheidene Unterſtatthalter Bürgiſſer nichts Staatsverbrecheriſches fand, wie auch ein offenes Büchelchen, in welches ich allerlei religiöſe Gedanken für meine Frau eintrug und welches von ihm ebenfalls für unverfänglich erklärt und mir ohne Bedenken überlaſſen wurde.

Alles war nun zuſammengemacht, was ich ſo vor der Hand

nöthig erachtete; ich schrieb noch, mit Erlaubniß der Obern, ein Beruhigungszeilchen an die Meinen in Zürich: „Fürchtet Euch nicht. Bleibt ruhig, wie ich es bin. Wo ich bin, da ist mein Herz; wo mein Herz ist, da ist mein Gott.“ — oder so was.

Es mußte geschieden sein. Mein gutes Weib mag mehr wissen, als ich, was ich ihr noch Tröstendes sagte. Sie zerfloß in Thränen, umarmte mich segnend und konnte mich beinahe nicht entlassen; auch die Magd schluchzte und seufzte laut wider das, was mir geschah, so daß ich ihr Stillschweigen gebieten mußte. Gott Lob! ich blieb, in der klaren Ueberzeugung, daß diese Deportation Gutes wirken würde, so ruhig, als ob ich nur aus dem Zimmer in das Bad hinabginge. — Kaum konnte ich mich von meiner guten Frau losreißen, und immer stieg es wieder in ihr auf, daß sie mit wollte, um meiner zu pflegen; aber es mußte geschieden sein. Sie begleitete mich noch bis zur Treppe, wo man in den Hof hinabsah. Da stand eine Kutsche, die mich empfangen sollte, ein Dragoner bei derselben und zwei Männer mit aufgepflanzten Bayonnetten — (man weiß nicht, wie man dieß lächerliche und erbärmliche Spiel, diese Charlatanerie von Furchtbarkeit gegen einen unbewehrten Religionsdiener, der nie Waffen trug, nennen soll!). — Sobald meine arme Frau die Bayonnette sah, schlug sie die Hände über den Kopf zusammen und rief: „Mein Mann — und Bayonnette!“ Sie wandte sich um. — Nie werde ich die mit dem weißen Schnupftuch aufgehobenen Arme meiner Frau, die ich nunmehr in ihr Zimmer zurückgehen sah, vergessen. Gute Seele! wie mußte dir jetzt in deiner Einsamkeit zu Muthe sein!

Ich nahm noch von Tobler im Hofe mit einer redlich bürgerlichen Umarmung Abschied und setzte mich zu Bürgisser in den Wagen, um an den Ort meiner Bestimmung abzufahren.

In meinem Leben war ich nie ruhiger im Innersten meiner Seele. Eines nur beunruhigte mich: daß meine Frau, wie alle Mal bei unangenehmen und ergreifenden Vorfällen, erst in Ohnmacht

ſinken, dann krank werden würde. Doch tröſtete ich mich einigermaßen mit dem, was ich ihr auch vor dem Abſchied mündlich geſagt hatte: „Es wird gewiß bald Jemand nach Baden kommen und dir beiſtehen“ — (welches auch geſchah).

Sodann war es in Anſehung meines Innern meine erſte Sorge (als ich aus den Bädern nach der Stadt hinfuhr), mir jeden Augenblick dieſer neuen Epoche möglichſt und ſeiner Natur gemäß zu Nutz zu machen. Freund und Freunde! für welche allein und ausſchließend ich dieß ſchreibe, unbekümmert, ob dieſe Briefe auch in außerfreundſchaftliche oder gar in unfreundliche Hände fallen, Euch darf ich ohne Furcht aller Mißdeutung ſagen: Mein ernſtes Seelengebet war: „Laß dieſen Vorfall, mein Herr und mein Gott! recht geſegnet an mir und beſonders auch für mein Vaterland von einigem Nutzen ſein! Lehre mich jeden Moment dieſer Zeit weislich benutzen! Meine Frau und die Meinigen ſeien dir empfohlen! Erbarme dich meines armen Vaterlandes!“

Mich nicht zu zerſtreuen und von dieſem Geſichtspunkte abbringen zu laſſen, war eine meiner ernſteſten Geiſtesbemühungen.

Sobald wir an das Stadtthor von Baden kamen, erblickte ich noch vier Dragoner, die unſer warteten; ich ſagte zu meinem Begleiter, der mich herzlich verabſchiedete: „So vornehm bin ich noch nie gereist!“

Dann ſtieg Affſprung, der vor uns her aus den Bädern in die Stadt hinaufgegangen war, das Nöthige zu beſorgen, ſtatt ſeiner zu mir in den Wagen, und wir fuhren, unter dem leicht merkbaren, ſtaunenden, theilnehmenden, ſtarren Hinſchauen und Hindeuten der Einwohner von Baden, den Weg nach Mellingen und Lenzburg.

Der arme Affſprung, der die ganze Nacht zum Beſten Helvetiens gewacht und um 2 Uhr nach Mitternacht ſchon von Zürich nach Baden zu der patriotiſchen Heldenthat meiner Aufhebung gereist war, ſchlummerte friedlich neben mir. Bald las ich ein wenig,

bald schrieb ich einen oder zwei Gedanken, zu denen mich die Geschichte des Tages veranlaßte, dachte an die Meinigen, jede Minute zählend, wenn ihrer Jemand in Baden bei meiner Frau sein möchte. Uebrigens, so leidlich es mir meiner Gesundheit halber ging, mußte ich mich doch äußerst leise halten, und ich spürte in dem ganzen Körper eine Erschlagenheit, mit Schmerz vermischt, die mich nicht viel Gutes hoffen ließ. Im Ganzen genommen aber war mir dessenungeachtet so ruhig wohl, daß ich mir in meinem Leben keinen unglücklichern Tag wünschen möchte.

Zürich, Montags den 3. II. 1800

L.

Fünfzehnter Brief.

Was in Zürich in der Nacht vom 15. zum 16. Mai vorging.

Ehe ich, lieber Freund! meine Reisegeschichte nach Basel fortsetze, wird es Ihnen nicht unangenehm sein, zu vernehmen, was in Zürich vorging vor und während meiner Abholung von Baden.

Das Erste mag eine Stelle aus einem Schreiben meiner Tochter Luise und einige Nachricht von Freund Kantonsrichter Hegner, der eben damals bei uns zu Hause war, darstellen.

1.

Meine Tochter schrieb mir:

„Nun, liebster Vater! muß ich Ihnen doch auch noch Nachricht geben von dem nächtlichen Besuche des Bürger Regierungsstatthalters Pfenninger in unserm Hause; er kam in der Nacht vom fünfzehnten auf den sechszehnten Mai, um 2 Uhr, mit Bürger Ex-Unterstatthalter Tobler, Bürger Affsprung und noch einem Andern, mir Unbekannten, nebst einer Wache (die aber vor der Hausthür blieb). Sie mußten mehrere Male heftig klingeln, bis wir von unserm sorglosen Schlummer aufgeweckt waren; denn wer hätte so

was in der Nacht und in Ihrer Abwesenheit erwarten können? Ich kann kaum begreifen, wie ich bei diesem so befremdenden Besuche zur Mitternachtszeit so unerschrocken bleiben konnte. Bürger Regierungsstatthalter fragte gleich nach Ihnen, und als er von mir vernahm, was er wahrscheinlich schon wußte, nämlich: „daß Sie um Ihrer schwachen Gesundheit willen nach Baden seien", so forderte er mir Tinte und Papier, schrieb etwas, das er an Bürger Tobler gab, worauf dieser dann sogleich mit den zwei Andern fortging. Hernach forderte Bürger Statthalter den Schlüssel zu Ihrem Zimmer. Ich bat Freund Hegner, mit ihm zu gehen, weil ich meinem Bruder ein Billet schreiben wollte, und ihn bitten, zu mir zu kommen, denn Sie können sich, bester Vater! leicht denken, wie mir zu Muthe sein mußte bei dieser sonderbaren Scene, ohne Jemand von den Meinigen bei mir zu haben; aber die Wache ließ Niemand zum Hause hinaus. Bürger Statthalter kam bald wieder herunter, bat mich, ihm den Schlüssel zu Ihrem untern Zimmer zu geben, wohin ich auch mitging; er durchsuchte Alles, legte viele Schriften beiseits, schien mir aber nicht zufrieden zu sein mit dem, was er fand, indem er mich mehrere Male in einem ziemlich ernsten Tone fragte: ob ich denn gar nicht wisse, wo Sie Ihre Briefe vom neuesten Datum haben?" (Sehr delikate Frage an eine Tochter!) Als er mich Einiges fragte, das ich nicht im Stande war, nach seinem Wunsche zu beantworten, sagte ich ihm, daß ich meinen Bruder gern holen lassen würde, der ihm über das Eine und Andere mehr Aufschluß geben könnte, worauf er mir aber die Antwort gab: „Es ist gar nicht nöthig; ich mag nicht, daß es ein Nachtgeschrei gebe."

„Freund Hegner sagte zu ihm: „Werden Sie Herrn Pfarrer auch Nachricht geben von der Untersuchung seiner Schriften?" — Seine Antwort war: „Es wird ihm wohl berichtet werden", und indem er sich zu mir wandte, sagte er: „Seien Sie ruhig; ich hoffe, die Sache werde sich bald wieder so im Stillen enden, wie sie in aller Stille angefangen ward." — Aber von Ihrer Deportation

ward nicht gesprochen; denn als man ihn so etwas zu wiederholten Malen fragen wollte, bat er endlich, ihn mit dergleichen Fragen zu verschonen."

„Nachdem er nun lange einen Theil Ihrer Schriften erlesen hatte, versiegelte er Ihr unteres Zimmer und einen Briefschrank, stieg wieder in das obere Zimmer hinauf, aus dem er auch viele Schriften nahm; die übrigen aber unversiegelt ließ. Dann fragte er: „ob in keinem andern Zimmer mehr von Ihren Briefen seien?" welches mit Wahrheit verneint werden konnte. Nach 4 Uhr Morgens verließ er unser Haus wieder mit dem Wort: „Es taget; ich möchte vor Tage wieder weg sein!" ließ sich durch unsern Knaben die von ihm zusammengelegten Schriften (ohne uns zu zeigen, welche er ausgesucht hatte) nachtragen. Beim Abschied versicherte er: „daß es ihm sehr leid thue, in die Nothwendigkeit versetzt worden zu sein, unsere nächtliche Ruhe zu stören; er habe sich aber selbst auch den Schlaf entziehen müssen"

So weit meine Tochter.

2.

Freund Hegner that noch hinzu:

„Bürger Regierungsstatthalter sagte mir, er komme, dem Bürger Lavater nachzufragen und sich seiner Papiere zu versichern."

„Auf die Frage, ob er dieß aus sich selbst oder aus Auftrag thue, antwortete er: „er sei vom Vollziehungs-Direktorium dazu bevollmächtigt", ohne jedoch die Vollmacht vorzuweisen."

„Das Geschäft, die Briefe und Manuscripte zu durchsuchen, schien ihm wirklich unangenehm zu sein; wenigstens ward es ihm sauer, weil derselben so viele waren, daß er nicht wußte, wo und was er wählen sollte. Das Meiste nahm er ununtersucht, Einiges überblickte er flüchtig."

„Ein Manuscript voll patriotischer Ermahnungen an alle Beamten der Republik nahm er auch zu sich, mit dem Bedeuten: das könne dem Bürger Pfarrer dienen."

„Einige verſiegelte Paquete, von welchen ich ihm ſagte, daß ſie Privatangelegenheiten enthielten, ließ er liegen, aber verſchloß ſie in einen Kaſten, den er nachher verſiegelte.“

„Viele behaupteten nachher, er habe ſeine Vollmacht überſchritten, indem er nichts hätte hinwegnehmen, ſondern nur verſiegeln ſollen, und mancher franzöſiſche Offizier verſicherte, daß ſelbſt während der Schreckensepoche in Frankreich kein Regierungskommiſſär, ohne beſtimmte Vollmacht vorzuweiſen, ſich hätte erlauben dürfen, die Schriften eines Andern hinwegzunehmen.“

So weit Hegner.

Ich thue hinzu: So was in Abweſenheit eines bürgerlich unklagbaren Mannes, und zwar ohne Zeugen von Gültigkeit, und in der Mitternachtsſtunde .... iſt ſchändlich.“

Nächſtens melde ich Ihnen, was weiter in Zürich in Bezug auf meine Deportation während meiner Reiſe von Baden nach Olten und Baſel vorging.

Zürich, den 8. II. 1800. L.

Sechszehnter Brief.

Fortſetzung deſſen, was weiter in Zürich geſchah am ſechszehnten Mai, beſonders, was mein Sohn that.

Mein Lieber!

Alle meine Freunde ſchrieben mir nur Eines, jeder auf ſeine Weiſe: daß der nächtliche Ueberfall in meinem Hauſe und meine Deportation oder Heraushebung aus dem Krankenbette eine allgemeine Senſation und einen bittern Willen verurſacht; Freunde und Nichtfreunde fällten nur Ein Urtheil. Indeß thaten mein Bruder, Alt-Rathsherr, und mein Sohn Alles zur Beruhigung und Beſänftigung der Gemüther. Kaum hatte Letzterer den Vorfall vernommen, ſo ſetzte er ſich in Bewegung, und mein Tochtermann Geßner und ſeine Gattin eilten zu meiner

Frau nach Baden, ſie heim zu holen. Was mein Sohn that, davon mag beiliegendes Schreiben Nachricht geben.

„Da es meine Schweſter übernahm, Ihnen einen umſtändlichen Bericht von dem nächtlichen Unfug, der ſich am fünfzehnten dieſes Monats in Ihrem Hauſe zutrug, zu ertheilen, ſo füge ich bloß die Nachricht von einigen Schritten bei, die ich nachher zu thun nöthig fand. Sobald ich mich am frühen Morgen des ſechszehnten von Allem genau unterrichtet hatte, begab ich mich zum Unterſtatthalter Ulrich, als eigentlichem erſtem Polizeiaufſeher der Stadt, ihm die Sache anzuzeigen. Er ſchien erſtaunt und bezeugte mir mit humaner Theilnahme, bis auf dieſen Augenblick nicht das Mindeſte von der ganzen Sache gewußt zu haben; er könne aber, fügte er bei, hierin leider nichts thun, als ſich bei dem Regierungsſtatthalter Pfenninger nach dem Zuſammenhang und den Beweggründen dieſes unangenehmen Vorfalls erkundigen. Ich ſagte ihm, daß ich ſogleich ſelbſt zum Regierungsſtatthalter gehen werde, es komme mir zu, gewiſſe Fragen an ihn zu thun.“

„Um ſieben Uhr ging ich zu Pfenninger; man ſagte mir, er ſchlafe noch. Nach acht Uhr ging ich wieder hin; er ließ mich ſogleich vor ſich kommen, obſchon eine Menge Leute ſeit frühe vor der Thüre warteten. Mit einem Geſichte, das dem von Garrik zwiſchen Melpomene und Thalia nicht unähnlich ſah (das heißt, das ein Gemiſch von Komiſchem und Tragiſchem, von Freude und Beſtürzung ſchien), verſicherte er mir zuvorkommend: „Wie ſchmerzlich und ſauer es ihm geweſen ſei, einen ſolchen Auftrag zu befolgen; aber es ſei ſeine nächſte Pflicht, die Befehle, die er vom Direktorium erhalte, in Ausübung zu bringen. Er habe zu beſtimmten Befehl gehabt; es werde dem Bürger Pfarrer aber gewiß keine Ungerechtigkeit zugefügt werden; er müſſe übrigens ſolche Zufälle allein ſeiner eigenen Unvorſichtigkeit zuſchreiben; er rede und ſchreibe gar zu frei. Er habe ihn ſo oft gewarnt; er bedaure ihn und uns herzlich u. ſ.w.“

„Ich ließ ihn völlig ausreden und ſagte ihm dann: „Bedauern

ſei für meinen Vater und mich am unrechten Orte; Auftritte dieſer Art wären in einem Zeitpunkte, wie der gegenwärtige, ehrenvoll, nicht entehrend. Von der Unſchuld meines Vaters überzeugt, freue ich mich vielmehr, wenn auch ihn, wie ich vermuthe, das Schickſal der verdienteſten und edelſten Männer ſeiner Vaterſtadt getroffen habe; eine Deportation habe jetzt völlig den Werth, wie vormals eine Bürgerkrone"; — Er unterbrach mich haſtig mit den Worten: „Das ſind ſeltſame Begriffe!" — „Warum ich aber eigentlich", fuhr ich fort, „zu Ihnen komme, iſt nicht ſo ſehr wegen des Auftrittes ſelbſt, der ſich verwichene Nacht in meines Vaters Hauſe zutrug — ich reſpektire jede geſetzliche Autorität, und wenn ſie auch nicht auf die delikateſte Art verfährt —, ſondern wegen der ungeſetzlichen Art, mit der dabei zu Werke gegangen wurde, indem Sie ohne Zeugen das Haus meines Vaters unterſuchten und noch eine beträchtliche Anzahl Schriften willkürlich wegtragen ließen. Ich komme bloß, Sie um die Erlaubniß zu bitten, in Ihrer Gegenwart oder in Gegenwart eines Ihrer Sekretaire ein Verzeichniß dieſer Schriften aufnehmen zu dürfen." — „Mein Gott!" ſagte er, „noch immer ſo mißtrauiſch? man ſollte doch einmal überzeugt ſein, wie delikat und ſchonend man mit konfiszirten Schriften umgeht. Ich verſpreche Ihnen, es ſoll mit den Schriften, die ich bei Handen habe, gewiß kein Mißbrauch vorgehen."

„Wäre mein Vater gegenwärtig", erwiederte ich, „ſo wäre ihm vielleicht dieſe Zuſicherung hinlänglich befriedigend; mir iſt ſie es nicht, mir kann ſie es nicht ſein. Beſtimmt muß ich wiſſen, was abhanden gekommen iſt; es kann unmöglich in Ihrer Inſtruktion liegen, mir ein bloßes Verzeichniß dieſer Schriften zu verweigern. Unter Robespierre wurde doch wenigſtens noch einiger Schein von Rechtsförmlichkeit beobachtet. — Ich muß meine Bitte wiederholen, und wenn Sie mir ſolche verweigern, ſo bin ich genöthigt, dieſes konſtitutionswidrige Benehmen öffentlich zu rügen." — Er nahm mich traulich bei der Hand und ſagte: „Sie ſollen das Verzeichniß haben.

ich will selbst mit dabei sein; nur jetzt habe ich unmöglich Zeit; kommen Sie nach Tische wieder." — Ich schied von ihm unter der Versicherung, daß ich mich auf sein Ehrenwort verlasse."

„Nach Tische ging ich hin — — der Statthalter war nach Luzern verreist!! Sobald er zurück war, ging ich noch einmal hin und wiederholte nachdrücklichst, mit Erwähnung seines bestimmten Versprechens, mein Ansuchen; allein dieß Mal schlug er es mir nun geradezu ab, unter dem Vorwande, die Schriften wären nicht mehr in Zürich! — „So müssen Sie mir wenigstens", sagte ich (über dieß schiefe, wortbrüchige Verfahren indignirt), „ehe ich Ihr Zimmer verlasse, noch schriftlich Ihre Verweigerung bezeugen." Er zögerte; ich wurde dringender. Endlich schrieb er auf seines Kanzleipapier: „daß er mir die Aufnahme eines Verzeichnisses und die Einsicht in die Schriften meines Vaters habe versagen müssen", und gab es mir mit den Worten: „Dieß kann ich Ihnen wohl zu Gefallen thun."

„Unverzüglich ließ ich nun folgendes Blatt drucken:

„Da Mittwochs vom fünfzehnten auf den sechszehnten Mai, Nachts um 2 Uhr, meines lieben, dermalen für seine sehr kränkelnde Gesundheit im Bade zu Baden sich befindenden Vaters, Pfarrer Johann Kaspar Lavater, Haus und Schriften von dem Bürger Regierungsstatthalter Pfenninger untersucht, versiegelt und noch ein Theil der Briefschaften weggenommen wurden, und zwar, ohne mir, als Sohn, den Zutritt dazu gestatten zu wollen, so begab ich mich, sobald ich Morgens diese gewaltthätige, dem Buchstaben und dem Geiste der neuen Konstitution so gerade entgegenlaufende, Handlung vernahm, zum Bürger Regierungsstatthalter und forderte, da er mir die Rückgabe der bloß freundschaftlichen Briefe verweigerte, wenigstens von allen den mitgenommenen Schriften ein Verzeichniß und einen Empfangschein. Da ich aber auch jenes nicht erhalten kann, so protestire ich — das Einzige, was mir das Recht des Stärkern zu thun übrig läßt — öffentlich gegen die Gesetzmäßigkeit dieser Pro-

zeder überhaupt. Nur so kann ich der Verantwortlichkeit, die ein Sohn seinem abwesenden Vater schuldig ist, ein Genüge leisten, und zugleich jede Verantwortlichkeit, die durch den Verlust oder aus dem Mißbrauch dieser vorenthaltenen, einseitig durchsuchten Schriften entstehen könnte, von meinem Vater ablehnen."

„Zürich, den 16. Mai 1799.

„Johann Heinrich Lavater, M. D."

„Von dieser Anzeige sandte ich allervörderst jedem Repräsentanten unsers Kantons in Luzern ein Exemplar und eines dem Justizminister Meyer, dem ich mich selbst denunzirte, aber zugleich auch unsern Regierungsstatthalter förmlich anklagte. Das erste Exemplar, das ich hier weggab, brachte ich Pfenninger selbst; er las es in meiner Gegenwart und rief aufgebracht: „Das ist ein absurder Schritt, der Ihnen zu großer Verantwortung gereichen wird; ich werde es sogleich nach Luzern berichten." — „Dieß ist schon geschehen", sagte ich, und ging stillschweigend fort, um dieses Blatt links und rechts auszutheilen; am folgenden Morgen mußte ich es schon zum zweiten Male abdrucken lassen. — Der Justizminister Meyer antwortete mir sehr verbindlich, daß er mein Anliegen dem Direktorium vortragen werde, daß er die Verfahrungsart des Regierungsstatthalters nicht billigen könne und daß ihm die ganze Sache Mühe mache. Ich will nun erwarten, was geschieht und ob eine Anklage Statt haben wird; vermuthlich aber nicht. Für Einmal kann ich nichts weiter thun und Ihnen leider nicht einmal, wie ich hoffte, sagen, ob viel oder wenige, oder was für Schriften weggenommen wurden."

„20. V. 1799."

So weit mein Sohn. Ich darf nichts beifügen, als: Es freute mich, einen solchen Sohn zu haben.

7. II. 1800.

L.

Siebenzehnter Brief.

Reise von Lenzburg bis Olten, Donnerstags den 16. V. 1799.

Lieber!

Ich komme wieder auf mich selbst zurück. Donnerstags den 16. Mai, Vormittags 11 Uhr, kamen wir in Lenzburg an, wo der Ritt nur mäßiges Aufsehen erregte. Man bereitete uns allen zusammen an Einem Tische das Mittagsessen, und die Augen der Neugier waren nicht müßig, den Staatsverbrecher auszufinden, dem es galt. Mir war so übel, daß ich so wenig als nichts versuchen mochte, besonders plagte mich der Husten, wogegen mir ein Unbekannter gegenüber ein Mittel anrieth: „Kandiszucker in warmem Wein zu trinken"; ein Anderer aber mit kaltem Hohne sagte: „Es ist wohl zu begreifen, wie jetzt dem Einen und Andern übel wird!"

Ich kann nicht beschreiben, wie mir in dem dumpfigen Zimmer, wo zwei nahe gestellte Tische gegen einander überstanden, die beide voll besetzt waren, zu Muthe war. Hundertmal war ich auf meinen Reisen in allerlei lieblichen und unlieblichen Wirthszimmern, aber keines ekelte mich so an. Welche armselige, elend witzelnde, pöbelhafte Reden wechselten da über die ehemalige Verfassung und Regierung, über die Oestreicher und andere Dinge! Ich wende mich von dem übeln Geruche der Erinnerung dieser Gesellschaft, die auch dem Gesundesten hätte übel machen mögen. Wenn die Staatsrevolutionen keinen, als den nie zu berechnenden Schaden hätten, daß sie in rohen Seelen allen Fond von Rohheit aufregen, zur Sprache kommen lassen, und allen zarten, edeln Geschmack gewaltthätig ersticken und einen äußerst unsittlichen und ungesitteten Sansculottismus zur Tagesordnung machen, wie gefährlich und schrecklich wären sie!

Meine Dragoner waren indeß sehr bescheiden und Affsprung hatte meiner Gesundheit wegen alle Attention. Besonders einem Dragoner, der gewähnt haben muß, daß ich meiner politischen Lage wegen in Verlegenheit sein könnte, muß ich doch das Lob widerfahren

laſſen, daß er mich auf eine gutmüthige, ganz unhöhniſche Art tröſten wollte: „Ein jeder Menſch habe ſeine guten und böſen Leute; es werde ſich das Ungewitter bald legen.“ — „Ich bedarf zwar, mein Lieber!“ — ſagte ich — „keines Troſtes, und wüßte auch nicht, wovor ich mich zu fürchten hätte. Die Freimüthigkeit, die mich hieher brachte, wird mich auch wieder zurück bringen. Ich werde ſagen dürfen und ſagen: Habe ich Unrecht geredet oder gehandelt, ſo beweiſet, daß es Unrecht ſei; habe ich Recht gehandelt, warum mißhandelt Ihr mich ſo?“ Er lächelte.

In Lenzburg ſchrieb ich noch ein Zeilchen nach Hauſe von meinen körperlichen Umſtänden und wie mir zu Muthe ſei. Ich hatte meiner Frau beim Abſchiede heilig verſprochen, ihr alle Mal aufs Genaueſte zu melden, wie es mir mit meiner Geſundheit gehe und wie mein Gemüthszuſtand beſchaffen ſei, damit ſie ſich bei jeder guten Nachricht auf das Sicherſte darauf verlaſſen könnte.

Um zwei Uhr reisten wir von Lenzburg ab, ich innerlich vergnügt, oft ſchlummernd, oft an die Meinigen und an die Empfindungen denkend, welche meine Deportation in den Herzen meiner treuen Freunde aufregen würde. Oft ſchien es mir, wenn ich ſo die Dragoner vor und neben mir reiten ſah, wie ein Traum, daß ich die deportirte Perſon, ich das Augenmerk Aller und der héros de la pièce ſei. Oft konnte ich mein Herz mit froher Zuverſicht gen Himmel erheben. — Sehr wenig ward geſprochen; doch einige Male gab es Gelegenheit, mich über gewiſſe Dinge ſehr freimüthig zu äußern; beſonders da Patriot Afffprung, ich glaube zu Lenzburg, ſo ſehr gegen alles Königthum geſprochen hatte, meine Herzensgedanken ſo ganz und offen wie möglich. Die Summe davon mag ungefähr folgende geweſen ſein:

„Mir liegt nichts an Namen und Wörtern. Die Vernunft ſieht auf die Sache, der Pöbel auf Namen. König oder Direktor, Ariſtokrat oder Demokrat, dieß gilt mir Alles gleich viel. Wer willkürlich handelt und zum Nachtheil Anderer ſich

über Gesetz und Recht wegsetzt, ist ein Despot, trage er einen Stern oder eine Schärpe, — und der König, der Gesetz, Nation und Freiheit ehrt und schützt und seine Nation beglückt, ist mir viel lieber, als ein Regent und Gesetzgeber, der dem Königthum flucht und dem Recht und Gesetze Hohn spricht." Was war die Antwort des gutmüthigen Deportanten Afffprung? Tiefes Stillschweigen!

Einmal sagte ich: „Das Unerträglichste bei einer Regierung, zumal bei einer, die mit Freiheit, Gerechtigkeit und Menschenrecht so groß thue, sei das Nichtverhör Solcher, die man durch die Art, wie man sich gegen sie benehme, als Verbrecher dem Publikum darstelle." Was war die Antwort des erzklugen Erzpatrioten Affsprung? Tiefes Stillschweigen!

„Ich sei fest entschlossen" — sagte ich einmal — „mein Bürgerrecht der helvetischen Nation feierlich zu den Füßen zu legen, wenn ich nicht bald verhört werde, und ihr vor aller Welt, mit aller Kraft, die mir Gott geben werde, meinen Abscheu vor ihrer Freiheitsheuchelei zu bezeugen."

„Ich wollte" — sagte ich ferner — „lieber Unterthan in Dänemark sein, wo das erste schrecklich scheinende Gesetz sei: der Wille des Königs soll das erste Gesetz sein, als freigenannter Bürger eines Freistaates, wo kein Bürger, wie unschuldig und rechtschaffen er sein möge, keinen Augenblick sicher sei, wie ein Missethäter aufgehoben und weggeführt zu werden, was gewiß in dem despotischsten aller Staaten nicht möglich sein würde. Ich achte es für einen unverantwortlichen Hochverrath gegen die helvetische Nation von Seite der Gesetzgeber, daß sie, welche Gewährleister ihrer Freiheit und der Konstitution sein sollten, gegen und wider den Auftrag des souveränen Volkes, dessen Repräsentanten sie seien, dem Direktorium diese gesetzwidrige und despotische Macht übergeben. Dieß sage ich wahrlich nicht um meinetwillen; ich habe es vorher gesagt,

ehe die Reihe an mich gekommen.“ Was war die Antwort des erzlügen Erzpatrioten Affsprung? Tiefes Stillschweigen!

Durch Aarau fuhren wir schnell hin und nur wenig merkbares Aufsehen erregte unser rasches Durchfahren und Durchreiten; da hingegen bei der Deportation meiner lieben Mitbürger, wie Sie nachher hören werden, die unwürdigsten Scenen vorfielen, deren sich auch die entschiedensten Demokraten schämten.

Etwa um 6 Uhr langten wir in Olten an, wo ich sogleich an die Meinigen schrieb und für den nächsten Sonntag eine Stelle zum Vorlesen durch meinen Kollegen an die Gemeinde. — Sie lautete so:

„Freunde und Brüder! Jetzt, da der Fall meiner Deportation wirklich eingetroffen, stehe ich noch völlig in denselben Gedanken, die ich vor einigen Wochen niederschrieb, ja jetzt noch mehr, als je. Ich bitte und ermahne Alle, die ich liebe und die mich lieben, noch dringender, mit allen harten Urtheilen über das, was man sich gegen mich erlauben mag, an sich zu halten und keinen Schritt zu thun, welcher der Regierung bedenklich scheinen könnte. Bleibet, ihr Lieben! so ruhig, als ich es bin, — und nichts, was Liebe Euch allenfalls thun heißen möchte, geschehe ohne Weisheit, ohne Würde, ohne sanfte Bescheidenheit. Ich wiederhole die Versicherung, Euch bald wieder zu sehen. Diese kurze Trennung wird gewiß für uns Alle gesegnet werden. Was mir übrigens immer begegnen mag, nichts, nicht das Allergeringste kann mir widerfahren, das nicht gut und zu meiner Veredlung und Läuterung nicht nothwendig sei. Nichts, das mich je muthlos machen wird, der Wahrheit nach meiner Ueberzeugung Zeugniß zu geben, und Recht Recht — Unrecht Unrecht zu nennen. Laßt uns Alle der Pflicht, dem Rechte, der Wahrheit, oder, was Eins ist, dem Herrn treu sein!“

Der Herr sei mit uns Allen!

L.

Dieß war abgethan, meinem Führer offen zur Censur übergeben, bewilliget, versiegelt, der Post bestens empfohlen und dann fortgeschritten zu folgendem Schreiben an das Vollziehungs-Direktorium in Luzern:

„Freiheit?“ „Gleichheit.“

„Bürger Direktoren! Ihr habt mich heute Donnerstags, den 16. Mai 1799, Morgens um 6 Uhr, aus dem Bette in Baden, wo ich eine mir von mehrern Aerzten empfohlene, hochnothwendige Kur begann, auszuheben und nach Basel hinzuführen befohlen. — Kein Flehen der Gattin, den kranken Mann, der die halbe Nacht in den heftigsten Schmerzen zugebracht hatte, nicht sogleich wegzunehmen, half. Das war natürlich. Die Beauftragten mußten ihrem Auftrage genug thun. Ich gehe also willig hin, wohin ich von Euch, Bürger Direktoren! bestimmt sein mag. Aber ich verlange schlechterdings und furchtlos, wie es einem Manne und einem, der sich unschuldig weiß, geziemt, in dem Namen der Konstitution, des Menschenrechtes und der Freiheit, sogleich und zwar in Gegenwart einiger von mir gewählter Zeugen *) verhört zu werden, und wenn ich, wie ich gewiß weiß, unschuldig erfunden werde, daß man mich mit einem Zeugnisse meiner Unschuld, ohne einigen Anstand, zu meiner Familie und meiner Gemeinde zurücklasse. Nicht als Gnade, als Recht fordere ich dieß. Wer das Recht der Unschuld versagt, den kann keine Demuth, keine Humanität, keine Vernunft gerecht nennen.“

„Zweitens, Bürger Direktoren! protestire ich feierlich gegen alle und jede Kostenbezahlung meiner Deportation, wenn mir kein gesetzwidriges Betragen vorgeworfen werden kann.“

„Drittens verlange ich, daß ich meiner vierfachen, seit Mona-

*) Ich stand nachher von dieser Bedingung gern ab, weil die wackern Bürger Schmidt und Huber meine Verhörer und keiner Unredlichkeit oder Despotensclaverei verdächtig waren.

ten notorischen Leibesbeschwerden wegen *) mit dem Arzte, zu welchem ich Vertrauen habe, so oft ich will, zu Rathe gehen dürfe."

Viertens bitte ich Euch, Bürger Direktoren! es mir nicht zuzuschreiben, wenn je von irgend Jemand meinethalben ein unüberlegter Schritt geschehen sollte. Flehentlich habe ich längst auf diesen Fall hin alle meine Freunde gebeten, ruhig zu sein."

„Endlich, Bürger Direktoren! beschwöre ich Euch bei Allem, was Euch je noch heilig sein kann, beherziget noch das freie Wort eines redlichen Konstitutionsverehrers: Erstickt nicht noch den letzten Funken des Vertrauens in dem Herzen des freigenannten helvetischen Volkes durch konstitutionswidrige, gewaltthätige Handlungen, und lasset Euch laut und stark genug sagen: Wer verurtheilt, ohne zu verhören, er heiße König oder Direktor, Oligarch oder Demokrat, ist nichts mehr und nichts weniger, als ein Tyrann!"

„Gruß und Vergebung!"

Olten, Donnerstags Abend den 16. Mai 1799.

Johann Caspar Lavater,
konstitutionswidrig deportirter Pfarrer.

Auch dieses Schreiben (das war sehr natürlich und war die dießmalige Tagesordnung) ward Freund Affsprung offen zur Censur übergeben: Stillschweigend, ohne das leiseste Regen der Billigung oder Mißbilligung gelesen und mit der einzigen Frage zurückgegeben: „Ob ich es von Olten oder von Basel aus nach Luzern senden wolle?" — „Sogleich von Olten aus", war meine Antwort, die er gut sein ließ. Also auch dieß Schreiben ward vor seinen Augen versiegelt und der Post bestens empfohlen.

---

*) Husten, Schmerzen unter den Rippen und am Rücken, banges Drücken über den Magen und Schwindel.

Wir genossen nichts, als eine Suppe, und Afffprung hatte die Diskretion, mich zu fragen: „Wenn ich morgen abzureisen gedenke?“ — „Je eher, je lieber!“ — war meine Antwort — „denn ich wünschte bei guter Zeit in Basel anzukommen, um mich denselben Abend noch an dem Orte meiner Bestimmung (der mir unvermuthbar war) gleich vollkommen einrichten zu können.“ Dieß war ihm auch recht; er bestellte auf 5 Uhr präcis die Abfahrt, wogegen aber die von der vorigen Nacht her müden Kutscher und Dragoner nicht unvernünftige Einwendungen machten. Um 6 Uhr also bestellten wir und hatten noch ein Viertelstündchen vergnügte Gespräche, besonders über die Schwierigkeit, mit sogenannten Philistern, oder geistlosen Schwätzern, die sich auf ihr Wissen und ihre Lebensart was zu gut thun, umgehen zu müssen, wenn man doch die Gesetze der Höflichkeit auf keine Weise verletzen will. Ueber die Menge von Menschen, ohne alles geistige Bedürfniß, die nichts, nicht das Mindeste zugeben, nichts an- und aufzunehmen im Stande sind, und deren Zudringlichkeit und zweckloses Gewäsche uns doch köstliche Stunden unsers Lebens rauben kann.

Nicht lange nach 7 Uhr gingen wir beide schon zur Ruhe, und Freund Afffprung anerbot mir alle Dienste, deren ich allenfalls in der Nacht benöthigt sein dürfte.

Bis nach 11 Uhr fand ich keinen Schlaf; doch war der Schmerz so leise als möglich und der Husten ganz erträglich.

Ich sann der Geschichte des heutigen Tages nach. Eine neue Veranlassung meiner Deportation konnte ich nicht finden. Ich ergab mich also, nicht weiter darüber nachzudenken. Nun ließ ich die zurückgelassenen Meinigen alle nach einander vor meinem Geist und Herzen vorübergehen.

Ich vergegenwärtigte mir alle wahrscheinliche Scenen, die meine jetzt so ganz unerwartete Deportation unter den Meinigen und meinen Freunden heute veranlaßt haben mußte. Ich empfahl sie alle der

himmlischen Ohhut, und freute mich der Ruhe, die mir Gott ins Herz legte, und fand endlich den Schlaf.

Achtzehnter Brief.

Reise von Olten nach Basel. (Freitag den 17. Mai 1799.)

1.

Ich erwachte, nach einer über Erwarten guten Nacht, um 4 Uhr, dachte an Manches, was ich gerade jetzt zu denken und zu thun hätte.

Was ich zu denken nöthig erachtete, das dachte ich; was ich zu thun gut fand, begann ich, sobald ich um 5 Uhr aufgestanden war. Ich schrieb nämlich allervörderst an die Meinigen Worte der Beruhigung und Stärkung; sodann an meinen Kollegen, mein Wort an Freunde auf den Deportationsfall künftigen Sonntag auf der Kanzel zu benutzen.

Beim Frühstück hatte ich angenehme Gespräche mit meinem Führer Affsprung, der meistens sehr vernünftig sprach, sobald von etwas Anderm, als der neu helvetischen höhern Abgrundspolitik die Rede war; denn, wie gesagt, sobald man auf diesen Punkt kam, schien sogleich ein stummer und tauber Dämon auf diesen sonst so freien und vernunftvollen Mann sich niederzulassen.

Zwischenein sprach ich wieder einmal ganz offen von unserer gegenwärtigen Regierung, und charakterisirte besonders die Mitglieder des jetzigen Direktoriums, wie ich sie zu kennen glaubte: „Es sei unmöglich, daß Ochs ein rechtschaffener Mann und ein ächter Patriot sei. Wie könnten sonst auch die Verwünschungen Aller, die ihn genau kennen, ohne einige Ausnahme auf ihm ruhen? Es ist auch schlechterdings nicht ein einziger Mensch, der ihn wegen seiner Aufrichtigkeit, seiner Rechtschaffenheit, seines Wohlmeinens mit dem Vaterlande lobt; keiner, der sagt, was man von tausend unzweideutigen Männern zu sagen pflegt: Welch' ein biederer Mann!

Wir genoſſen nichts, als eine Suppe, und Affſprung hatte die Diskretion, mich zu fragen: „Wenn ich morgen abzureiſen gedenke?“ — „Je eher, je lieber!“ — war meine Antwort — „denn ich wünſchte bei guter Zeit in Baſel anzukommen, um mich denſelben Abend noch an dem Orte meiner Beſtimmung (der mir unvermuthbar war) gleich vollkommen einrichten zu können.“ Dieß war ihm auch recht; er beſtellte auf 5 Uhr präcis die Abfahrt, wogegen aber die von der vorigen Nacht her müden Kutſcher und Dragoner nicht unvernünftige Einwendungen machten. Um 6 Uhr alſo beſtellten wir und hatten noch ein Viertelſtündchen vergnügte Geſpräche, beſonders über die Schwierigkeit, mit ſogenannten Philiſtern, oder geiſtloſen Schwätzern, die ſich auf ihr Wiſſen und ihre Lebensart was zu gut thun, umgehen zu müſſen, wenn man doch die Geſetze der Höflichkeit auf keine Weiſe verletzen will. Ueber die Menge von Menſchen, ohne alles geiſtige Bedürfniß, die nichts, nicht das Mindeſte zugeben, nichts an- und aufzunehmen im Stande ſind, und deren Zudringlichkeit und zweckloſes Gewäſche uns doch köſtliche Stunden unſers Lebens rauben kann.

Nicht lange nach 7 Uhr gingen wir beide ſchon zur Ruhe, und Freund Affſprung anerbot mir alle Dienſte, deren ich allenfalls in der Nacht benöthigt ſein dürfte.

Bis nach 11 Uhr fand ich keinen Schlaf; doch war der Schmerz ſo leiſe als möglich und der Huſten ganz erträglich.

Ich ſann der Geſchichte des heutigen Tages nach. Eine neue Veranlaſſung meiner Deportation konnte ich nicht finden. Ich ergab mich alſo, nicht weiter darüber nachzudenken. Nun ließ ich die zurückgelaſſenen Meinigen alle nach einander vor meinem Geiſt und Herzen vorübergehen.

Ich vergegenwärtigte mir alle wahrſcheinliche Scenen, die meine jetzt ſo ganz unerwartete Deportation unter den Meinigen und meinen Freunden heute veranlaßt haben mußte. Ich empfahl ſie alle der

himmlischen Obhut, und freute mich der Ruhe, die mir Gott ins Herz legte, und fand endlich den Schlaf.

Achtzehnter Brief.

Reise von Olten nach Basel. (Freitag den 17. Mai 1799.)

1.

Ich erwachte, nach einer über Erwarten guten Nacht, um 4 Uhr, dachte an Manches, was ich gerade jetzt zu denken und zu thun hätte.

Was ich zu denken nöthig erachtete, das dachte ich; was ich zu thun gut fand, begann ich, sobald ich um 5 Uhr aufgestanden war. Ich schrieb nämlich allervörderst an die Meinigen Worte der Beruhigung und Stärkung; sodann an meinen Kollegen, mein Wort an Freunde auf den Deportationsfall künftigen Sonntag auf der Kanzel zu benutzen.

Beim Frühstück hatte ich angenehme Gespräche mit meinem Führer Affsprung, der meistens sehr vernünftig sprach, sobald von etwas Anderm, als der neu helvetischen höhern Abgrundspolitik die Rede war; denn, wie gesagt, sobald man auf diesen Punkt kam, schien sogleich ein stummer und tauber Dämon auf diesen sonst so freien und vernunftvollen Mann sich niederzulassen.

Zwischenein sprach ich wieder einmal ganz offen von unserer gegenwärtigen Regierung, und charakterisirte besonders die Mitglieder des jetzigen Direktoriums, wie ich sie zu kennen glaubte: „Es sei unmöglich, daß Ochs ein rechtschaffener Mann und ein ächter Patriot sei. Wie könnten sonst auch die Verwünschungen Aller, die ihn genau kennen, ohne einige Ausnahme auf ihm ruhen? Es ist auch schlechterdings nicht ein einziger Mensch, der ihn wegen seiner Aufrichtigkeit, seiner Rechtschaffenheit, seines Wohlmeinens mit dem Vaterlande lobt; keiner, der sagt, was man von tausend unzweideutigen Männern zu sagen pflegt: Welch' ein biederer Mann!

Wir genossen nichts, als eine Suppe, und Affsprung hatte die Diskretion, mich zu fragen: „Wenn ich morgen abzureisen gedenke?“ — „Je eher, je lieber!“ — war meine Antwort — „denn ich wünschte bei guter Zeit in Basel anzukommen, um mich denselben Abend noch an dem Orte meiner Bestimmung (der mir unvermuthbar war) gleich vollkommen einrichten zu können.“ Dieß war ihm auch recht; er bestellte auf 5 Uhr präcis die Abfahrt, wogegen aber die von der vorigen Nacht her müden Kutscher und Dragoner nicht unvernünftige Einwendungen machten. Um 6 Uhr also bestellten wir und hatten noch ein Viertelstündchen vergnügte Gespräche, besonders über die Schwierigkeit, mit sogenannten Philistern, oder geistlosen Schwätzern, die sich auf ihr Wissen und ihre Lebensart was zu gut thun, umgehen zu müssen, wenn man doch die Gesetze der Höflichkeit auf keine Weise verletzen will. Ueber die Menge von Menschen, ohne alles geistige Bedürfniß, die nichts, nicht das Mindeste zugeben, nichts an- und aufzunehmen im Stande sind, und deren Zudringlichkeit und zweckloses Gewäsche uns doch köstliche Stunden unsers Lebens rauben kann.

Nicht lange nach 7 Uhr gingen wir beide schon zur Ruhe, und Freund Affsprung anerbot mir alle Dienste, deren ich allenfalls in der Nacht benöthigt sein dürfte.

Bis nach 11 Uhr fand ich keinen Schlaf; doch war der Schmerz so leise als möglich und der Husten ganz erträglich.

Ich sann der Geschichte des heutigen Tages nach. Eine neue Veranlassung meiner Deportation konnte ich nicht finden. Ich ergab mich also, nicht weiter darüber nachzudenken. Nun ließ ich die zurückgelassenen Meinigen alle nach einander vor meinem Geist und Herzen vorübergehen.

Ich vergegenwärtigte mir alle wahrscheinliche Scenen, die meine jetzt so ganz unerwartete Deportation unter den Meinigen und meinen Freunden heute veranlaßt haben mußte. Ich empfahl sie alle der

himmlischen Obhut, und freute mich der Ruhe, die mir Gott ins Herz legte, und fand endlich den Schlaf.

Achtzehnter Brief.

Reise von Olten nach Basel. (Freitag den 17. Mai 1799.)

1.

Ich erwachte, nach einer über Erwarten guten Nacht, um 4 Uhr, dachte an Manches, was ich gerade jetzt zu denken und zu thun hätte.

Was ich zu denken nöthig erachtete, das dachte ich; was ich zu thun gut fand, begann ich, sobald ich um 5 Uhr aufgestanden war. Ich schrieb nämlich allervörderst an die Meinigen Worte der Beruhigung und Stärkung; sodann an meinen Kollegen, mein Wort an Freunde auf den Deportationsfall künftigen Sonntag auf der Kanzel zu benutzen.

Beim Frühstück hatte ich angenehme Gespräche mit meinem Führer Affsprung, der meistens sehr vernünftig sprach, sobald von etwas Anderm, als der neu helvetischen höhern Abgrundspolitik die Rede war; denn, wie gesagt, sobald man auf diesen Punkt kam, schien sogleich ein stummer und tauber Dämon auf diesen sonst so freien und vernunftvollen Mann sich niederzulassen.

Zwischenein sprach ich wieder einmal ganz offen von unserer gegenwärtigen Regierung, und charakterisirte besonders die Mitglieder des jetzigen Direktoriums, wie ich sie zu kennen glaubte: „Es sei unmöglich, daß Ochs ein rechtschaffener Mann und ein ächter Patriot sei. Wie könnten sonst auch die Verwünschungen Aller, die ihn genau kennen, ohne einige Ausnahme auf ihm ruhen? Es ist auch schlechterdings nicht ein einziger Mensch, der ihn wegen seiner Aufrichtigkeit, seiner Rechtschaffenheit, seines Wohlmeinens mit dem Vaterlande lobt; keiner, der sagt, was man von tausend unzweideutigen Männern zu sagen pflegt: Welch' ein biederer Mann!

Welch' ein offener, freier, zuverläſſiger Charakter! Wie Viele ſagen dieß noch von Laharpe, von Bay, und wie ſagten es Alle von Glaire!"

Bay, ſagte ich, mag ein ſehr guter, rechtſchaffener, verſtändiger Mann ſein; aber, wie es ſcheint, zu ſchwach, dem Ochſiſchen Intriguengeiſte zu widerſtehen. Oberlin ſcheint eine Nulle und Ochſens Sclave zu ſein. Laharpe iſt ein feiner, guter, gewandter, aber bisweilen heftiger und Ochſen's Politik nicht kräftig genug entgegenſtehender Mann; von Dolder weiß ich nichts, als ..... daß er ſich jetzt brav zeigt.

Auch hierauf ſagte Freund Affſprung ſo viel als nichts.

Ein Viertel nach 10 Uhr hielten wir, gegen den Wunſch und die Proteſtationen meines Abführers, in Siſſach, wo ich, während man den Pferden etwas gab, im Wagen blieb und manche erſtaunte und theilnehmende Geſichter, die ab- und zugingen, auch ſtehen blieben, um mich her erblickte. Ich ließ den redlichen Bürger Huber, um ihm dadurch zugleich von meiner Deportation Nachricht zu geben, durch ein freundliches Geſicht, das mir nahe war, grüßen und ihm ſagen: „Ich gehe nach Baſel mit fünffachem Begleite."

Um halb 11 Uhr fuhren wir von Siſſach ab und ſprachen noch das Eine und Andere, was keine Beziehung auf die helvetiſche Regierung hatte, worin wir wohl zuſammen trafen. Auch gab ich meinem Reiſegefährten auf eine natürliche Veranlaſſung hin das Blättchen Prognoſtikon *), das ich eben geſchrieben hatte, zu leſen, worauf er nichts ſagte, als: „Das wäre ſehr viel Unglück!"

Um 12 Uhr waren wir in Liestal, einem nicht unbeträchtlichen Basler'ſchen Städtchen, wo Alles von Franken wimmelte.

Wir aßen nebſt einigen Franzoſen zu Mittag und ſprachen, wie natürlich, von den gegenwärtigen Zeiten und Zeitbegebenheiten.

---

*) Dieß Prognoſtikon von Glück und Unglück hat ſich höchſtens zur Hälfte erwahrt.

Auch hier zeigte es ſich wieder, was ſich alle Tage beobachten läßt, daß der Franzoſe alle ſeine Siege vergrößert, ſeine Niederlagen verkleinert, ſeine Feinde, beſonders die Oeſtreicher, verachtet, im Grunde ſich für unüberwindlich hält. Man wirft den Engländern, und mit Recht, ein Uebermaß von Nationalſtolz vor. Vor der Revolution waren die Franzoſen die eitelſte, nun ſind ſie die ſtolzeſte Nation geworden.

Es war mir heute zehn Mal leichter, als geſtern, obgleich der Huſten noch heftig war. Das Fahren ſchien mir wohl zu bekommen. Mir war, des ſchlechten Wetters ungeachtet, recht wohl zu Muthe. Scherzend ſagte ich einmal zu meinen Dragonern: „In meinem Leben habe ich nie gewußt, daß ich ein Ariſtokrat bin. Nun weiß ich es doch, indem ich vornehmer, als kein ehemaliger Ariſtokrat, mit fünf Vorreitern reiſe und die Augen Aller auf mich ziehe.“

Noch traten einige Bürger von Lieſtal, dem Stäfa im Kanton Baſel (ſo nennt man es), ins Zimmer und ſchienen ſich mir nähern zu wollen. Einige adreſſirten ſich auch unmittelbar an mich. Wer von ihnen den Mund öffnete, ließ einen Seufzer oder ein bedenkliches Wort gedrückter Unzufriedenheit fallen. Es lag Jedem die mißliche Lage unſers Vaterlandes und die Härte der Regierung auf der Zunge. Einer ſagte: „Die Einen ſehen, daß ſie düpirt worden ſind — und ſeufzen leiſe, und die Andern bücken ſich ſchamvoll vor dieſen und dürfen nicht ſeufzen.“ — Affſprung, der näher trat und leicht merkte, welches Geiſtes Kinder ſie waren, intonirte dann wieder die Kaiſerlichen und ihr barbariſches Betragen gegen die, bei denen ſie wären. Ich konnte doch nicht ganz ſchweigen und ward gedrungen, der Wahrheit zu lieb zu geſtehen, daß ich von ganz zuverläſſiger Hand wiſſe, daß ſie wenigſtens in Schaffhauſen die beſte Mannszucht beobachteten und keinem Menſchen was Leides zufügten, auch daß das Wenige, was anfangs in dem erſten Sturme von den Soldaten geraubt worden war, wieder zurückgegeben werden mußte, ſobald die Offiziere davon benachrichtigt wurden.

Nach 2 Uhr fuhren wir von Liestal ab, und Affsprung und ich hatten mancherlei unterhaltende Gespräche, z. B. über Colombo, welch' ein herrliches, inhaltsreiches Gedicht über diesen Mann, seine gefahrvolle Schifffahrt und seine Entdeckung von Amerika zu machen wäre.

Sodann erzählte ich viel von dem jetzigen Könige in Dänemark und dem vortrefflichen Charakter des Kronprinzen; und da Affsprung einmal, bei einer Aeußerung von mir über die Härte unserer Regierung, ein Wort fallen ließ: „Ja, etwa gegen Individuen, gegen einzelne Menschen!“ sagte ich ihm: „Der Anfang aller Tyrannei ist Härte gegen einzelne Menschen; und dieß sagte ich einem regierenden Fürsten, daß die Fürsten keinen gefährlichern Feind hätten, als die ihnen allenthalben entgegengetragene abscheuliche Maxime, sich um einzelne Menschen nicht zu bekümmern. Jedes einzelne Staatsglied muß vor Gewalt sicher sein. Wer einem Einzelnen, bloß weil es ein Einzelner ist, Recht versagt, ist ein Tyrann.“

Als wir gegen Basel kamen, sammelte ich mich nach Möglichkeit in mich selbst, erhob mein Herz himmelwärts und suchte die Heiterkeit, Ruhe und gelassene Ansicht meiner Führung in meinem Gemüthe zu erhalten, welches mir auch zu gelingen schien. Mein einziger Herzenswunsch war, daß ich an einen Ort hinkommen möchte, wo ich ganz allein für mich sein und nach meinem Gutdünken ruhen oder arbeiten könnte.“

Nun machte ich meine bald gemachte Toilette, die ich seit dem Moment meiner Abreise von Baden nie gemacht hatte, indem ich immer meine weiße Mütze mit dem blauen Bande aufbehalten hatte.

Mit jedem Schritte, den wir Basel näher rückten, wurde mein Wunsch, meinen Aufenthalt dort auf die beste Weise und meiner Lage am gemäßesten zu benutzen, lebhafter und fester. Ich schmachtete nach der Einsamkeit und nach freier Pflege meines Körpers, so sehr mir die Hinreise, wie es schien, zur Erleichterung meiner Beschwerden zu Statten gekommen war.

Ich erinnere mich nicht, mein Lieber! je in meinem Leben ruhiger und heiterer gewesen zu sein, als da wir das Thor erreichten. — Von meinem ersten Abend in Basel das nächste Mal.

Zürich, den 12. II. 1800.

L.

Neunzehnter Brief.

Ankunft nach Basel.

Lieber Freund!

Als ich mit meinen Dragonern in Basel einfuhr und unser Wagen, der Wagenmenge wegen, in verschiedenen Straßen halten mußte, konnte es anders nicht sein, als, es mußte einiges Aufsehen erregen, — wenigstens da ich in Basel nicht unbekannt war, konnte ich nicht unbemerkt bleiben und unbemerkt mir nicht das Erstaunen, ja das Händezusammenschlagen mehrerer Personen. Ganz nahe erblickte ich eine Frau, die mit eben bemeldter Geberde wehmüthig laut sagte: „So hat man Euch denn auch hier herunter bringen können!“ Ich erwiederte: „Der mich hieher führte, wird mich bald wieder zurückführen!“

Endlich erreichten wir den Gasthof zu den drei Königen, wo die Bürger Deportant und Deportat sich reinigten und ganz vertraulich über Katholicismus, und einen gemeinschaftlichen, katholischen Freund aus Mannheim, einen der redlichsten und vernünftigsten Männer, der mit sonderbarer Weisheit und Demuth streng an seiner Religion hält, Gespräche hielten.

General Vendamme, der dort logirt war, wünschte mich zu sehen, was aber Aufsprung von Amtswegen nicht gestatten konnte!!! — was ich eben so natürlich als lächerlich fand. Dann wurden wir vom Bürger Mechel zufälliger Weise benachrichtigt, daß man uns in der Statthalterei erwarte, wo wir ohnehem hinzugehen Willens gewesen waren.

Wir gingen alſo, ich mit Mühe, langſam, doch zu ſchnell für meine Schwäche, hin. Der Regierungsſtatthalter Schmidt war nicht zu Hauſe. Ich ſetzte mich im Bureau, und mein Deportant Affſprung nahm den Bürger Huber, Chef de bureau, auf die Seite und übergab ihm endlich nach einigen Bedenken, die aber verſchwanden, nachdem jener ihm verſichert hatte, daß er von Allem unterrichtet und in Abweſenheit des Regierungsſtatthalters zu Allem bevollmächtiget ſei, ſeine Depeſchen. Ich muß meinem Wegführer das Zeugniß der möglichſten Pünktlichkeit in Vollführung des ihm ertheilten Auftrages geben.

Bürger Huber, nachdem er Affſprung verabſchiedet hatte, ſprach mit mir des Eſſens wegen: Man werde es mir vom Gaſthofe zum wilden Manne herbringen; es ſei kein Menage in dieſem Hauſe. „Ich brauche ſehr wenig“, ſagte ich, und ruhte und ſchrieb mit Bleiſtift, nach meiner Gewohnheit, vermiſchte Gedanken, als ob Niemand zugegen wäre, ſo wie man auch von mir keine Notiz nahm.

Inzwiſchen war mein Freund Doktor Mieg ins Bureau gekommen, mir nachzufragen. Ich konnte ihm aber nur im Vorbeigehen wie verſtohlen (!!) die Hand geben, und durfte mit ihm, der ſich nach meiner Geſundheit erkundigte, nicht ſprechen, was mir bedenklich — und etwas lächerlich ſchien.

Man führte mich auf mein Zimmer, oben im Hauſe, das ſo artig, geräumig, honett, lieblich war, als ich nie hätte hoffen oder wünſchen dürfen. Es war hoch, zwölf Schritte lang und nach Verhältniß breit; ein wohlangezogenes Bett ſtand in Bereitſchaft; ich rangirte ſogleich alle meine Sachen, und es gefiel mir, wo ich war.

Bald darauf trat der Bürger Regierungsſtatthalter Jakob Schmidt in mein Zimmer, begrüßte mich mit heiterm Anſtand und anerbot mir ſogleich Alles, was ich zu meiner Bequemlichkeit nöthig finden möchte, fragte mich: „Ob man nicht einheizen ſollte?“ was ich nicht nöthig fand. Er empfahl ſich mir ſogleich durch ſein

Aeußeres sowohl (er hatte die Gestalt einer fürstlichen Person), als durch sein vernünftiges und würdiges Betragen, das mir sogleich Achtung und Vertrauen einflößte. Anfangs nicht gleich, aber bald erinnerte ich mich, auf eine Anzeige von ihm, daß ich ihn einst in Zürich bei mir zu sehen das Vergnügen gehabt hatte.

Da ich eigentlich bei dieser ganzen Geschichte schlechterdings nicht das Mindeste fürchtete oder besorgte, als das ganz abominable Nichtverhörtwerden, welches, ich berufe mich auf alle meine Freunde und viele meiner Schriften, mir die verruchteste und unmenschlichste Ungerechtigkeit zu sein seit Jahren schien, und da ich mehr als Gründe genug hatte, diese Unterlassung der allererſten heiligſten Gerechtigkeitspflicht von der Gewalt, die keine Gesetze, kein Recht mehr zu respektiren schien, zu erwarten, indem von den mehr als hundert deportirten helvetischen Bürgern, die man in Helvetien, anfangs wenigstens, so gern als Landesverräther angesehen hätte, allem Rechte und aller Konstitution zum Trutze, nicht ein Einziger verhört worden war, — bei dieser ebenso unglaublichen als unläugbar despotischen Verfahrungsart des Direktoriums, sage ich, konnte ich Anderes nichts erwarten, als daß man mich ohne Verhör in Basel würde sitzen lassen.

Ich sagte also gleich in der ersten Viertelstunde dem Bürger Statthalter: „daß ich schlechterdings auf Verhör dringe und auch deßwegen bereits von Olten aus an das Direktorium freimüthig geschrieben hätte.“

Er antwortete mit Ruhe und Zuversicht: „Sie werden gewiß verhört werden!“ Dieß verbreitete noch mehr Ruhe und Heiterkeit über mich aus, obgleich ich nun aufs Neue bei mir selbst versuchen wollte, den Punkt, den es betreffen könnte, ausfindig zu machen; aber vergeblich.

Ich schrieb nun, da mich mein respektabler Hauspatron wieder verlassen hatte, an die Meinigen, — von meiner glücklichen Ankunft in Basel, von meiner noch glücklichern Einquartierung, meiner,

wie es schien, etwas bessern Gesundheit, und was ich sonst nöthig erachtete.

Freund Affsprung kam, noch Abschied von mir zu nehmen. Ich übergab ihm viele meiner geschriebenen Gedanken, die Billets an die Meinigen, bat ihn, selbst zu meiner Frau hinzugehen und ihr gute Nachricht von mir zu geben, dankte ihm für seine Sorgfalt und Honnetetés gegen mich, umarmte ihn und war nun — allein!

Liebliche stille Einsamkeit! wie willkommen und heilig warst du mir! wie süß und neu! Ich ging mein Zimmer ab und auf, dachte den zwei nun bald verschwundenen Tagen nach und genoß mich mit einer Ruhe, welcher zu ihrer Vollkommenheit nichts fehlte, als die unmögliche Erfüllung des Wunsches: „Ach, daß doch die Meinigen sogleich wüßten, wie wohl mir ist!“

So ging es bis 9 Uhr, wo man mir vom wilden Manne überflüssig zu essen brachte, was mich in mancher Absicht sehr genirte; denn die Republik oder ich mögen es bezahlen, dachte ich, wir sind beide gleich arm für ein so köstliches Traktament!

Um halb 10 Uhr ging ich sehr müde zu Bette und dachte herzlich an die Meinigen und dankte Gott für meine über Wünschen und Hoffen gute Lage.

Einundzwanzigster Brief.

Um 11 Uhr (18. Mai) kam der Bürger Regierungsstatthalter Schmidt mit seinem ersten Sekretair, Jakob Huber (dem Sohne des Pfarrers zu Sissach), auf mein Zimmer; Papier und Dintenfaß in der Hand; kündigten mir ein Verhör an.

Freude und eine Art von fremder, eben nicht unangenehmer, aber doch schamähnlicher Empfindung regten sich zugleich in mir — „Gott Lob! Verhör!“ war die eine klare Empfindung; und die andere: „Aber doch Verhör? Und im Verhaft? Und warum? Und an einem fremden Orte? Und warum nicht in Zürich?“

Daß ich die Ursache meiner Verhaftnehmung nicht errathen konnte, wissen meine Freunde; daß ich sehr darnach begierig war, werden sie vermuthen; an irgend eine Vorbereitung darauf war also nicht zu gedenken.

Der Statthalter wollte nicht, daß ich von meinem Lehnsessel aufstehen sollte. Er setzte sich gegen mich über und der Sekretair an meinen Schreibtisch.

Nachdem gewohntermaßen mein Name, Geburtsjahr, Amt, Familie erfragt und notirt war, begann das Verhör selbst folgendermaßen:

Frage: „Ob ich mit einem gewissen A. J. W. in Korrespondenz stehe?“

Antwort: „Ja.“

Nun wußte ich also gleich, warum es zu thun war. Nicht nur war mir die Last der Ungewißheit schnell von dem Herzen weggefallen, sondern es war mir eine rechte Freude, daß dieß der Hauptpunkt des Verhöres war, weil ich nun, obgleich ich mich des Inhaltes meiner Briefe an W. nicht mehr klar erinnern konnte und wirklich einige bedenkliche Stellen gänzlich vergessen hatte, demnach wußte, daß ich keine Gefahr laufen konnte. Auch gestehe ich, daß es mir wohlthat, Verschiedenes von diesem Manne und seinen sonderbaren Ahnungen nun dem Verhör einzuverleiben. Da ich indeß noch nicht wußte, welche Punkte aus meiner Korrespondenz in die Frage kommen könnten, so war ich nach den weiteren Fragen sehr neugierig.

Die folgende Frage war: „Wer dieser W. sei?“

Und meine Antwort: „Ein Sohn des Alt-Maire W. von B. Ein Kaufmann, wie ich glaube, der am Ende des vorigen Jahres zu mir gekommen, als ein durchreisender Fremder; der bis den zweiten Januar in Zürich blieb, den ich seitdem nicht wieder sah, mit dem ich aber in Korrespondenz getreten, nachdem ich mehrere Wochen seit seiner Abreise von Zürich nichts mehr von ihm gewußt, und der

sich nun (wie ich aus seinen letzten Briefen entnahm) nach Frankreich begeben haben muß."

Frage: „Ob die Korrespondenz häufig gewesen, die ich mit ihm gepflogen, und was der Inhalt derselben gewesen?"

Meine Antwort war:

„Etwa fünf bis sechs Briefe, worunter Abhandlungen und Aufsätze waren, habe ich von ihm selbst erhalten, und was den Gegenstand selbst betrifft, so glaube ich mich zwar als freier Mensch und Bürger nicht schuldig, über den Inhalt dieser Korrespondenz Rechenschaft geben zu müssen, doch trage ich kein Bedenken, zu sagen, daß dieselbe vorzüglich drei Punkte betroffen: die Prophezeiungen Daniel's, worüber ich meine Gedanken beischrieb; sodann die Religion überhaupt und ihren gegenwärtigen Verfall."

„Der dritte: warnende Divinationen in Ansehung des Schicksals Helvetiens."

(Es versteht sich, daß ich ganz unbedeutende Zwischenfragen übergehe und Alles aufs Genaueste, dem Hauptzwecke unbeschadet, zusammenziehe.)

Eine andere Frage über meinen an W. geschriebenen Brief war:

„Ob ich nicht auch über Terrorismus, der bei uns beginne, an ihn geschrieben, und gesagt habe, daß der mich unaussprechlich leiden mache?"

„Auch dieß", war meine Antwort, erinnere ich mich geschrieben zu haben, und zwar aus dem Innersten meines Herzens; denn ich darf sagen, daß ich Gott ernstlich bitte, etwas dagegen wirken zu können."

Ferner ward gefragt:

„Ob ich unter diesem Worte Terrorismus allgemeine oder besondere Maßregeln, die die Regierung ergriffen, verstanden habe?"

Die Antwort:

„Ich verstand unter dem Worte Terrorismus vorzüglich zwei Sachen:"

„Erstens das Dekret, daß alle diejenigen, die nicht freiwillig zur Vertheidigung des Vaterlandes marschiren würden, sogleich todt geschossen werden sollen;“

„zweitens die mir beinahe die Seele zerschneidende konstitutionswidrige Deportation mehrerer meiner wackersten Mitbürger.“

Frage: „Ob ich nicht von einem Bewußten geschrieben, über welchen ich zu wissen verlangt, von welcher Nation er wäre und wo er zuerst als solcher seine Bude eröffnen und seine Residenz aufschlagen werde.“

Antwort: Auch dieß habe ich geschrieben; Alles aber, was in diesem Absatz enthalten ist, hat bloß auf einen theologischen Gegenstand Bezug und betrifft den Antichrist, von welchem mir Bürger W. in einem vorigen Briefe geschrieben, daß er bald erscheinen werde.“

In meinem Briefe an W. stand: „Was Sie von J. K. L. schreiben, finde ich zwar sehr traurig, aber auch sehr wahrscheinlich“; also ward die (hochwichtige?) Frage vorgelegt:

„Was bedeuten die Buchstaben J. K. L.?“

Meine Antwort war:

„Dieser ganze Abschnitt hat allein auf mich Bezug; J. K. L. bedeutet: Johann Kaspar Lavater, und Alles erklärt sich dadurch, daß W. mir schrieb: Es werde eine Verfolgung über mich ergehen, sie werde aber nicht von langer Dauer sein, und ich werde vergeblich gegen gewisse verderbliche Mißbräuche sprechen.“

Eine andere Nummer meines Briefes an W. lautet so: „Wenn jene fallen, von denen die Lanzette und der Lattich spricht, werden ihre Nachäffer, die in der Nachbarschaft meine ich, nicht auch zugleich fallen?“ Hieraus ergab sich die Frage:

„Wie ist dieß zu verstehen?“

Antwort:

„Dieser Absatz bezieht sich auf eine Affische, die in der Bilder-sprache (in rebus) zu Paris an dem Direktorialpalaste angeschlagen worden und von welcher mir W. Nachricht gab. Diese Affische bestand in drei Bildern: einer Lanzette (lancette), Lattich (laitue), einer Ratte (rat), und sollte den Sinn ausdrücken: L'an sept les tuera."

„Dieß könnte, dachten wir, auf das französische Direktorium angewandt werden." Sonderbar, daß die Hauptsache (ich denke, geflissentlich) übergangen wurde: „Werden die in der Nachbarschaft, meine ich, auch fallen?"

Eine andere Frage an W. betraf mein physiognomisches Kabinet, wovon ich durch W. einen Theil bei irgend Jemand anzubringen wünschte, und seinen Rath verlangte.

Eine andere Stelle meines Briefes an W. lautete so: „Die russische Kaiserin ist einem gewissen Freunde hundert neue Louisd'or schuldig. Da alle Posten ins Reich abgeschnitten sind und der Freund nicht weiß, wie er hinschreiben soll, könnten Sie vielleicht einen Rath geben, der dem Freund aus dieser Verlegenheit hälfe?"

Die Frage war also:

„Auf wen die in dieser Nummer benannten hundert neue Louisd'or Bezug hätten?"

Und die Antwort:

„Auf mich. Ich bin der Freund, und ich habe der russischen Kaiserin, auf ihr gütiges Verlangen, einen Theil meines physiognomischen Kabinets um hundert neue Louisd'or verkauft, und suchte ein Mittel, wie ich dieses Geld erhalten könnte."

Da dieser Punkt natürlicher Weise bei den armseligen Sklaven des Argwohns auf mich keinen geringen Verdacht werfen mußte, als ob ich (was ich auch nachher vernahm) aus Rußland Bestechungsgeld zöge, so muß der sonderbare Umstand nicht vergessen werden, daß gerade in derselben Stunde des Verhörs, da ich dem Bürger

Regierungsstatthalter meine Erklärung gab, durch einen sonderbaren Zufall von Rheinhausen her auf Basel, wohin sonst kaum Ein Brief aus Deutschland nach Zürich gekommen war, ein Brief angekommen war, der mir zu Statten kam.

Ich muß es zum Ruhme der Billigkeit und Attention des Bürger Regierungsstatthalters sagen, daß er in dem Momente meiner Erklärung sogleich darauf fiel: „So eben kam ein Brief an Sie von Petersburg, den ich innebehalten mußte. Ich will ihn doch sogleich heraufholen." — Er that es, öffnete den Brief und gab ihn mir zu lesen. Er war von dem Herrn Baron von Nicolai, Sekretair der russischen Kaiserin, und betraf gerade die Sache, wovon die Rede war. Die Freude an meiner Unschuld und diesem unzweideutigen Beweise derselben war sichtbar, und er legte den Brief im Originale dem Verhöre bei. Ich fügte noch hinzu, „daß man unter den in Baden mir weggenommenen Schriften einen angefangenen Brief von meiner Hand an Herrn Christoph Karg in Nürnberg finden werde, der die Sache, wenn sie noch mehr Licht bedürfen sollte, vollkommen beleuchten werde."

Eine andere Stelle meines Briefes an W. lautete: „Meine Gesundheit ist immer noch gleich; Rheumatismus, Husten, Mattigkeit (plagen mich); — werden wohl bewußtem Freunde nie medizinische Räthe gegeben? doch will ich geduldig tragen, was ich soll."

„Wie ist dieß", war die Frage (deren sich der klügere Regierungsstatthalter selbst zu schämen schien, er hatte aber, weil man schwach genug war, auch in dem Allereinfachsten Geheimnisse zu argwohnen, den scharfen Auftrag, über jeden Punkt die genaueste Nachfrage zu halten!) — „Wie ist dieß", war die Frage, „zu verstehen?"

Was konnte ich anders antworten, als: „Dieß bedürfe keiner Erklärung. Ich wollte W. fragen, ob ihm kein Heil- oder Erleichterungsmittel meiner peinlichen Schmerzen bekannt sei? Ob ihm nicht etwa ein guter Rath beifalle?"

Eine bedenklichere, beleuchtungswürdigere Stelle meines Briefes an W. war diese: „Ich fühle immer Drang, unserm Direktorium über seinen Despotismus zu schreiben; wenn Alles schweigt, wird es immer frecher. Doch will ich nichts ohne höhern Wink thun!“

Ich konnte die leicht zu erwartende Frage: „Wie ich dieß und besonders den Ausdruck höhern Wink verstehe“, ganz einfach beantworten: „Der erste Theil des Satzes (von dem Despotismus des Direktoriums) erkläre sich selbst (durch seine eigenen Thaten), das Uebrige habe bloß auf W.'s Divinationskraft Bezug!“

Sodann ward mir noch aus meinem Briefe an W. folgende Stelle vorgelesen: „Ich glaube, wie Sie: Nicht eine Silbe des im Evangelium Geweissagten wird unerfüllt bleiben; ja, es wird viel buchstäblicher, als man denken kann, Alles erfüllt werden. Der ehrliche Mann hält, was er verspricht, und der Edle thut mehr, als er verheißt, und gibt seinen Worten in der Erfüllung den vollkommensten Sinn.“

Was war dieser Aeußerung beizufügen als: „Dieß ist eine religiöse Bemerkung, die keiner Erläuterung bedarf:“ — ?

„Wo wird wohl die erste Blutscene in Helvetien vorfallen?“ war das letzte Wort meines Briefes, worauf ich weiter nichts zu sagen hatte, als: „Dieß beziehe sich bloß auf das von W. geahnte Unglück und schreckliche Blutvergießen in der Schweiz.“

Die letzte Frage an mich war: „Ob ich im Allgemeinen noch etwas über den Inhalt dieses Briefes zu bemerken habe?“

„Nein“, sagte ich, „nichts, als ich hoffe, daß das Direktorium nach dieser Erklärung keine Schuld an mir finden werde.“

Sodann las ich das niedergeschriebene Verhör durch und schrieb darunter: „Alles Obige ist der Wahrheit vollkommen gemäß.“

Basel, Samstags Abends 5 Uhr den 18. V. 1799.

Johann Kaspar Lavater,
Pfarrer in Zürich.

Nachdem mich meine freundlichen Verhörer entlassen, ärgerte mich nicht wenig das willkürliche, schändliche, despotische und eines freien Staates äußerst unwürdige heimliche Erbrechen der Briefe von unangeklagten, unverbrecherischen, rechtlichen Staatsbürgern durch Staatsbürger, wozu ich mich gewiß, und wenn es mein Leben gekostet haben sollte, durch keine obrigkeitlichen Befehle je mißbraucht lassen haben würde, wenn es ja mein Schicksal gewollt haben sollte, daß ich eine Regierungsstatthalterstelle hätte bekleiden müssen. Es gibt Rechte der Menschheit, die stillschweigend und ohne Gesetze und ausdrückliche Abreden allen rechtlichen Menschen heilig und unverletzlich sind. Ich hätte wünschen mögen, daß es mir früher beigefallen wäre, über die unwürdige Handlung eines Magistrates, durch willkürliche Brieferöffnung das unverletzlich sein sollende Vertrauen des Publikums auf eine schändliche und ehrlose Weise zu verletzen, ganz bei dem Verhör selbst mein Herz zu leeren und gleich Anfangs zu sagen: „Ich stehe sehr an, ob man das Recht habe, mich um eines Privatbriefes willen an eine Privatperson zu verhören, und ob ich hierüber irgend einer Gewalt Antwort schuldig sei?“ Da es nun bei einem zweiten Verhöre, nachdem ich die Sache bei dem ersten hatte hingehen lassen, nicht mehr wohl anging, so erregte und stärkte dieß Versehen in mir den Entschluß, bei einem fernern Verhöre gewiß noch freimüthiger zu sein.

In Ansehung des willkürlichen Brieferöffnens hatte ich früher schon einmal an den Direktor Glaire mein Herz so alt ächt helvetisch wie möglich geleert, und er hatte mir für seine Person so viel als verheißen, daß es nie mehr geschehen solle.

Anders würde es sich verhalten, wenn ein Gesetz vorher bestände: „In Kriegs- und Revolutionszeiten kann das souveräne Volk durch seine Repräsentanten bei weit übersteigendem Stimmenmehr das Recht, Briefe zu öffnen, der Vollziehungsgewalt für bestimmten Zeitraum mit folgenden Bedingungen übergeben: „Jeder soll auswendig seinen Namen, oder die Nummer seines

Hauses schreiben; ehe sein Brief geöffnet wird, soll er auf Ehre befragt werden, ob nichts Staatswidriges darin enthalten sei. Ist er ein unverdächtiger Mann, so soll ihm geglaubt, ist er verdächtig, der Brief uneröffnet ihm mit einer Warnung zurückgegeben werden. Seine Verdächtigkeit aber kann er dadurch ablehnen, wenn er sogleich in Gegenwart einiger Zeugen den Brief öffnet und denselben zu lesen gibt."

„Nur sehr verdächtiger Menschen Briefe dürfen in ihrer Gegenwart eröffnet, oder uneröffnet verbrannt werden!"

Ich sage es gerade heraus, und wenn ich morgen wieder deportirt werden sollte: „Niederträchtig, erbärmlich, unwürdig erscheint mir der Magistrat, der eigenmächtig und ohne vorhergegangene Anzeige an das Publikum sich erfrecht, die Heiligkeit des allgemeinen Vertrauens auf die Sicherheit der Korrespondenz zu verletzen."

Mit Einem Worte: es ist und bleibt eine unauslöschliche Schande der neuen Regierung, es ist ein schamloser Trotz der verächtlichsten Heuchelei gegen Freiheit und Menschenrechte, daß sie ihren Unterbeamten die niederträchtigsten Befehle gibt, unbescholtener Menschen Briefe, die mit arglosem Vertrauen auf die Post hingegeben werden, zu erbrechen. Und hier muß ich wiederum sagen: Wäre diesem schändlichen, durchaus unleidlichen Unfug, dieser Verhöhnung aller Freiheit und Menschenrechte nicht dadurch auf Einmal Einhalt gethan worden, wenn alle Unterbeamten, denen ein so ehrloser Auftrag gegeben worden, sogleich mit männlicher Derbheit an das Vollziehungs-Direktorium zurückgeschrieben hätten: „Bürger Direktoren! das thun wir nicht; ja, wir schämen uns, unter Direktoren zu stehen, die niedrig genug sind, uns so etwas zuzumuthen. Wir thun es eben so wenig, als wir es thun würden, wenn ihr schamlos genug wäret, uns den Befehl zu ertheilen, jedem Vorübergehenden, welchem wir wollten, nach der Tasche zu greifen, um zu untersuchen, was er bei sich trage!" — Schwerlich würde das Direktorium Vermessenheit genug gehabt haben, alle diese wackern,

ehrliebenden Unterbeamten dieſer Freimüthigkeit wegen ihrer Stellen zu entſetzen, und wenn dieß auch der Erfolg geweſen wäre, wie verehrenswürdig wären ſie dadurch allen Rechtſchaffenen geworden!

Zweiundzwanzigſter Brief.

Mit drei Franzoſen, welche mich beſuchten, ſprach ich von dem Elende, der Verwirrung, den Unabſehlichkeiten, welchen Frankreich und wir entgegen gehen. Es iſt mit Staaten, wie mit einzelnen Menſchen. Haben ſie ſich einmal über gewiſſe (Loyalitäten) Geſetzlichkeiten, Rechtsregeln, Schamhaftigkeitsgefühle weggeſetzt, ſo ſind ſie unwiederbringlich verloren. Das heißt, keine Maßregeln menſchlicher Klugheit, keine Beredſamkeit der Vernunft und des Herzens, keine Anſichten des unermeßlichen Schadens, den ſie anrichten, ſind vermögend, ſie zu ruhiger Weisheit zurückzuführen; es ekelt ſie Alles an, was der Menſchheit von jeher ehrwürdig und heilig war; Alles, was Geſetz, Pflicht und Recht heißt. Denn dieß drohet ihrem grenzenloſen Verwirrungswillen Grenzen zu ſetzen, und Pflichtloſigkeit will durchaus keine Grenzen. Das Zauberwort: Revolution, Revolutionszeit ſchlägt mit eiſernem Stabe alle Vernunft, alles Recht, alle Rechtsliebe und Ehrliebe, alle Gewiſſenhaftigkeit zu Boden, wie das Wort Freiheit alle Freiheit.

Schmidt und ich ſprachen von unſerer unſeligen, freiheitsmordenden, ſklaviſchen Abhängigkeit von Frankreich, von der Entſchloſſenheit, die man bei der allererſten Aeußerung des franzöſiſchen Despotismus gegen uns, beſonders bei der (von Ochs vermuthlich betriebenen) Entfernung jener zwei Direktoren Bay und Pfyffer, hätte zeigen ſollen. Man hätte des Rapinat wahrem oder erdichtetem Vorgeben, daß dieß der Wille des Direktoriums ſei, ſogleich unſere Unabhängigkeit von Frankreich, mit unerſchütterlichem Muthe, als unveränderlichen Grundſatz entgegen ſtellen ſollen; man hätte ſich dadurch ſogleich reſpektabel gemacht; ſo wären unzählige Uebel nach-

her nicht erfolgt. Aber Ochs wußte immer mit Frankreichs Ueberlegenheit und Unentbehrlichkeit zu blenden. Alles, was Schmidt bei dieser Gelegenheit sprach, schien mir lauter reine Vernunft und reiflich bedachte Wahrheit zu sein.

Allein nicht nur über politische Dinge konnte man sprechen, was und wie man wollte; es war kaum etwas, worüber man sich mit ihm nicht als mit einem Manne, der in seinem Fache war, einlassen konnte. Jetzt konnte man sich mit ihm zu den erhabensten philosophischen Ideen emporheben, dann zum geringfügigsten Exekutionsdetail mit ihm herabsteigen. Jetzt sprach man über die ersten Werke des menschlichen Geistes, mit denen er zehnmal vertrauter war, als ich; dann vernahm ich von ihm Urtheile über Werke der Kunst, Gemälde, Kupferstiche, die den reifen Kenner zeigten. Nie ging er von mir, ohne daß ich etwas von ihm gelernt haben konnte, was freilich nicht von allen Menschen, auch nicht von allen Staatsbeamten in allen vier Welttheilen, und wenn deren noch mehrere sind, gesagt werden kann. Man kann denken, welch' ein Vergnügen mir diese Unterhaltungen verschafften und wie sehr mir dieß meinen Arrest erleichterte.

Noch eine Anekdote, die in dieser Geschichte, für gutmüthige Freunde geschrieben, aufbehalten zu werden verdient.

Ich hatte vernommen, daß einige dienstbare Geister nach Luzern, wo damals die Regierung war, eilfertig geschrieben hatten: „Lavater genießt alle Freiheit. Er hat Besuche von allen Orten und Klassen von Menschen" (obwohl Niemand ohne Erlaubniß des statthalterischen Büreau zu mir hinaufgehen konnte); „Aristokraten in Menge werden zu ihm gelassen. Man sollte ihn kürzer halten." Der Befehl soll, wie ich von zuverlässiger Hand weiß, an den Regierungsstatthalter gekommen sein, „mich enger einzuschließen; mich in den Gasthof zu den drei Königen" (oder den drei Männern, wie ihr erzdemokratischer Herr und Meister sie nun, nach der Staatsumwälzung und ihrer damit verbundenen Entkrönung, genannt wissen will) „zu verpflanzen, mir eine Wache vor's Zimmer zu stellen und Jeder-

mann den Zugang zu mir zu verbieten!“ — Schmidt wollte den Befehl nicht vollziehen und schützte, zum Theil mit vollkommenem Rechte, meine noch sehr wankende Gesundheit vor, und so unterblieb diese mir lästig gewesene Verpflanzung.

Einmal sagte der ehrliche Mann zu mir (dieß Alles läßt sich jetzt, ohne Furcht einiger Gefahr für den ehrlichen und männlichen Mann ganz laut sagen): „Ich bin kein Gefangenwärter. Wenn ich Sie einmal mit Hut und Stock in der Hand auf der Treppe anträfe, so würde ich Sie fragen: „Bürger Lavater! wohin?“ und Sie gäben mir zur Antwort: „Auf Zürich!“ — so würde ich weiter nichts sagen, als: „Ich wünsche glückliche Reise!“

Er konnte übrigens sicher sein, daß ich seine Diskretion durch keine Indiskretion mißbrauchen würde.

Auch noch ein Wort von meiner Lektüre. Ich las in den ersten Tagen meines Aufenthaltes in Basel, neben dem neuen Testamente, zwei äußerst verschiedene Schriftsteller, Mark Aurel und Ludwig Zinzendorf. Beide ergötzten, belehrten, trösteten, ermunterten mich; aus beiden schrieb ich Stellen aus, die mich rührten und erhoben. Mark Aurel, der bei aller seiner Größe klein genug war, die Christen zu verfolgen, die er nicht durch sich selber kannte, — und der Erz-Christ Zinzendorf, der bei einer Menge auffallender Schwachheiten groß genug war, sich über zahllose Verleumdungen und Verfolgungen einer Menge der christlichsten Christen, wie sie sich zu sein wähnten, wegzusetzen; beide gaben sich in meinem Herzen brüderlich die Hand, beide beeiferten sich, meine Seele mit den lieblichsten Gedanken zu erfüllen. — O mein Freund! o meine Freunde! wie viel tausend der edelsten Genüsse raubt sich der Mensch, der nicht aus jeder Quelle sich Weisheit und Wahrheit zu schöpfen weiß, nicht zu benutzen weiß die verschiedensten Genien, nicht in den widersprechendsten und entgegengesetztesten Charaktern, besonders denen, die auf Mitwelt und Nachwelt so kräftig und unvertilgbar gewirkt haben, die eigentlichen großen Kräfte, welche diese unvertilgbaren Wirkungen

hervorbrachten, aufzuspüren und als Eigenthum und Zierden der Menschheit zu verehren weiß.

Vierundzwanzigster Brief.

Fortsetzung. Brief von dem Senator Bodmer und an ihn.

Zwischen dem ein- und fünfundzwanzigsten Mai erhielt ich auch in Basel nachstehenden Brief von dem sogenannten Vater und Senator Bodmer aus Luzern. Es liegt wohl nicht außer dem Zwecke dieser Briefe, und ist auch nicht ohne alles Interesse, dann und wann ein sonderbares Phänomen in dieser Geschichte auftreten zu lassen, das sich in dieselbe hineindrängte und dessen Benehmen pflichtliche Veranlassung gibt zu Reflexionen, die wesentlich zu denselben gehören.

Vater Bodmer also, von Stäfa, bekannt und genannt in jeder Revolutionsgeschichte der Schweiz, schrieb mir von Luzern aus den 20. Mai Folgendes:

Freiheit. Gleichheit.

„Mein lieber Bürger Lavater!"

„Bei diesen so wunderbaren, veränderlichen Umständen fällt mir ein, Euch die nachfolgende Copia von dem Briefe, so Ihr an mich den 20. September 1795 in das Zuchthaus gesandt, zu übersenden."

Copia.

„Mein lieber Freund Bodmer!"

„Es ist wahrlich nicht Vergessenheit, es ist auch nicht Kaltsinn, daß ich Euch so lange nicht mehr besucht habe. Nein gewiß, Euer Abschiedswort und besonders (mit) dem Accent, womit Ihr mir es sagtet, ging mir so an das Herz, daß ich Euch bald besuchen werde."

„Nehmet indeß diese gutmeinenden Erinnerungen von mir an":

1) „Der Heiland will durchaus nicht, daß seine Jünger, und

besonders seine allerliebsten, sich mit weltlichen Modifikationen (Machinationen) einlassen. Er will sie ganz allein haben."

2) Hat der Heiland zu Petrus gesprochen: „Stecke dein Schwert in die Scheide!"

3) „Macht Eure vier Wände zum Tempel täglicher Konversation mit dem Heiland, so werdet Ihr es gut haben."

„Pfarrer Lavater!
nehmet diese gutgemeinten Erinnerungen jetzt von mir an."

Jakob Bodmer,
Mitglied des Senats.

Ich schrieb Folgendes an Bodmern zurück:

„Dank, lieber Bürger Senator Bodmer! für Euer brüderliches Andenken und Euer mir willkommenes Schreiben, welches meine eigenen Worte an Euch enthält."

„Nur muß ich Euch sagen in freundlicher Antwort":

A. „Daß ich mich in gar nichts Politisches politisch eingelassen, sondern nur moralisch und christlich vor Ungerechtigkeit und Freiheitsheucheleispiel gewarnt und gelehrt habe, was Paulus lehrte: die Regenten sollen nicht sein eine Furcht der guten Werke, sondern der bösen. Auch habe ich wider die konstitutionswidrigen Ungerechtigkeiten, die man begeht, geseufzet, wie Paulus fragen durfte: Ist es Euch erlaubt, einen römischen Bürger, ehe er verhört ist, zu binden?"

B. „Allen Christen sagte ich öffentlich und besonders hundertfach: „Stecke dein Schwert in die Scheide." Ich forderte Jedermann zum Gehorsam und Niemand zum Ungehorsam gegen meine Obrigkeit auf. Ich kann mich auf hundert und tausend Zeugen berufen. Vielleicht wären schon Mordthaten geschehen, wenn ich sie nicht im Stillen abgehalten hätte; also habe ich dem Euch einst geschriebenen Worte nicht nur nicht entgegen, sondern demselben völlig

gemäß gehandelt. Sagt man Euch etwas Anderes, so ist es sicherlich Verleumdung."

C. „Wahrlich, lieber Mann! ich suche meine vier Wände, die freilich etwas lieblicher sind, als leider die Eurigen ohne meine Schuld waren, zu einem Tempel zu machen, in welchem ich mich gern mit dem großen Gegenstand unsers Glaubens unterhalte, — denselben werde ich besonders auch dadurch heiligen, daß ich für meine Regenten bitten werde."

„Gruß, Achtung und Bruderliebe!"

J. K. L.

Basel, den 24. V. 1799.

Zur geschichtlichen Vervollständigung dieses Punktes scheint mir, lieber Freund! doch noch eine ganz genaue vollständige Abschrift meines Schreibens an den Senator Bodmer zu gehören. Es ermüde Sie also nicht, dieselbe sogleich zu lesen. Obgleich Sie einige Wiederholungen lesen müssen, so wird doch komplete Darlegung desselben Ihnen nicht ganz unwillkommen sein.

Montags, den 14. IX. 1795.

„Lieber Bodmer!"

„Es ist nicht Vergessenheit, nicht Kaltsinn, daß ich Euch diese Woche nicht besuche. Nein, ich habe Euer Abschiedswort: „Vergesset meiner nicht und verlaßt mich nicht mit Euerm Troste" — gewiß nicht vergessen, und der dankvolle Accent, mit dem Ihr es sagtet, drang um so tiefer in mein Herz, als ich es fühlte, daß mein erster Besuch, meiner christlichen Freimüthigkeit ungeachtet, nicht ganz fruchtlos bei Euch war."

„Ganz unvermuthete Hindernisse kamen mir in den Weg, die sich aber bald heben werden."

„Ich bitte Euch indeß, Euch das, was ich Euch bei meinem ersten und, will's Gott, nicht letzten Besuche sagte, wohl zu beherzigen,

einzuprägen und zu wiederholen. Die Summe des Gesagten ist, wie Ihr wisset“:

1) „Wenn Ihr nicht einmal das ganze Paket des traurigen Geschäftes versiegelt und auf die Seite leget, gleichsam mit der Ueberschrift: „Rühre mich nicht an“ — so kommet Ihr nimmermehr zur Ruhe.“

2) „Der Herr will durchaus nicht, daß seine Jünger, und die allerliebsten am wenigsten, sich mit politischen Machinationen (gut oder bös gemeint — gleichviel) befassen. Sie dürfen nur durch moralische und christliche Vorstellungen, durch ehrerbietige Worte, unmittelbar an ihre Obrigkeit gerichtet, wirken.“

3) „Ihr werdet nicht vergessen, was ich Euch über das hochwichtige Wort des Herrn an Petrus sagte: „Stecke dein Schwert in die Scheide.“

4) „Nicht vergessen des Wortes von Zinzendorf, das Euch so frappirte und so sehr auf Euch paßte.“

5) „Nicht vergessen: der Herr will Euch jetzt ganz allein, aparte für sich haben, Euch Demuth und Kindereinfalt lehren. Macht Eure vier Wände zu einem Tempel beständiger Konversation mit ihm.“

„Sobald ich kann, schreibe ich Euch wieder, und ich hoffe, kein vergebliches Wort.“

„Wenn Ihr Liederbücher oder sonst Andacht unterhaltende Bücher verlangt, so könntet Ihr es nur dem Herrn Zuchtmeister sagen, — an mir soll es nicht fehlen, Euch, soviel an mir liegt, Euere für Euere Seele gewiß äußerst heilsame Einsamkeit zum Segen machen zu helfen; denkt an Johannes in Pathmus; welch' ein Unterschied Johannes und Bodmer! Der Herr sei mit Euch!“

Johann Kaspar Lavater.

Es thut mir leid, außer Stand zu sein, die wichtige Stelle aus Zinzendorf hier wörtlich anzuführen. Sie spricht sehr stark gegen

jede Art von Insurgenz gegen Obrigkeit und obrigkeitliche Verordnungen. Sie erlaubt nur ehrerbietige Vorstellungen und Bitten im Falle harter Bedrückung, und wenn diese nichts fruchten, so fordert sie stillschweigende Ueberlassung an Gott und demüthig kindliche Unterwerfung.

Ohne in die Moralität oder Nichtmoralität des Betragens Vater Bodmer's im Mindesten eintreten zu wollen, ohne ihn im Geringsten zu rechtfertigen oder zu beschuldigen, ist nur Eins mit vollkommener Gewißheit zu sagen: „daß seine Handlungsweise dem Geiste der Brüdergemeinde, zu welcher er sich hielt, durchaus entgegen und eine Quelle mannigfaltigen Leidens für sie war."

Schinznach, Freitags den 30. V. 1800.

L.

Fünfundzwanzigster Brief.

Fortsetzung. Schreiben des Verfassers an das helvetische Direktorium.

Lieber Freund!

Die mißliche Lage, in welcher sich damals Zürich befand, und die durch täglich steigende Gerüchte von dem Vorrücken der östreichischen Armee mir immer dringender vorkam, fing mich an, nicht wenig zu beunruhigen. In dieser bedenklichen Zeit von Haus, Vaterstadt, Gemeinde abwesend zu sein, war mir jede Stunde bedenklicher. Ich fand also gut und meiner Lage durchaus angemessen, folgendes Schreiben durch den Bürger Regierungsstatthalter nach Luzern abgehen zu lassen:

„An das helvetische Direktorium der Einen und untheilbaren Republik."

„Bürger Direktoren!"

„Nur wenige Zeilen seien einem Arrestanten, der sich unschuldig

ühlt, in dieſer allerwichtigſten Zeit erlaubt. Der Zweck dieſer Zeilen iſt, daß ich ſogleich nach Hauſe gelaſſen werde. Wenn ich mich eines Verbrechens ſchuldig wüßte, ich fände es meiner unwürdig, der gerechten Strafe zu entgehen. Ich würde, auf der Stelle bleibend, mein Schickſal männlich erwarten. Wie viel weniger werde ich fliehen, da ich mich völlig unſchuldig weiß! Bürgen, ſo viel man fordern mag, will ich ſtellen und unterſchreiben laſſen, daß ich in Zürich bleiben will, wenn man mich zu den Meinigen und zu meiner lieben treuen Gemeinde, die in den Gedanken ſteht, meiner jetzt zu bedürfen, zurückläßt. Auch dieß würde ich nicht verlangen, wenn keine Gefahr meiner lieben Vaterſtadt und den dazu gehörenden Landgemeinden drohen würde. Dieß allein, und wahrlich anders nichts, nöthigt mich zu dieſem Schritte, ja macht ihn mir zur abſoluten Pflicht, geſchehe dann, was geſchehen wolle. Ich verſprach immer, in der Gefahr ſie nicht zu verlaſſen; ich möchte Wort halten. Setzen Sie mich nicht außer Stand, Bürger Direktoren! meinem Verſprechen genug zu thun. Uebrigens bleibe ich dort, wie hier, unter dem Auge und der Hand der Regierung, und ich werde nie ſo niederträchtig ſein, mich einem Urtheile zu entziehen, das die Gerechtigkeit den mit mir vorgenommenen oder vorzunehmenden Verhören gemäß über mich verhängen mag."

„Gnade verlange ich für meine Perſon durchaus nicht, auch nicht Schonung. Nur Gerechtigkeit erwarte ich gegen mich, und Humanität gegen meine nach mir in dieſem ſo bedenklichen Zeitpunkte, wie geſagt, ſehr verlangende Gemeine, die ich gewiß nichts als Gehorſam lehre, und die ich vom erſten Augenblick an unaufhörlich zur Aufrechthaltung der neuen Ordnung ermahnte. Der Hirt, denke ich, gehört zu ſeiner Heerde, und der Pfarrer am Sankt Peter zum Sankt Peter. Ich habe nichts gethan, das eine Trennung zwiſchen beiden nöthig oder erlaubt machen könnte. — Gewähren Sie mir, Bürger Direktoren! dieſen Wunſch, und dann ſchreibe

ich mit Freuden Gruß und Hochachtung für Ihre Humanität und Ihre Würde."

J. K. L.,
Pfarrer am St. Peter in Zürich.

Neunundzwanzigster Brief.

Zweites Verhör. — Anmerkungen darüber.

Lieber Freund!

Daß ich mich nach dem spürbaren Fortschritte meines Processes und nach dem Ende desselben sehnte, wird Ihnen sehr begreiflich sein. Ich horchte oft hin, ob mein Patron, der Statthalter, nicht etwa eine zweite Verhörssitzung vornehmen möchte? Es war der neunundzwanzigste Mai, wo dieß geschah. Er hatte nämlich, wie ich aus einer zuverlässigen Quelle weiß, den gemessensten Befehl erhalten, ernster und tiefer in mich einzudringen, und mir Fragen, die Fragen erzeugen würden, vorzulegen. Der Styl dieser Kabinets-Ordre hat völlig das Gepräge eines spanischen Inquisitionsgerichtes.

Nun zum Verhöre selbst.

1.

„Das Direktorium verlangte Auskunft über den dritten Punkt meines Briefes an W. In meinem ersten Verhöre, hieß es, habe Bürger Lavater geantwortet, daß unter dem Bewußten der Antichrist verstanden werde. Hierüber also soll er sich näher erklären und sagen, was er unter Antichrist verstehe?"

Antwort:

„Ich verstehe seit Langem, wie solches aus meinen öffentlichen Schriften erwiesen ist, unter dem Namen Antichrist einen öffentlich auftretenden, höchst irreligiösen Despoten, welcher sich durch politische und magische Kräfte zum Universal-Monarchen der Welt und zum Herrscher über die Gewissen aufwerfen, alles Recht, alle Wahrheit,

alle Moral und Religion mit Füßen treten und besonders alle Verehrer Christi auf das Schrecklichste verfolgen werde."

2.

„Ob Bürger Lavater, hieß es ferner, die Erscheinung desselben als nahe bevorstehend oder noch fern glaube?"

Antwort:

„Ich glaube dieselbe ziemlich nahe und finde den Vorläufer dieses Antichrists in den irreligiösen Gesinnungen und Handlungen, welche sich die französische Nation erlaubt hat; indem, so lange das Christenthum steht, nie eine christliche Nation so notorisch gegen die Grundsätze des Christenthums gehandelt hat; übrigens ist dieß eine bloße Privatmeinung von mir, in welcher ich mich vielleicht irren kann, und worüber ich keinem weltlichen Richter responsabel zu sein glaube."

3.

Es ward ferner der Auftrag gegeben, zu fragen:

„In welcher Rücksicht er, Deponent, in seinem Briefe an W. in der dritten Nummer gesagt habe: daß es ihm wichtig wäre zu wissen, wann und wo dieser Antichrist erscheinen würde?"

Antwort:

„Ich wiederhole, daß ich über diese Fragen eigentlich keine Antwort schuldig zu sein glaube, indem laut der Konstitution die Regierung sich im Allergeringsten nicht mit theologischen Dogmen und Privatmeinungen beschäftigen soll; indeß, da ich dem Argwohn nicht den mindesten Stoff geben will, so erkläre ich, daß für einen Christen nichts wichtiger sein kann, als über die Nähe und die Residenz dieses Antichrists belehrt zu werden, indem dieß mit der Zukunft Christi in der engsten Verbindung steht. Ich bezeuge übrigens feierlich, daß diese ganze Frage auf das helvetische Direktorium nicht den entferntesten Bezug hat."

4.

„Das Vollziehungsdirektorium glaubt", lautete der Fragauftrag ferner, „in dem fünften Punkte des angezogenen Briefes den Wunsch zu entdecken, daß dasselbe fallen möchte. — Wie sich Deponent deßhalben zu rechtfertigen gedenke?"

Die Ausdrücke im Briefe lauteten so:

„Wenn jenes, das französische Direktorium, fällt, wird sein Nachäffer, das in der Nachbarschaft, meine ich, nicht auch fallen?"

Antwort:

„Ich will mich hierüber ganz offen also erklären: Ich wünsche von ganzem Herzen, daß alle diejenigen Mitglieder des (helvetischen) Direktoriums, von denen ich Ursache habe, zu glauben, daß sie Urheber der terroristischen und konstitutionswidrigen Maßregeln seien, von demselben auf irgend eine ungewaltthätige Weise entfernt werden, oder daß sie ihre Gesinnungen und Grundsätze durchaus ändern möchten. Kein redlicher Patriot kann anders, als wünschen, daß ein Richter, der willkürlich, despotisch und nicht nach Gesetzen richtet und hundert Familien ihrer unschuldigen Väter und Gatten beraubt, nicht Richter bleibe."

5.

Die folgende Frage war:

„Deponent habe in dem zehnten Punkte des erwähnten Briefes sich verlauten lassen, daß er einen Drang in sich fühle, dem Direktorium über dessen Despotismus zu schreiben, wenn er einen höhern Wink erhielte, und in seiner Antwort im ersten Verhöre gesagt, daß er diesen höhern Wink bloß von der Ahnungskraft seines Freundes W. erwarte. — Ueber diese nicht vollkommen befriedigende Auskunft soll er nun aufgefordert werden, sich näher zu erklären."

Antwort:

„W. hat mir über verschiedene Sachen mehrere Winke, Räthe und Warnungen gegeben, deren Befolgung mir zuweilen sehr wohl

bekommen. Auch haben viele von den Ahnungen des W. bereits so pünktlich eingetroffen, daß ich nicht anders als Respekt dafür haben kann. — So hat er mir, zum Beispiel, von einigen unerhörten Scenen, die in und um Bern vorgehen würden, so bestimmt gesprochen, daß ich schon oft einen großen Drang in mir gefühlt, das Direktorium zu warnen, ja nicht nach Bern zu gehen. So böse kann ich es also mit dem Direktorium nicht gemeint haben."

6.

Der Arrestant war ferner zu befragen:

„Ob die Frage an W. (im zwölften Punkte des Briefes an ihn), wo die erste Blutscene in Helvetien vorfallen würde, in Bezug auf das Eindringen eines äußern Feindes in das Innere der Republik, oder auf innerliche Unruhen gethan worden?"

Antwort:

„Ich glaubte, weil ich aller Orten in Helvetien Freunde habe, daß es meine Pflicht sei, Worte der Vorbereitung, der Warnung und Erweckung ergehen zu lassen; darum fand ich es ganz natürlich, Freund W. zu fragen, wo die meiste Urgenz sein möchte, und in dieser Absicht (da ich damals die Sache dringend glaubte) hätte ich wünschen mögen, daß der Brief an W. abgegangen wäre, damit diese Warnungen nicht zu spät kommen möchten. Besonders da W. ausdrücklich sage, theils innerliche Zwietracht werde auf den höchsten Grad steigen, theils mehrere äußere Mächte würden sich wider die Franken in Helvetien vereinigen und ungeheures Elend werde die Folge davon sein."

7.

Ferner sollte gefragt werden:

„Ob es ihm, Deponenten, bekannt sei, daß W. seine Ahnungen noch andern Personen, als ihm, mittheile?"

Antwort:

„Zuverlässiges kann ich hierüber nichts sagen, — doch halte ich

es für unwahrscheinlich, indem er ein sehr bescheidener Mensch ist, sich auf diese Gabe nicht das Allermindeste zu gut thue und mir ausdrücklich verboten, seinen Namen zu nennen, indem er mir eröffnet, daß er den bestimmten Beruf zu haben glaube, diese Ahnungen (für einmal) nur mir mitzutheilen, und zwar eben zu dem Endzwecke, damit ich vorbereite, warne und erwecke. Dessen allein erinnere ich mich, daß W. mir gesagt, es wären noch einige wenige Personen, die ähnliche, mit den seinigen übereinstimmende Ahnungen hätten, mit denen er sich darüber unterhalte."

8.

„Ob Deponent nun diesen hievor enthaltenen Aussagen und Erläuterungen noch etwas beizufügen habe?"

Antwort:

Nichts anders, als dieß:

„Ich hoffe, es könne und werde dem Direktorium nicht entgehen die wohlgemeinte, vaterlandsliebende und christliche Absicht bei meinem Briefe an W. Ja, ich kann mich auch des Wunsches nicht enthalten, daß das Direktorium ernsthafte Reflexionen über diese (meine) Aeußerungen mache und mich so bald als möglich meiner Familie und meiner nach mir seufzenden Gemeinde wieder zurückstellen werde."

Dieß Verhör ward mir in die Hand gegeben, es durchzugehen und zu unterschreiben. Ich schrieb:

„Vorgelesen, bestätigt und eigenhändig unterzeichnet."

Alles Obige ist der Wahrheit vollkommen gemäß.
Basel, den 29. V. 1799.

Johann Kaspar Lavater,
Pfarrer.

Nun, Lieber! einige wohl nicht ganz überflüssige Anmerkungen über dieß Verhör.

1.

Lächerlicher kann doch wohl nichts sein, als der sich klüger als klug dünkende Argwohn gegen Unschuld. Wie verräth der Argwohn sein eigenes, jeder geraden und edeln Ansicht unfähiges Herz! Und wie unwürdig ist er an einer Regierung!

2.

Lächerlich sind die Fragen der helvetischen obersten Behörde über den Antichrist. Dieses Verhör hätte bald den Anschein eines theologischen Examens.

3.

Hat nicht das ganze Verhör völlig das Gepräge zweckloser Unweisheit, deren Zweck nur Plagesucht ist und den Wunsch, Schuld an der Unschuld zu finden, klar zeigt? Welch' ein elender Richter, der lüstern ist nach scheinbaren Gründen der Schuld wider die Unschuld! Wie wird der schuldreiche Schuldauflaurer vor der Unschuld und dem inappellablen Richter vor Beiden einst beschämt stehen!

4.

Ueber die Ahnungen, deren in beiden Verhören so oft gedacht wird, kann und soll ich jetzt nur dieß wenigstens sagen. Damals, im Mai 1799, hatte ich alle möglichen Gründe, Respekt dafür zu haben (muß auch jetzt noch, ungeachtet sehr Vieles gar nicht eintraf, für Einige derselben Respekt haben), so daß ich damals besonders große Besorgnisse für Bern und die umliegenden Gegenden hegen mußte. Gottlob, von diesen, Unglück für Bern weissagenden Ahnungen ist nichts, nicht das Mindeste eingetroffen. Gott wolle Bern gnädig verschonen und die Ungültigkeit dieser Ahnungen darthun! Daß ich eine Verfolgung auszustehen habe, daß diese nicht von langer Dauer sein werde, daß alle meine Bemühungen, dem Direktorium billigere Gesinnungen einzuflößen, umsonst sein würden, daß zwei Mächte und eine von Norden her wider die Franken in die Schweiz eindringen würden, das erfüllte sich buchstäblich. Genau

erfüllten sich frühere Ahnungen von der Revolution in der Schweiz, besonders von der Regierungsabänderung in Bern, in Biel, später die von seiner Gefangennehmung, von der Todesgefahr, in welche ich kommen würde, und viele andere mehr. Es waren symbolische, sinnbildliche Träume, die ihm dieß und manches Andere andeuteten. Da indeß der Sinnbilder Auslegung von dem Seher abhing, so konnte sich mancher Irrthum leicht einschleichen, besonders der Zeit halber. Er sah zum Beispiel Blutscenen und eine Aehre oder eine Weintraube dabei; daraus schloß er: „Im Herbst oder in der Erntezeit wird das Unglück geschehen" — und wähnte dann, im nächsten Sommer, im nächsten Herbst. Verhehlen muß man indeß nicht, daß Einiges gar nicht eintraf. Indeß bleibt das gewiß Wahre gewiß wahr, und das gewiß Falsche gewiß falsch. Das Falsche macht das Wahre nicht unwahr, und das Wahre das Falsche nicht unfalsch. Es gehört nicht hieher, diese sonderbare Erscheinung zu erklären und die Gründe der Wahrheit und Falschheit dieser Ahnungen auseinander zu setzen. Genug, damals war ich (logisch und moralisch) verpflichtet, einen Werth darauf zu setzen.

5.

Bei der Frage und Antwort Numero 4: „Ich wünsche, daß diejenigen Mitglieder des Direktoriums, welche terroristische Grundsätze hegen ꝛc. ꝛc., entfernt werden möchten", lächelte der Statthalter und sagte: „Ja, nun sollte ich weiter fragen, welche Sie meinen?" „Fragen Sie nur", erwiederte ich; „ich will es Ihnen gerade herausſagen." — Er: „Nun, wir wollen dieß gut sein lassen."

6.

Leser dieses Verhöres, die mit den Erwartungen des Christen, in Ansehung der Offenbarung des möglichsten Bösen und Guten, in Ansehung des Reiches Gottes und des Satans, weniger bekannt sind, werden vielleicht über das, was ich von dem Antichristen sage, stutzen. Sie mögen es! — Ich wiederhole für Christen, Nichtchristen, Halb-

christen, Unchristen, Widerchristen mein Glaubensbekenntniß. Ich halte Frankreich, so wie es jetzt noch ist, zwar nicht für den geweissagten Antichrist, aber für den Vorläufer desselben, für den Anbahner und Herolden des antichristischen Reiches. So laut und notorisch sprach noch keine Staatsmacht, keine Nation wider Religion und Christenthum. Aber der Mensch der Sünde, der Sohn des Verderbens ist noch nicht erschienen; noch nicht das fürstliche despotische Haupt der großen Staatsgesellschaft, durch welches und welche aller Moralität, allen Menschenrechten, allem Glauben an Gott und Zukunft nicht nur Hohn gesprochen, sondern diesen Dingen allen ein förmlicher, öffentlicher, reeller Krieg angekündigt wird. Wenn dieß geschieht, so notorisch geschieht, daß man alle bürgerliche Freiheit verliert, sobald man nicht diesem Erzbösewicht und seinen Grundsätzen huldigt, dürfen Christen die Hoffnung schöpfen, daß der Herr, ihr König und Erretter, nicht mehr fern sei. So schrecklich der Drang und das Elend der Christenheit werden wird, wenn dieß Ungeheuer, dieser Inbegriff aller Bosheiten, dieser eingefleischte Satan auftreten wird, so gegründet und froh darf und wird ihre Hoffnung sein, daß der Herr kommen und ihn mit der Kraft seines Geistes vertilgen und sein Reich von Grund aus zerstören werde.

Erlenbach, den 1. VII. 1800.

L.

Zweiunddreißigster Brief.

Meine Freisprechung und die ersten Folgen davon.

Ehe ich, lieber Freund! noch von meiner Freisprechung und deren Folgen rede, verdient noch angemerkt zu werden, daß ich Sonntags Abends den 9., zum Theil durch einen Mißgriff, auf eine angenehme Weise überrascht ward von einem Besuche des wackern Zür-

chers Konrad Hirzel, Alt-Statthalter, und Kaspar Hirzel, Alt-Seckelmeister. Sie gingen nämlich bei ihrem Spaziergange an dem Hause, wo ich wohnte, vorbei, sprachen bei dem Regierungsstatthalter, der auf dem untersten Boden sein Zimmer hatte, ein und fragten mir und meinem Befinden liebreich nach. — Der Statthalter glaubte, daß ich eben in seinem Gärtchen sei, und anerbot ihnen: „ob sie mir nicht einen guten Abend wünschen wollten?“ — Sie nahmen es mit Freuden an. Ich war nicht mehr da. Der gute Statthalter konnte kaum zurückgehen. Er wollte so indiskret nicht sein, den guten Mitbürgern eine Freude wieder zu entziehen, die er bereits in ihnen erregt hatte. Er ließ sie also herauf. Welche Erscheinung! welche Freude! welche vertraute Herzensergießung über unsere Lage, unsere Regierung, die eben im Begriff war, sich nach Bern zu flüchten und auf dem Punkte schien, sich auflösen zu müssen; wie wir uns dabei zu verhalten hätten u. s. w.

Nun weiter zur Hauptsache. Montags den 10. Brachmonat 1799, Morgens nach 9 (mich hatte die Nacht durch der Husten sehr gequält), trat der Statthalter, ein Papier in der Hand, mit heiterm Gesicht in mein Zimmer, lächelte und übergab mir das Papier mit dem Wort: „Hier ein gut' Rezept wider Ihren Husten:“

Ich öffnete das Papier, weder Gutes noch Böses ahnend, völlig so, als ob es mich nicht anginge, und las Folgendes:

„Freiheit. Gleichheit.“

„Das Vollziehungs-Direktorium der helvetischen Einen und untheilbaren Republik an den Regierungsstatthalter des Kantons Basel.“

„Bürger Statthalter!“

„Auf das dem Direktorium zugeschickte zweite Verhör mit Bär-

ger Lavater, Pfarrer von Zürich, ertheilt Euch das Direktorium den Auftrag, denſelben wieder in Freiheit zu ſetzen."

„Republikaniſcher Gruß!"

„Der Präſident des Vollziehungs-Direktoriums
(sig.) Peter Ochs."
„Im Namen des Direktoriums
der General-Sekretär
(sig.) Mouſſon."

Meine Ruhe dabei war größer, als ich ſie vorher hätte denken, viel gemäßigter meine Freude, als ich hätte erwarten können; ich dankte dem Statthalter für ſeine ohne Zweifel mitwirkſame Verwendung für mich. Sogleich ward an die Heimreiſe gedacht. Auch kam die Nachricht: „Zürich ſei wieder in der Franken Hände" (was aber falſch war). Alſo wollte ich mir in der Landkutſche einen Platz beſtellen. Eben in dem Momente kam ein Brief von dem übergutten Herrn Senator Meyer aus Bern, der mir zur Befreiung Glück wünſchte, und meldete, ſein Sohn werde mich in einer Chaiſe in Baſel abholen, was mich ſehr rührte.

Sodann machte ich einige Arrangements, zog mich einmal wieder zum Ausgehen an und ging dann wieder frei zu Bürger Statthalter herab, wo der Gerichtsherr Eſcher von Berg ſeine herzliche Freude über meine Befreiung bezeugte. Ach, wie weh that es mir und wie halb nur war meine Freude, daß ich allein befreit war und meine Mitbürger noch getrennt von den Ihrigen bleiben mußten!

Ich erhielt dann von dem Büreau einen ſchriftlichen Erlaubnißſchein, die Deportirten beim Wilden Mann beſuchen zu dürfen, ging zuerſt mit dem neuwerdenden Gefühle der Freiheit, voll lieblicher Ausſichten, die Meinigen bald überraſchen zu können (die aber, ach! Träume waren) zu Herrn Antiſtes Merian, dankte, nahm Abſchied; dann ſpatzirte ich mit Junker Alt-Bürgermeiſter Wyß, ſeinem Sohn und Junker Eſcher auf der Pfalz. Sie bezeigten reine

Freude über meine Freisprechung, sprachen von der Unwahrscheinlichkeit, daß die Franken wieder in Zürich seien; von meinem Verhöre und der zwecklosen Lächerlichkeit meiner Deportation nach Basel, mit diesem Gepränge für nichts und wider nichts. Dann zu Sarasin, der an meiner Freilassung erquicksamen Antheil nahm; zu Doktor Mieg und Frau, die mich frohliebevoll empfingen; zu Vater und Mutter Schmidt, die mit Aeltern freude mich in ihrem Zimmer sahen. Dann aß ich mit den Zürcher Deportirten beim Wilden Mann zu Mittag, wo wir unsere Schicksale und was in Zürich vorgegangen, einander erzählten.

Mir war der freie, offene, frohe, männliche, einzig würdige Ton, der unter ihnen herrschte, sehr auffallend und verehrenswerth. Wenn ich dann so bei mir selber dachte: „Nun, du frei, diese, seit dem zweiten April Deportirten, noch bewacht", so ward mir halb übel.

Dann machte ich wieder Besuche; der alte Bürgermeister De Bary lieh mir seinen Wagen; zu Hause fanden sich die Schornorfs und Sozins, die mir einpacken halfen. Da ich nicht sehr bei Geld war, welches Schmidt merken konnte, brachte er mir sechs neue Louisd'or, welche ich dankbar und mit Rührung, auf baldige Wiedererstattung, annahm. Noch muß ich nicht vergessen, nachzuholen, daß zwei Franzosen, Marguerit und Lotson, mir jeder zwölf neue Louisd'or anboten, die ich aber, weil ich Freunde genug in Basel hatte, gerührt ausschlug.

So fühlte ich mich dann wieder frei und der süßen Hoffnung voll, die Meinigen bald wieder zu sehen. So überdachte ich dann den Gang meines Schicksales mit dankvollen Empfindungen, besonders auch, was ich in Basel Gutes genossen; so war dann auch dieses Stück Erdenleben verträumt und ich durfte hoffen, auf demselben wieder etwas in mein Inneres aufgesammelt zu haben. Zwischenein empfand ich doch das Ungerechte der willkürlichen Gewalt, die ohne Gründe gefangen nimmt, wen sie will, ohne Gründe wieder lossspricht; auch war mir auffallend, in meiner Akte zu lesen,

daß meine Freisprechung die Folge meines letzten Verhöres sei. Wenn dem so wäre (wer kann sich aber auf die Wahrhaftigkeit der höhern Politik verlassen?), so wäre dann Freimüthigkeit doch ein so übles Mittel nicht, die willkürliche Gewalt zum Recht zu treiben. Doch, was Recht, wo bei der Aufhebung des Unrechts kein Bekenntniß desselben, keine ausdrückliche Anzeige der Unschuld zum Vorschein kommt!

Erlenbach, 5. VIII. 1800.

L.

Dreiunddreißigster Brief.

Letzte Stunden in Basel. Abreise. Ankunft in Baden.

Lieber Freund!

Noch hatte ich den eilften Brachmonat Besuch von dem Vater Schmidt, dem ich herzlich alles Gute wünschte, bezahlte meinen Morgenkaffe und mein Mittags- und Abendessen, berichtigte meine kleinen Depenses, ward von Orelli und Saraſin besucht, packte Alles ein, Freund Meyer's Fahrzeug erwartend, ging blödlich an Saraſin's Arm noch zu Birmann, um einige seiner Gemälde zu besehen. Da mußte ich mitten in einer schönen Sammlung abermals sagen: „Wie wenige von den besten, ja den heiligsten Meistern gewähren dem Geist und dem Herzen den Genuß, den man von den Meisterstücken der geistigsten und herzvollsten Künstler erwarten sollte!“

Nachher spazirte ich mit Herrn Alt-Bürgermeister Wyß und Sohn auf der Pfalz. Wir sprachen dann über Manches, besonders über die Unveränderlichkeit der Menschen und der menschlichen Natur, und die unsinnige Thorheit und Tollheit unseres Zeitalters, die vermessensten Versuche zu wagen, sie durch Schriften, Dekrete, Bayonnette zu bekehren, umzuschaffen, zu regeneriren und mit Einem Mal

zur Vollkommenheit hinzujagen, hinzupeitſchen, hinzudeklamiren, hinzumorden!

Mit Rührung nahm ich Abſchied von dieſen verehrenswürdigen Männern, die ihr Unglück mit der Ruhe des Weiſen und der Heiterkeit der Unſchuld, jedoch nicht ohne Wehmuth über den Verfall ihres Vaterlandes, ertrugen.

Ich hatte, damit ich keine Zeit verlöre, auf den Fall, daß das erwartete Fahrzeug auf den Mittag nicht käme, mir eines auf den Nachmittag beſtellen laſſen, und der Regierungsſtatthalter hatte die Güte, mir bei dem franzöſiſchen General Ferino einen Paß auszuwirken.

Noch aß ich bei Freund Saraſin mit ſeinem Wahrheit ſuchenden Tochtermann Sozin zu Mittag. Die Summe unſers Hauptgeſpräches war: „Anhänglichkeit an den Herrn iſt das Weſentliche des Chriſtenthums. Wem dieſe fehlt, dem fehlt das, was den Chriſten zum Chriſten macht. Wer dieſe hat, der hat, ich möchte ſagen, das Privilegium und die Kraft, nicht mehr zu ſündigen, das Schwerſte zu tragen, das Wichtigſte zu wirken, das Höchſte zu genießen. Wie der Grad dieſer Anhänglichkeit, ſo die Stufe unſerer moraliſchen und religiöſen Vollkommenheit. Wie wir den Herrn lieb haben, ſo haben wir uns ſeinen Sinn zu eigen gemacht, und wer den Sinn Chriſti hat, der iſt ein ächter Chriſt.“

Die Lieben begleiteten mich noch liebevoll bis zur Statthalterei, wo ich noch von Schmidt und ſeinen Aeltern Abſchied nahm und mit Freund Mecheln um 2 Uhr auf dem Münſterplatz einſaß und Baſel nicht ohne mancherlei Gedanken, Gott dankend, verließ.

Nicht vergeſſen muß ich, anzumerken, daß die freundlichen Geſichter, die mir auf der Straße begegneten und mir zu meiner Heimreiſe Glück wünſchten, mich rührten, auch nicht, daß noch ein Paar fromme Freunde mir unter dem Thore die Hand boten und ſchriftliche Abſchiedszeilen in die Hand gaben.

Alſo mit Freund Mecheln weiter, mit dem ich Einiges von

den vornehmsten Basler Revolutionsfreunden sprach. Die Wahrheit zu gestehen, ich wäre sehr gern allein gewesen, so lieb mir auch ein guter Gefährte sein mag. Es gibt Momente, wo wir das Liebste von uns entfernt halten und uns, nur uns, in der heiligsten Einsamkeit allein genießen möchten. Heilige Einsamkeit! möchte ich so oft sagen, warum scheinst du die zu fliehen, die deiner am meisten bedürfen und dich wie ein köstliches Geschenk der Gottheit benutzen würden? Ich habe es mir und so manchen Freunden mehrmals gesagt: „Benutze doch die einzigen, nie wieder kommenden Momente deines Lebens, wie nur sie benutzt werden können, als einzige, nie wieder kommende Momente. Verschwatze sie nicht, vertändle sie nicht. Sammle dich! Hefte dich auf sie, frage sie: Was wollt ihr besonders von mir? Was ist euer Auftrag an mich? Wozu seid ihr mir von der Vorsehung gesendet?“ — In Hinsicht auf diesen meinen Sinn wäre ich gern allein gewesen.

Doch wieder zu meiner Heimreise zurück. Es begann zu regnen. Mir ward bange, wie Freund Mechel zurückkommen würde. Zu gutem Glück kam nicht sehr weit von Liestal ein Fahrzeug, das nach Basel zielte. Näher besehen, war es gerade das, was mich abholen sollte. Herr Hunziker von Aarau, Freundes Meyer Tochtermann, saß darin. Da er noch einige Geschäfte in Basel abzuthun hatte, bat ich ihn, nach Basel zu fahren; ich wolle langsam vorwärts und seiner warten. Das ward angenommen. Mechel, dem ich für seine unermüdete Dienstbeflissenheit dankte, saß zu ihm ein. — und Freund Lavater war allein bei mir.

Nun ging die ganze Geschichte meiner Deportation an mir vorüber; nun hatte ich Zeit, mich über Alles zu fragen, über Alles meine Gedanken walten zu lassen und besonders über meine Grundsätze, Handlungsweise, Aeußerungen nachzudenken, die allenfalls als Ursache dieser Deportation angesehen werden könnten. Nicht Freimüthigkeit war der Fehler, den ich mir vorzuwerfen hatte; mehr war

es Mangel an mehrerer Freimüthigkeit. Ich hätte früher anfangen sollen. Oft, oft in meinem Leben habe ich unvorsichtig vertrauliche Offenherzigkeit gegen Vertrauensunwürdige bereut; aber nie, nie bereut habe ich pflichtmäßige Freimüthigkeit; aber bereut, so oft ich mich durch Schwäche, durch Considerationen, durch Bitten von Freunden, oder irgend andere nicht rein moralische Gründe abhalten ließ von Schritten der Freimüthigkeit, die mir, hätte ich bloß meinem Herzen gefolgt, so leicht möglich gewesen wären. Nur Ein Beispiel. Da die Ochsische Konstitution in der Großmünsterkirche der Zürcherischen Bürgerschaft vorgelesen und die Anfrage gethan wurde: „ob wir sie annehmen wollen?“, so ward, wie zum Theil natürlich, von einem aufgeforderten Bürger die Antwort gegeben: „Die Umstände erfordern die Annahme!“ Auf der Zunge schwebte es mir da — ach, und ich sagte es nicht heraus — aufstehen sollen hätte ich da, und mit ernster, erhabener Stimme rufen: „Bürger, frei genannte, aber den Franken hingegebene Bürger! ja, wir müssen die uns auf die unwürdigste Weise aufgedrungene Konstitution annehmen, um unser Vaterland nicht einem unabsehlichen Elend preis zu geben. Aber es sei laut, in einer gewiß ernsten Stunde, in einer feierlichen Versammlung ausgesprochen, es werde in die öffentlichen Protokolle eingetragen, daß wir diese Konstitution nur gezwungen durch den Drang der Umstände annehmen; daß wir diese Manier, einem frei genannten Volke etwas aufzudringen, für empörend, aller Freiheit zuwider, allen Menschenrechten Hohn sprechend, und uns für berechtigt halten, diese unbefugter Weise uns aufgedrungene Konstitution nach Gutbefinden, bei veränderten Umständen, zu ändern“ — und so fort. Wie heilsam, wie vorbereitend, wie tief eingreifend, wie sehr (etwa 24 sogenannte Patrioten ausgenommen) aus den meisten Herzen herausgesprochen gewesen wäre dieß, und welche Rechte hätte mir diese so natürliche Aeußerung gegeben? Unangetastet noch mehr und noch entscheidender gegen gesetzwidrige Handlungen der Regierung zu protestiren! Aber ach, welcher Mensch thut, was er thun kann? Welch'

ein Nichts kann ihn oft von den wichtigsten und würdigsten Handlungen abhalten! Welche Rechte und Kräfte auf größere Handlungen vergibt sich der Mensch durch Unterlassung von leichteren, das ist, von solchen, welche ihm pflichtmäßig und leicht scheinen!

Unter solchen und andern Gedanken fuhr ich durch Liestal, Laufen, Oetigen und kam gegen sechs Uhr nach Sissach, wo ich von Freund Pfarrer Huber wohl aufgenommen und mir einige Erquickungen gereicht wurden.

Ueber Dürren, Dieblingen, Rümlingen, Bugten kam ich unten an das in der Revolution abgebrannte Hohmburger Schloß. O Freiheit rufender Revolutionsgeist, wie bald entlarvst du dich selbst vor aller Welt als den pöbelhaftesten und vernunftlosesten Zerstörungsgeist! Laut und unübertäublich wird die Vernunft der Mitwelt und Nachwelt dich fragen: „Was hast du zerstört? Was hast du gebaut? Was von dem, was du versprachest, hast du geleistet? Tollheit zerstört! Weisheit bauet! Sie stehen einander gegenüber wie Ja und Nein. Auf welche Seite darfst du dich stellen?“

Aber ach, welcher Revolutionsgeist hat ein Ohr, zu hören, und ein Herz, der Stimme der Wahrheit zu folgen?

Diese Betrachtungen begleiteten mich nach Läufelfingen, wo ich mit des Wirthes Frau von ihrem kranken Manne und ihrem frommen Vater mich nützlich unterhielt, an die Meinigen schrieb und übernachtete.

Mittwochs, den 12. VI. 1799.

Die Nacht war nicht die beste; der Husten plagte mich sehr; doch trug ich es leicht, in der Hoffnung, bald bei den Meinigen zu sein, und dachte in schlaflosen Stunden schon an die Predigt, die ich nächsten Sonntag auf meiner Kanzel halten wollte. Kaum war ich um halb fünf aufgestanden, so stand der gutherzige Hunziker von Aarau schon da; er war, um mich einzuholen, die ganze Nacht durch gefahren. Wir raisonnirten schon frühe über unsers Vaterlandes mißliche Lage, über die Unstatthaftigkeit der alten und

neuen Ordnung der Dinge, sprachen von der Vernunftmäßigkeit des Repräsentativsystems *an sich* und von der äußersten *Gefährlichkeit* desselben bei der jetzigen Wahlart, von den unausweichlichen und fast unübersteiglichen Steinen des Anstoßes, die sich jeder Ausübung desselben entgegenstellen. Ach, wann werden wir es begreifen, daß alle Salti mortali (todesgefährliche Sprünge) aus einem angewöhnten Zustand in einen ganz ungewohnten von ruhiger Vernunft nie gebilligt werden können! Wir müssen uns von unsern Freiheitsidealen herabstimmen, wenn wir nicht alle Freiheit verlieren wollen. Wir müssen am Zweck von Allem, *möglichster Freiheit und Wohlfahrt des Ganzen*, und nie an einem einmal aufgestellten Mittel festhalten. Wäre es nicht die unverantwortlichste (freilich keine unerhörte!) Pedanterie an einem philosophischen Arzte, wenn er starrsinnig an einer Heilmethode festhalten würde, welche ihm zwar vernünftig schiene, wobei aber der Patient von Tag zu Tag in augenscheinlichere Todesgefahr käme, wenn er ihm ein Mittel versagen würde, welches in hundert ähnlichen Fällen entscheidend geholfen hätte, welches aber seiner einmal angenommenen Theorie nicht entspräche? — Es ist mit den politischen Idealen gerade so, wie mit den moralischen; wer mit einem Mal zu viel oder das allerhöchste von (jedem Individuum) jedem einzelnen Menschen, wie er immer beschaffen sein mag, und zwar ohne stufenweise Vorbereitung und mit einer Art von Gewaltsamkeit, fordert, der erreicht weiter nichts, als daß er *Narren* oder *Heuchler* und *Feinde der Tugend* bildet. Nichts ist täuschender auf der einen Seite und gefährlicher und verderblicher auf der andern, als *unvorbereitete Aufstellung politischer und moralischer Ideale*, zu deren allgemeiner und gleichförmiger Annahme man die verschiedenartigsten Klassen von Menschen, die in den Stufen ihrer Kultur unermeßlich von einander abstehen, zwingen will! Nur die allerblindeste Menschenunkunde kann sich solch' einen Unsinn zu Schulden kommen lassen, getäuscht durch die liebliche Schönheit des vollkommensten Ideales,

und den allenfalls gutherzigen Wunsch: „Ach, wenn es doch realisirt werden könnte!“

Diese Gedanken liegen so tief in meiner Seele, und es scheint mir so nöthig, sie auf alle mögliche Weise laut auszusprechen, daß ich sie hier weitläufiger, als sie ausgesprochen worden waren, auf das Papier zu setzen mich gedrungen fand; denn jetzt, im August 1800, indem ich dieß schreibe oder diktire, stehen noch Männer vor meinem Auge, sonst sehr vernünftige, treffliche und verehrenswürdige Männer, welche in dem mir unsinnig scheinenden Wahne stehen, daß man durch Aufklärung, Schriften, Beredsamkeit das Volk, von dessen ungeheurer Ungleichartigkeit sie keine Ahnung zu haben scheinen, leicht belehren, bekehren, wiedergebären und umschaffen könne, daß es zur Annahme des vollkommensten Ideales und zur Aufnehmung der erhabensten Grundsätze in weniger Zeit fähig und tauglich wäre. Diese lieben Männer haben wahrlich eine klare (!!!) Idee von dem, was Volk heißt und ist. Sie können sich von der einmal angenommenen irrsinnigen Idee nicht losmachen, daß das Volk, gleich einem einzelnen, verständigen, wahrheitliebenden, gutmüthigen Menschen, zu behandeln und zu bearbeiten sei — doch, wo komme ich hin? Ich vergesse, daß ich Ihnen, mein Freund, meine Heimreise von Basel beschreiben will.

Um sechs Uhr fuhr ich also mit meinem liebenswürdigen Gesellschafter von Läufelfingen ab, um über den Hauenstein nach Aarau zu kommen. Wir sprachen unterwegs noch Manches, besonders von dem zwecklosen und unsinnigen Deportationswesen, von dem pöbelhaften Betragen der neugebackenen Patrioten gegen die verehrenswürdigsten Männer, denen jene weder in Ansehung der Einsicht, noch der Tugend, nicht an die Ferse reichen, von der absoluten Nothwendigkeit einer moralischen Amnestie alles Vergangenen bei beiden Parteien. Es ist eine ewig unerlesbare Sache, ein Prozeß, der nie beendigt werden kann, wo Jeder Recht zu haben glaubt und alles Unrecht auf den Andern hinschiebt. Wenn wir nicht Weisheit

und Geistesstärke genug haben, uns mit einem Mal über alles Vergangene wegzusetzen, und eine neue, freundliche Haushaltung mit einander anfangen, so sind wir für immer verloren und keines leidlichen Glückes mehr empfänglich. Auf diesen Zweck hin sollten alle Redlichen arbeiten. Das Geschehene soll freilich warnen, aber alle Parteien zugleich warnen; als warnendes Monument soll es freilich unvergeßlich bleiben, was uns unglücklich, arm und bis dahin wenigstens, so viel als zu Sklaven einer großen Nation machte, die nun freilich noch keine besondere Probe ihrer uneigennützigen Großmuth gab; aber dieß sollte geschehen, ohne daß Einer dem Andern, nach geschloſſenem Frieden, nach verſprochener Amneſtie, weiter etwas vorrücke; Jeder soll im Stillen für sich aus dem Geschehenen die gehörigen Lektionen ziehen und sie nur den Vertrautesten mittheilen. Man soll keine Spur der Entzweiung mehr wahrnehmen. Und wenn auch wirklich von dem alten Gift noch etwas in dem Herzen übrig bleiben sollte, es soll nicht mehr zur Sprache kommen; kein Wort, keine Miene, keine Geberde soll es verrathen. Unser aller Grundsatz soll sein: Laß dich das Böſe nicht überwinden, ſondern überwinde du das Böſe mit Gutem.

Um 9 Uhr kamen wir nach Aarau. Mir wollte beinahe übel werden. Die freundlichen Wirthe Hunziker aber halfen mir bald zurechte. Ich aß in dem lieblichsten Familienkreis zu Mittag, vernahm mit Erstaunen und Schrecken, daß die Brücken zu Baden und Wettingen abgebrannt seien, und daß es mir schwer werden dürfte, hinüber zu kommen. Ich dachte einen Moment, mich auf Bremgarten zu wenden, gab aber den Gedanken sogleich wieder auf, weil dort Alles so besetzt sei, daß kein Mensch um kein Geld ein Quartier finden könnte.

Um halb 2 Uhr fuhr ich ab. Matt, staunend, seufzend, bis zur Gedankenlosigkeit hingeworfen. Nach dem erquickte mich wieder mein lieber Paulus, der eine Menge froher Gedanken in mir aufregte.

Je näher ich gegen Baden kam, desto lauter schlug mir mein Herz. Ich dachte an meine Abfahrt, mein vormaliges Begleit, die Dunkelheit, welcher ich vormals, die Heiterkeit, welcher ich jetzt, wie ich hoffte, entgegenfuhr. Aeußerst und bis zu Thränen rührend war es für mich, unbekannte Menschen, denen ich bekannt sein mußte, rechts und links meines Wagens zu erblicken, aus deren Angesicht die sichtbarste Freude über meine Zurückkunft leuchtete, die auch wohl näher kamen und mir die glückwünschende Hand boten. Auch im Städtchen Baden, wo ich für einen Augenblick ausstieg, um dem General meinen Paß zu zeigen, war die Freude eben so allgemein, als sichtbar. — Der General schlief. Ich ließ den Paß zurück, mit dringender Bitte, mich es wissen zu lassen, wenn ich ihm meine Aufwartung machen könnte. Ich wollte in die Bäder hinabfahren, stieß aber auf eine französische Redoute, welche auf die Kaiserlichen jenseits der Limmat gerichtet war. Ich stieg aus und ging zu Fuß hinab in den hintern Hof, wo ich das Zimmer, aus welchem ich deportirt ward, beziehen wollte. Es war aber von einem Franzosen besetzt, sonst war Niemand im ganzen Badhofe. Meine Wirthsleute, Dorer, die mich mit theilnehmender Wehmuth von ihnen abfahren gesehen, empfingen mich mit frohem Erstaunen, machten mir aber sehr wenig Hoffnung, hinüber zu können. Ruhigbange Wehmuth befiel mich bei dem Gedanken: „Nur vier Stunden noch von meinem lieben Zürich, und Gott weiß, wie lange ich noch entfernt bleiben kann von dem Kreise der Freunde, die noch nichts von meiner Befreiung wissen und deren frohe Bewillkommnung ich mir schon klarer zu denken wagte!“ Ich ging ins Bad, schrieb an die Meinigen, ob ich durch irgend eine Gelegenheit ihnen Nachricht von mir vor mir hersenden könnte? Bald darauf kam ein Adjutant vom General Baillart, der mich versicherte, daß er noch diese Nacht eine Ordonnanz nach Brugg an den General Taran mit meinem Passe senden wolle. Der Charakter aber, den man mir von diesem Herrn machte, ließ mich für meinen Zweck wenig Gutes

hoffen. Er mache es sich zum Grundsatze, keinem Menschen eine Gefälligkeit zu erweisen; er lasse sich für die kleinsten Dienste groß bezahlen. Ich hatte weder Lust noch Vermögen, weder hardiesse noch savoir faire (weder Kühnheit noch Anstelligkeit) genug, ihm etwas anzubieten.

Meines Schicksals also völlig unsicher, legte ich mich müde und voll mannigfaltiger Gedanken zu Bette, und konnte sehr lange den Schlaf nicht finden. Endlich konnte ich alle meine Sorgen zusammenfassen und auf Den werfen, der für Alle allezeit väterlich und zärtlich sorgt.

Und so fand sich der erquickende Schlaf.

Ich umarme Sie, mein Lieber!... Gott weiß, ob ich meine Geschichte vollenden kann; meine Schwachheit ist sehr groß, und kaum gestatten mir meine Schmerzen, etwas zu diktiren.

Erlenbach, den 11. August 1800.

L.

Vierunddreißigster Brief.

Baden bis Knonau.

Lassen Sie mich, lieber Freund! Ihnen weiter die kleinen Vorfälle, die mich hin und her warfen, erzählen. Die Ungewißheit meines Schicksals und die körperlichen Beschwerden, die mich aufs Neue überfielen, und die Erschwerung, zum Ziele zu kommen, machten mir ein Paar schwere Tage und Nächte. Mein Entschluß war, nichts unversucht zu lassen, um nach Zürich zu kommen, jedoch auch nichts Gefährliches zu wagen und nichts zu erzwingen. Ich packte nur das Allernöthigste zusammen, um es allenfalls unter den Arm nehmen zu können, ging dann, Donnerstags den 13. Brachmonat, zu dem General Baillart, um meines Passes wegen bei ihm Antwort zu holen. Ich erhielt keine andere Antwort, als: „Er werde diesen Nachmittag Antwort von Brugg erhalten, die wolle er mich

gerade wissen lassen; übrigens könne er nicht das Mindeste für mich thun". Das Wort „diesen Nachmittag" schnitt mir alle Hoffnung ab.

Ich ging von da zu dem redlichen Rengger, damals Pfarrer in Baden, mit dem Wunsche und einiger Hoffnung, Rath bei ihm zu finden. Er wußte noch nicht, daß ich freigesprochen war; ich stand wie eine Erscheinung vor ihm; er glaubte kaum, was er sah; dann stürzte er, Freudenthränen im Auge, auf mich zu und umarmte mich. „Ists möglich, sind Sie frei?" O heiliges Gefühl theilnehmender Liebe, was für ein Pfand bist du von der göttlichen Würde des Menschen! Welch' ein Bürge unserer Unsterblichkeit!

Der gute Rengger schnitt mir alle Hoffnung ab, daß der unerbittlich harte General Taran (man pflegte ihn auch Taureau zu nennen) mir die Ueberfahrt in die kleinen Bäder gestatten werde. Es wurden dann Beispiele seiner Unmenschlichkeit angeführt, die das bestätigten, was ich sonst auch von ihm gehört hatte. Zum Exempel, in Brugg war für arme Wittwen und Waisen noch ein kleiner Vorrath von Korn; er vernahm es und ließ es abfordern. Man machte Vorstellungen, bat, flehte, — nichts half; er nahm es gleich mit Gewalt weg und ließ es auf der Stelle seinen Pferden verschwenderisch vorschütten.

Einem Bauer, dem Alles im Feld, Vieh, Feld- und Hausgeräthe geraubt worden war und der, halb todt vor Hunger, ihm seine Noth klagte, gab er die kalte Antwort: „Leg' er sich, guter Freund! für die lange Weile schlafen, um Hungers zu sterben; er kann nichts Besseres thun."

Wo man hinkam, ward von nichts gesprochen, als von den Bedrückungen der armen Bauern; man hörte keinen andern Wunsch, als den nach der Entfernung der Franzosen.

Traurig kehrte ich in mein Logis zurück, müde seufzend blickte ich gen Himmel, vergaß meine kleine Verlegenheit unter der allgemeinen Noth, und suchte Ruhe, wo ich immer Ruhe fand.

Nachher hatte ich einen angenehmen Besuch von Herrn Pfarrer

Rengger, dem Statthalter Weber und Bürgiſſer und einem Villiau von Pruntrut; eine auserleſene Geſellſchaft, mit der man über Alles ſprechen konnte und über viel ſprach. Zum Beiſpiel über die Mißlichkeit unſerer Lage, über die Nothwendigkeit einer Vereinfachung unſerer Konſtitution, von der Schwäche und Schlechtigkeit vieler Geſetzgeber, von der Unentbehrlichkeit furchtloſer Energie, von dem unausweichlichen Untergang unſerer jetzigen Verfaſſung, von dem Mangel der Kenntniß der Menſchen und Volksklaſſen, als einer Quelle zahlloſer Uebel, von der Schädlichkeit aller ſogenannten höhern Politik, welche es für Pflicht hält, ſich über die allernatürlichſten Pflichten wegzuſetzen und alles Unrecht für Recht zu erklären, ſobald es ihr Vortheil zu ſein ſcheint, von der einzig wahren und geſunden Politik, die immer die gemeinſten Grundſätze des gemeinſten ehrlichſten Mannes, und in allen ihren Geſetzen, Anſtalten, Handlungen diejenigen Grundſätze befolgt, welche ſie ſelbſt von jedem Partikular, der unter ihrer Direktion ſteht, befolgt wünſcht; ferner ward geſprochen von der heiligen Pflicht jedes Helvetiers, jetzt ſchon an der möglichſten Vereinigung der Gemüther und an einer Amneſtie oder Vergeſſung aller begangenen Fehltritte, der Urheber und der Gegner der Revolution zu arbeiten, ohne jedoch das Warnende und Lehrreiche, das ſich aus derſelben ergibt, aus dem Auge zu verlieren. Und endlich ſprach man noch von der Manier, wie man gleich im Anfange mit den Franzoſen hätte ſprechen ſollen. Es hilft durchaus nichts bei ihnen, als die derbſte, furchtloſeſte Sprache der Freimüthigkeit; ſie anerkennen keine andere Gottheit, als die öffentliche Meinung; dieſe muß durch den Mund eines beredten, durchaus unerſchrockenen, unbeſcholtenen Mannes ihnen ſo klar und ſo derb wie möglich vorgehalten werden. Nur durch Furchtloſigkeit und reine Wahrheit kann man den Furchtbaren, wenn er noch einiges Ehrgefühl hat, beſiegen; dieß und noch manch' Nützliches ward in der lieben Geſellſchaft geſprochen.

Noch machte ich einen Beſuch in dem Quartier, das General

Tarau zu beziehen pflegte; auch da fand ich wenig tröstlichen oder anwendbaren Rath. Kurz, der Donnerstag ging dahin, ohne daß eine Antwort von dem Generale zurückkam.

Der Freitag, der 16. Brachmonat, kam; ich konnte die Hoffnung der Möglichkeit, Samstags Abends in Zürich zu sein, noch nicht ganz in meinem Herzen unterdrücken, und fing deßwegen an, an meiner Predigt auf den Sonntag zu schreiben und ging nachdenkend auf einem bedeckten Gange gegen die Limmat hin und her.

Jemand kam, der mir eine Anekdote erzählte, die völlig zu bestätigen scheint, was ich oben von der Behandlungsweise der Franzosen sagte. Der General Tarau bot eine Menge Bauern auf zur Schanzenarbeit. Vielen war es unmöglich, oder zu schwer, von den Ihrigen oder ihrem Wohnort, wo Franken einquartirt waren, wegzukommen. Der General tobte und setzte für jeden Bauer, der nicht schanzen wollte, einen halben Neuenthaler Buße, sagte dieß auch mit drohendem Angesichte dem Unterstatthalter. „Mein Herr General", versetzte dieser mit lächelnd derbem Freimuth, „ich finde dieß zu wenig; wenn ich reich genug wäre, ich gäbe für jeden einen ganzen neuen Thaler, — einen halben um die harte Arbeit zu ersparen, während dem die Seinigen verhungern, und einen halben, um die Impertinenzen der Franzosen nicht mehr zu hören." Der General war betroffen, lächelte und sprach von etwas Anderm.

Unter mancherlei Geschäften ging der Morgen so leicht hin. Nun wollte ich doch meinem Passe nachfragen, allein der General hatte so viele Audienzen, daß ich nicht vorkommen konnte.

Man sagte mir, der Regierungsstatthalter Pfenninger (nun Regierungsstatthalter im Kanton Baden) wäre bei der Wage. Mir kam es anständig und freundlich vor, ihm einen Besuch zu machen. Ich ging also zu ihm hinauf. Der Besuch schien ihm sehr unerwartet, doch nicht unangenehm. Er war sehr artig. Von meiner Deportation sprachen wir so viel als nichts; nur er: „Ich habe von Bürger Ochs in Bern mit Freuden vernommen, daß Sie wieder

frei sind." Ich nur: „Schauen Sie doch, daß ich zu meinen mir weggenommenen Schriften so bald möglich wieder komme!" Er versicherte mich, daß sie sich im Steinhaus, wo er in Zürich logirt hatte, befinden, und daß ich sie dort nun leicht bekommen würde (was aber entweder ein großer Irrthum oder eine nicht kleine Lüge war, indem sich keine Zeile von mir dort fand, sondern diese Schriften erst Monate hernach mit Mühe von Bern herausgehoben werden mußten). Ich sprach dann, wie natürlich, mit ihm von meiner Verlegenheit, und bat ihn um Rath, indem ich mich unaussprechlich sehne, nach Hause zu kommen. Er rieth mir, selbst auf Bremgarten zu gehen und mir vom General Massena, der dort sich befinde, einen Paß geben zu lassen. Er gehe auch dorthin und wolle deßhalb selbst mit dem General sprechen. Sodann gehe er weiter auf Knonau, von dort könne ich dann wohl unschwer auf Zürich kommen. Er war so gütig, mir auf morgen einen Platz in seiner Chaise anzubieten, welches mich freute. Ich nahm die Anerbietung an und glaubte, zur glücklichen Stunde zu ihm gekommen zu sein. „So, dachte ich, wäre es möglich, daß du am Sonntag Abend, gewiß unerwartet genug, in Zürich eintreffen könntest."

Er ging noch mit mir herab zum General, um mir wenigstens meinen Paß von Ferino wieder auszuwirken, damit er dem Massena gezeigt werden könnte. Aber der General war nicht zu sprechen. Nachher sprachen wir noch ganz offen von den ungeheuern Schelmereien der französischen Kommissärs, von der äußerst mißlichen Lage unsers Vaterlandes, von der Nothwendigkeit einer Universal-Amnestie, von meinem Wunsche einer Vereinfachung unsers Repräsentativsystems und unserer ganzen Verfassung.

Ruhiger und nicht ohne Hoffnung kehrte ich nun nach Hause zurück, packte Alles zusammen, machte mich vollends reisefertig, schrieb an der Predigt, machte noch einige Besuche bei den Baldinger's, die mir viel Liebe bewiesen; badete noch, aß im Bade zu Nacht, schrieb an die Meinigen, in der Voraussetzung, daß

ich diese Briefe eher hinüberschicken, als mich selbst zu ihnen verfügen könnte.

Sonntags, den 15. VI. 1799.

Nach einer leidlichen Nacht und stiller Besinnung, welche Freude oder welches Mißgeschick mir bevorstehe, und Befestigung meines Sinnes, mir das Schlimmste gefallen zu lassen, indeß mich doch auch auf den möglichen Fall der Zurückkunft vorzubereiten, verließ ich die Bäder.

Vor 6 Uhr ging ich in die Stadt (Baden) hinauf und dann mit dem Bürger Regierungsstatthalter Pfenninger ins Pfarrhaus, wo abermals unsere Lage der Inhalt unsers Gesprächs war.

Um 7 Uhr ungefähr fuhr ich in einer offenen Chaise mit Pfenninger, dem Statthalter Weber und Unterstatthalter Bürgisser nach Mellingen ab... (Sonderbare Fahrt; erst mit fünf Dragonern, von der Statthalterschaft geordnet, nach Mellingen, nun mit der Statthalterschaft selbst.) Man hatte schießen gehört, das dann zu allerlei Hoffnungen und Furchten Anlaß gab. Wir sprachen dann von der Wirksamkeit des Muthes, und der Achtung und Bewunderung, die Niemand ihm versagen kann. Ein Viertel nach 9 Uhr kamen wir nach Bremgarten, wo Alles von Franzosen wimmelte und wo wir wegen der Menge Wagen voll Blessirter, Todter und Halbtodter oft halten mußten. Es war ein schrecklicher Anblick. Eine Affäre war nahe bei Zürich vorgefallen, welche damals ganz zum Vortheil der Franken ausgefallen zu sein schien, indem uns auch etwa hundert kaiserliche Gefangene begegneten. Im Gasthofe war keines Fußes breit Platz zu finden, und ach! der General Massena war nicht in Bremgarten, war nahe bei der Affäre, mithin verschwand alle Hoffnung, einen Paß zu erhalten. Es war nun kein Grund, länger dort zu bleiben. Ich fuhr also mit dem Regierungsstatthalter und Hüssi von Glarus nach Knonau, welches mir für jeden Fall recht lieb war, indem dort meine Schwester Orelli und meine Neffen, Herr und Frau Pfarrer Fäsi,

waren. Der gute Weg, die prächtige Gegend, die unterhaltende Gesellschaft und die doch nicht ganz verschwundene Hoffnung ließen das Elend wohl einige Augenblicke vergessen, das uns von allen Seiten umgab und von allen Seiten bedrohte. Doch ward auch viel davon gesprochen.

Ein Mann ging vorbei, der uns mit fester Zuversicht versicherte: „Diesen Morgen 6 Uhr seien die Franzosen wieder in Zürich eingetroffen; er habe es aus dem Munde eines Husaren, der als Courier nach Zug eile". Pfenninger hielt sich sehr, die für ihn so erfreuliche Botschaft merkbar zu verschlingen, und erregte allerlei Bedenklichkeiten dagegen.

Nach 12 Uhr langten wir in Knonau an. Vor dem ehemaligen Schlosse, wo ich absteigen wollte, wo die Meinigen waren, rief ich: Halt! „Wie, des Bruders Stimme", sagte Jemand, — „doch nein, ein General". Sie sahen des Statthalters goldbordirten Hut und erschraken über der vornehmen Einquartierungsvisite. „Aber seht doch die Kalotte! Es ist der Bruder!" Sie wußten nicht, daß ich frei war, und konnten es und wollten es anfangs vor Freude nicht glauben. Endlich rief man laut: „Ja, er ist es, er ist's!" — Man eilte herab; die Freude war unbeschreiblich. Ich nahm dankbar Abschied von dem Regierungsstatthalter, der mich so freundlich herbrachte, und dann quartierte ich mich wohl ein und dankte Gott, doch wenigstens bis hieher gekommen zu sein. Von meinem Aufenthalt in Knonau das nächste Mal.

Erlenbach, Montag Abends den 18. VIII. 1800.

L.

Fünfunddreißigster Brief.

Aufenthalt in Knonau. Vergebliche Bemühungen, nach Hause zu kommen. Wallfahrt nach Zug. Besuch bei Massena.

Lieber Freund!

Wichtiges kann ich Ihnen freilich in diesem Briefe nicht erzählen. Indeß mag es doch Ihre freundschaftliche Gutherzigkeit einigermaßen interessiren, wenn ich Ihnen etwas von meinem Aufenthalte und meinen Verrichtungen in Knonau und von meinen, obgleich vergeblichen, Bemühungen, nach Hause zu kommen, melde; es gehört doch mit zur Geschichte meiner Deportation, welche Ihre Freundschaft nun einmal nicht ohne Theilnehmung zu vernehmen gütig und duldsam genug war.

Meine erste Bemühung war, gleich nach meiner Ankunft, meinen Neffen Schmoll zu dem General N. aufs Albis zu schicken, sich nach der Möglichkeit des Durchkommens zu erkundigen. Er kam mit der Antwort zurück, daß kein Paß erhältlich sei. Ich suchte mit dem General selbst zu sprechen, allein die Wache unten am Albis verwehrte mir den Durchgang.

Was war zu thun, als mich zu ergeben und diese Verbannungszeit so gut wie möglich zu benutzen? Ich schrieb immerfort an Frau und Freunde, ob sich etwa eine Gelegenheit zeigen möchte, etwas hinüber zu bringen, um dann auf den Moment der Gelegenheit in Bereitschaft zu sein.

Die benachbarten Herren Pfarrer Brennwald von Maschwanden, Irminger von Mettmenstetten, Fäsi von Riffersweil, Weber von Bonstetten, Maurer von Affoltern hatten die Freundschaft, mich oft zu besuchen und mich zu sich einzuladen, welches ich auch, so viel es meine Umstände gestatteten, willig annahm. Daß wir oft auf die mehrmals schon berührten Punkte kamen, versteht sich. Besonders ward uns der Gedanke klar: „Alles Große geschah immer

durch Einen. Wir haben viele Köpfe, aber keinen Alles durchschauenden, Alles klar sehenden Kopf, der Muth, Kredit und Thätigkeit, Wagsamkeit genug hat, ohne gewaltsame gesetzwidrige Mittel sich als den einzigen Retter des Vaterlandes selbst zu akkreditiren, und es ist keine Aussicht da, daß ein solcher in Helvetien sei."

Ich las in dieser Zeit wieder einmal die schon so oft von mir gelesene Messiade von Klopstock mit neuer Bewunderung, mit Erstaunen über das Dasein und die Möglichkeit eines solchen Genies. Was ich auch immer gegen manche Stelle, zu der ich kein Organ in mir fand, nicht den Verstand, nicht die Imagination, nicht das Herz, nicht den Takt, nicht die Ahnungskraft, einzuwenden hatte: das Erstaunen schwang sich immer wieder über Alles empor. Das Dasein großer Männer verbürgt uns Gott und Unsterblichkeit.

Mittwochs den 19. VI. 1799

ging ich mit Freund Fäsi nach Zug, wo ich zuerst den würdigen Dekan Boßhard besuchen wollte. Er war nicht zu Hause. Seine Mutter, die nun bei den Unsterblichen ist, fragte nach meinem Namen. — „Jesus Maria!" rief sie, sobald sie ihn vernahm. „Sie Lavater? Sie frei?" Erstaunen und Freude funkelten ihr aus dem Auge. O des lieblichen Anblickes! theilnehmende Freude im Auge voll Liebe!

Dann ging ich zu einer von Person mir unbekannten Korrespondentin, der Frau Obrist Utiger. Unten an der Treppe befiel mich mein Schwindel; kaum konnte ich mich noch an der Lehne hinaufwinden, konnte sie nicht grüßen und halb ohnmächtig nur das Wort sagen: „Es wird mir sterbend übel! Lassen Sie mich auf einem Sopha ruhen!" Dekan Boßhard war da. Man half mir, brachte mir Tropfen und ich ruhte und schlummerte eine gute Weile. Da ich mich wieder hergestellt fühlte, erhob ich mich und bewillkommte meine gütigen Versorger. Das erste Wort der äußerst einfachen und anspruchlosen Hauswirthin war: „Wo ich logire?" — „Beim Ochsen." — Sogleich ließ sie mein Nachtzeug holen und sagte: „Einen

kranken Mann lasse ich in keinem Gasthofe schlafen. Sie nehmen das Quartier bei mir.“ Ich nahm es ohne weiters an. Ich konnte die schwesterlich-mütterliche Sorgfalt der kunstlosen Frau nicht mißkennen. Man kam dann auf die gewöhnlichen Gegenstände aller helvetischen Gespräche, über die absolute Unhaltbarkeit unserer Verfassung, über den unverantwortlichen Stumpfsinn oder Starrsinn, die die Aufrechthaltung der gegenwärtigen Form dennoch durchaus durchsetzen wolle; von dem mannigfaltigen Drucke von außen und innen, unter dem das arme Vaterland schmachtet; von dem Deportationswesen und der dabei verunglückten Politik; dann von wirksamen Trostgründen im Leiden, und besonders von Trostgründen, die für unsere gegenwärtige Lage paßten.

„Man muß sie schlechterdings anders nicht, als Verhängniß des Himmels ansehen. Man muß die Menschen vergessen und nur auf die Alles regierende Hand, die alle Anarchie hassende, höchste Weisheit sein Augenmerk richten. Man muß sich auch in seinen Gedanken nicht dagegen empören; diese Empörung macht alle Trostgründe fruchtlos.“

„Man kann, darf und soll, ohne allen Zweifel, die guten Erfolge daher erwarten, die durch kein gelinderes Mittel erhältlich gewesen wären, Erfolge, die den Wünschen der Bösen durchaus nicht entsprechen und sie mit den Zähnen knirschen machen. — Jeder einzelne Mensch muß diese Lage als ein Uebungsmittel seiner Geduld und als ein Erweckungsmittel seiner vielleicht noch nie gebrauchten Kräfte ansehen, mithin als etwas für ihn sehr Wohlthätiges. Anerkennung des Wohlthätigen, das mit dem Leiden verbunden ist, gibt Trost. Man muß sich dadurch dringen lassen, von der Welt und den Menschen unabhängiger zu werden, und etwas zu suchen, an dem man sich in jedem Falle mit völliger Vernunft und Zuversicht festhalten kann. — Wir müssen Gott näher kommen; alles Andere muß uns entbehrlicher, unentbehrlicher immer er werden. Dieß kann und soll eine unausbleibliche Wirkung unserer Lage, kann und soll und wird das unfehlbare Mittel unserer, ich möchte sagen, Rehabi-

litation bei Gott sein (unserer Zurücksetzung in unsere Kinderrechte). Könnten wir unsere Leiden aus diesem Gesichtspunkte ansehen, welche Trostgedanken würden sich an denselben sofort unmittelbar anschließen!"

Zug, Donnerstag den 20. VI. 1799.

Viel Nützliches mit verständigen, guten Menschen sprechen zu können, an offene Ohren und Herzen bald ein Trost-, bald ein Warnungswort ergehen zu lassen, mit der gegründeten Hoffnung, nichts fällt auf die Erde, ohne Frucht zu tragen, gehört wohl auch zu den stillen Freuden des menschlichen Lebens und macht manches Leiden vergessen oder mit mehrerer Leichtigkeit ertragen. Dieß erfuhr ich aufs Neue in Zug, beinahe in jeder Gesellschaft, in der ich mich vom Morgen früh bis Abends befand.

Boßhard kam und lud mich zum Mittagessen ein, das ich gleich mit einigen Bedingungen annahm; mir ist nichts unerträglicher, als eine kostbare Mahlzeit an dem Tische eines Freundes. Er hatte die Güte, mich zu Herrn Hauptmann Keiser, einem klugen und reifen Manne, bei welchem einige Gemälde zu sehen waren, und dann zu dem heitern und gutmüthigen Herrn Landammann Müller, den wir mit einem alten Bekannten, Herrn Ammann Kollin, auf einem lieblichen Spaziergange antrafen, zu begleiten. Auch da ward mit der unbefangensten Offenheit von der Mißlichkeit unserer Lage, von der Elendigkeit unserer übel gewählten Regierung gesprochen, und von der Unmöglichkeit, daß die, obgleich an sich so natürlich scheinende, Wahlart der Volksrepräsentanten bestehen könne. — Dann besah ich bei den Kapuzinern eine sehr verdorbene Grablegung Christi von Hannibal Carraccio, lernte den liebenswürdigen Maler Moos kennen, und aß, wie gesagt (mit Herrn Ammann Kollin) bei Dekan Boßhard zu Mittag. Da sprach man unter Anderm ganz offen und brüderlich von der Manier, wie besonders katholische und protestantische Schweizer, als solche, sich gegen einander benehmen sollten. Man sollte sich allervörderst als

gemeinschaftlich berufen ansehen, dem allgemeinen Elende entgegen zu arbeiten und rechts und links ächtreine republikanische Grundsätze und Gesinnungen zu verbreiten suchen. Man sollte an den Punkten gemeinschaftlich festhalten, in welchen man völlig übereinstimmend ist. Man sollte Ueberzeugungstreue an dem Andern ehren, wie man solche an sich selbst geehrt wünschen darf. Jede Partei sollte durch menschenfreundlichen Sinn und unzweideutige Thaten Gott verehrender Rechtschaffenheit, die das unverkennbare Gepräge der Jüngerschaft Jesu an sich trügen, der Religion, zu der er sich bekennt, Ehre machen und ihre besondere Vortrefflichkeit darzuthun sich bestreben. Die Weiseren und edler Gesinnten sollen die Schwächeren belehren, gewinnen und ihnen den schrecklichen Schaden leidenschaftlicher Gesinnungen klar zu machen suchen. Man sollte keine Gelegenheit vorbeilassen, einander Dienste zu leisten. Dieß vereinigt die Herzen und besiegt alle Vorurtheile.

Nachher empfing und machte ich noch verschiedene Besuche und vernahm, daß General Massena angekommen und beim Ochsen zu Mittag esse. — Ich eilte hin, um den, wie ich hoffte, glücklichen Augenblick mir nicht entwischen zu lassen. Lärmende Musik umgab die Tafel; doch ließ ich anfragen: „Ob und wann ich die Ehre haben könnte, ihm für einige Augenblicke meine Aufwartung machen zu können?“ Die Antwort war: „Er wolle sogleich aufstehen und mir in einem Nebenzimmer Audienz geben“, was auch geschah. „Mein Herr General“, sagte ich, „ich komme in dreifacher Absicht zu Ihnen. Für's Erste wandelt mich die ganz natürliche Lust an, einen so berühmten General und einen so tapfern und siegreichen Helden persönlich kennen zu lernen; sodann komme ich, Ihnen von Herzen zu danken für die Schonung und Güte, die Sie meiner Vaterstadt bewiesen; und drittens in einer eigenen persönlichen Angelegenheit: daß Sie die Güte haben möchten, mir, wo möglich, einen Paß nach Zürich, wo meine Haus- und Gemeindsgenossen sehnlich meiner harren, zu verschaffen.“

Er antwortete mit aller Höflichkeit eines Franzosen und mit aller Festigkeit eines Generals: „Bürger Pfarrer Lavater, Sie sind sehr honett; es freut mich, Ihre Bekanntschaft zu machen. Für Ihre Vaterstadt that ich, was ich in der unglücklichen Kriegszeit thun konnte; ich hätte gern mehr gethan, wenn ich gekonnt hätte. Was aber dann den Paß für Sie betrifft, so ist es mir unmöglich, Ihnen zu entsprechen; ich würde gegen alle Kriegsregeln handeln, wenn ich Ihnen denselben gestatten würde. Sie begreifen leicht, daß ich sogleich von einer Menge, die das Gleiche von mir zu fordern das Recht zu haben glauben würden, umringt würde." — „Ich begreife es", fiel ich ihm ins Wort, „mein Herr General, und will also nicht mehr davon sprechen; aber noch um eine für mich sehr große, sehr wichtige, Ihnen sehr leichte Gefälligkeit möchte ich Sie bitten. Meine Frau und die Meinigen wissen noch nicht, daß ich freigesprochen bin und daß ich mich in Knonau aufhalte, und ich wünschte sehr, es sie so bald und so sicher als möglich wissen zu lassen. Wollten Sie wohl die Gewogenheit haben, mir zu erlauben, daß ich einen offenen französischen Brief an meine Frau, durch einen Parlamentair, unter gehöriger Aufsicht und Ordre, abgehen lassen dürfte?" — Er willigte sogleich ein. „Reden Sie deßwegen nur mit dem General Chabran, den ich diesen Augenblick preveniren werde." Ich verabschiedete mich dankbar und war zufrieden, daß mein Besuch nicht ganz fruchtlos gewesen war.

Nun doch auch eine kurze Reflexion über das Aeußere, Persönliche dieses vom Schicksale so ausgezeichneten Mannes. Ich hatte eine viel frappantere Physiognomie erwartet. Seine Figur ist von mittlerer Größe, sein Angesicht sehr regelmäßig, und das Ganze zeigt den entschlossenen Soldaten, den seiner Sache gewissen, festen Mann. Aber weder die Stirne, noch die Augen, noch die Augenbrauen schienen mir das zu zeigen, was seine Thaten unwidersprechlich zu beweisen scheinen. Der Mann muß sehr an sich selbst gearbeitet und

Alles, was er nun ist, aus sich herausgezogen und in sich hineingebracht haben. Mithin hat er ein großes Verdienst um sich selbst.

Sie können denken, lieber Freund! wie ich nach Hause eilte, um an meine Frau, gewiß den ersten französischen Brief zu schreiben und ihr von Allem, was sie interessiren und alle französischen und kaiserlichen Zensuren passiren konnte, Nachricht zu geben.

Mit diesem offenen Briefe eilte ich dann zu dem General Chabran, der mich auf die allerhöflichste Weise empfing, und versprach, meinen Brief ehestens zu befördern, und wenn eine Antwort folge, mir solche ohne Versäumniß zukommen zu lassen. Er ließ es sich nicht abbitten, mich unter die Hausthüre zu begleiten und sich dort noch mit mir und meinem Neffen Fäsi, der mich abzuholen gekommen war, zu unterhalten. Man sah es ihm an, daß es ihm eine Freude war, mir diese Gefälligkeit zu erweisen. „Ich bin", sagte er unter Anderm, „kein Gelehrter und kann Sie also als Gelehrter (homme de lettres oder savant) nicht schätzen; aber ich wünsche doch sehr, Ihnen, als einem ehrlichen Manne, einige Zeichen meiner Achtung geben zu können."

Ich verließ Zug, und unfern von der Stadt sprengte mir ein französischer Reiter nach, hielt bei mir still und fragte: „Ob ich nicht Lavater sei?" Sobald ich es bejahte, bezeugte er große Freude, es inne geworden zu sein, daß ich in dieser Gegend sei; er habe einen Brief von Zürich an mich, den er mir in Basel, wo er mich nicht mehr getroffen, hätte geben sollen; er war vom 11. Junius, von meinem Tochtermann Geßner und brachte mir gute Nachrichten von Hause.

Unter angenehmen Gesprächen kam ich mit meinem lieben Reisegefährten Fäsi glücklich nach Knonau, nachdem wir vorher in Steinhausen bei einem Seiler geruht und die Frage ein wenig untersucht hatten: „Was hat die mit uns verbündete große Nation Helvetien Gutes gebracht? Oder was hat sie von uns bezogen, was uns genommen und für immer entzogen?"

Es thut mir leid, Lieber! daß ich Ihnen nichts Wichtigeres in

diesem Briefe zu melden hatte. Doch Ihre Güte nimmt mit dem Wenigsten vorlieb.

Erlenbach, den 20. VIII. 1800.

L.

Sechsunddreißigster Brief.

Fernerer Aufenthalt in Knonau. Unterhaltungen und Beschäftigungen daselbst.

Nur mit Wenigem melde ich Ihnen noch, lieber Freund! — um Ihnen meine Deportationsgeschichte so vollständig wie möglich zu geben — von meinem ferneren Aufenthalte in Knonau, ohne je eine Möglichkeit des Hinüberkommens zu den Meinigen vorzusehen.

Der für mich angenehmste Zufall war wohl der, daß die deportirten Zürcher, Alt-Seckelmeister Hirzel und Alt-Rathsherr Pestalutz, welche ihre Dimission als Geißeln vom Direktorium, ohne Angebung einigen Grundes, mit Einem Mal in Basel erhalten hatten, nach Knonau verschlagen wurden. Sie kamen von Basel auf Bremgarten, hielten sich da einige Tage still und, wie sie glaubten, unbemerkt auf. Man machte indeß den General Massena auf diese zürcherischen „Aristokraten" aufmerksam, und sie erhielten den befehlähnlichen Wink, „sich sogleich fünfzehn Stunden weit von der fränkischen Linie zu entfernen." — So befremdend und ungerecht dieß war, so hielten sie es doch für rathsam, sich von Bremgarten und aus den Augen der Böswilligen zu entfernen. Sie kamen auf Knonau, ein paar Stunden von Bremgarten. Ich rieth ihnen, wenigstens noch ein paar Tage hier zu bleiben, zumal ich nicht ganz gesund war und mich bald nachher eine peinliche Beschwerde befiel, in welcher sie mir gute Dienste leisten könnten und wirklich leisteten. Sie könnten immer mit Wahrheit sagen: „sie haben ihres kranken Freundes gepflegt und nur auf seine Genesung gewartet."

Sie nahmen den Rath an, und blieben im Wirthshause und

harrten mit mir irgend einer unerwartet sich öffnenden Gelegenheit, mit Glück und ohne Gefahr nach Hause durchkommen zu können. Indeß mußten wir alle Wege, die uns zu diesem Zwecke vorgeschlagen wurden, verwerfen, und uns täglich wieder in gottvertrauender Geduld fassen.

Wir lebten das glücklichste Leben, das man sich denken kann, mit einander, lasen oft zusammen, und es waren wenig philosophische und religiöse Materien, die unberührt von uns blieben. Keine Minute ging verloren. Es war uns wie ein lieblicher Traum, uns an einem lieblich fruchtbaren Orte zusammen zu finden. Freilich der Anblick der drückenden Kriegslasten und die unabsehliche Getrenntheit von den Unseren, auch, wie gesagt, zwischenein heiße körperliche Leiden, verdunkelten uns manchen heilen Moment. Würde ich mich noch klar genug unserer wichtigsten Gespräche erinnern, wie gerne würde ich Ihnen den Inhalt der interessantesten mittheilen! — Unter manchem Andern sprachen wir (es wird nicht ganz vergeblich sein, einige Punkte anzuführen) von der seltenen Benutzung dessen, was selten geschieht, und dessen Benutzung doch von den wichtigsten Folgen ist. Von der kaum erträglichen Unruhe eines vom Schicksal herumgeworfenen Menschen, der an keine allgemeine und spezielle göttliche Vorsehung glaubt. Von der unerschütterlichen Ruhe dessen, dem eine solche Vorsehung wie sein eigenes Leben gewiß ist, dem Vorsehung und Dasein eins ist. Von der Vergeblichkeit aller menschlichen Bemühungen gegen die Allgewalt des Schicksals, des Verhängnisses, oder dessen, was nach dem Drange der Umstände geschehen muß; von der Wichtigkeit frühzeitiger Anerkennung dessen, was unwidertreiblich geschehen muß, und der Weisheit möglichst williger Nachbequemung. Von der Besiegbarkeit natürlicher Furcht durch klare Ansicht seiner Pflicht und gewissenhafte Verehrung der Umstände, als eines heiligen Verhängnisses. Von den unausweichlichen Revolutionen, welche der Religion und dem Christenthum gewiß bevorstehen und nahe bevorzustehen scheinen. Von den zahllosen öffentlichen und

geheimen Machinationen und Betriebsamkeiten in der sogenannten gelehrten deutschen Welt, die zu diesem Zwecke mit einer planmäßig scheinenden Ununterbrochenheit gemacht werden. Von der ungeheuern Intoleranz der sogenannten Neologen gegen die, welche am alten evangelischen Christenthum festhalten, und Muth genug, auch wohl einiges Talent haben, sich über Alles wegzusetzen und das alte Heiligthum, nicht ohne allen Erfolg, zu vertheidigen. Von der Falschheit, Zweiherzigkeit, Verrätherei, die sich so viele deistische Theologen zu Schulden kommen lassen. Ich erzählte Beispiele — sie mögen unglaublich scheinen, aber sie sind wahr — von Briefen, die ich erhalten, die mich zum Illuminatismus einluden, und mich mein Christenthum an eine freiere Religion, deren Emporkommen doch nicht mehr zu verhindern sei, zu vertauschen aufforderten, und deren Verfasser nach meinem Abschlage meine ärgsten Feinde und Pasquillanten wurden; — erzählte von Männern, die mit mir sprachen, und mich mit Redlichkeit, wie ich glaube, zu bereden suchten, „meine Talente für etwas Besseres, als das verschrieene Christenthum zu verwenden.“ Von Predigern, die fortfuhren, alle Sonntage zu predigen und mir förmlich und positiv um deßwillen allein alle Freundschaft aufsagten, „weil ich die Schwärmerei nicht lassen könne, an Christus zu glauben und immerfort nur ihn voranzustellen.“ Von Theologen, die mir bei einer bevorstehenden Predigt förmlich schriftlich drohten: wenn ich wieder so ein Wesen mache von Christus, wie in dieser und jener Predigt, so werde ich gerechter satyrischer Züchtigung heimfallen. Von der Leichtigkeit, Autor-Beifall zu erhalten, wenn man nach einem gewissen Rezepte, dessen Befolgung nicht viel Genie erfordere, schreibe. Von dem bittern Hasse derer, die einst redlich und liebevoll an Christus glaubten, und dann dem Zeitgeiste fröhnten und nicht stark genug waren, um Christi willen Schmach zu leiden, und sich geflissentlich von ihren ehemaligen Mitanbetern Christi trennten, lossagten und nicht mehr von ihnen genannt sein wollten; von ihrem Hasse, sage ich, gegen

Christus und die, welche Gründe genug zu haben glaubten, unüberwindlich an dem Evangelium, als an der göttlichsten Lehre, die je der sterblichen und sündigen Menschheit gegeben werden kann, festzuhalten.

Sprachen von den unwirksamen Gottesbeweisen, welche die neue Philosophie aufstellt; von der Unanwendbarkeit so mancher ihrer Behauptungen und Grundsätze auf jeden täglich vorkommenden Fall; von der Wirksamkeit hingegen der populären Beweise, welche seit Jahrhunderten die Masse des Menschengeschlechtes geleitet und beruhigt hatten. Von der Gefährlichkeit der Schriften, welche klar einleuchtende, allgemein verständliche und anwendbare Gottesbeweise vernichtigen und lächerlich machen und dagegen künstliche und unanwendbare, uneinleuchtende aufstellen. Von den Dingen, die gewiß sind wie das Gewisseste, von denen sich nie ein Beweis geben läßt, für welche nur ein Schiefkopf Beweise zu geben sich anmaßen, oder Beweise verlangen kann, und für welche die spekulative Philosophie doch Beweise fordert und aufstellen will. Von dem Gewissesten, Geheimnißvollsten, Unbeweisbarsten, unserm Dasein und unserer Kraft, über unser Dasein nachzudenken.

Bisweilen durchgingen wir die Reihe deutscher Gelehrter, Dichter, Philosophen, Redner, und wechselten unsere Gedanken über den Fortschritt, Stillstand, vielleicht auch Rückgang im Einen und Andern. Jeder, der sein Zeitalter erhebt und gleichsam mit einem Mal um ein Jahrhundert vorwärts rückt, hat große Verdienste, wenn auch gleich Mißverständnisse und Mißbräuche von seiner genialischen Wirksamkeit unabtrennlich sind. Welchen Schwung gab Klopstock seinem Jahrhunderte durch die neue erhabene Dichtungsart, die er aufstellte! Welche zahllose Dichtungskräfte erregte er! Welche Würde gab er dem poetischen Geschmacke! Welchen Schwung gibt Kant dem philosophischen Geiste, wenn auch gleich die ruhig prüfende Weisheit über die Unverständlichkeit, oder Unverdaulichkeit, oder Unanwendbarkeit, oder Gefährlichkeit mancher Grundsätze bittere, nicht unedle

Thränen vergießen möchte. So mag wohl auch die gegenwärtige politische Revolution anzusehen sein, die ich übrigens mit denen in der literarischen Welt nicht vermengt wissen möchte. Ihr Schaden ist unmittelbar so groß, so drückend, so mannigfaltig peinigend und unabsehlich, daß es nur dem reifen Nachdenken und der ruhigsten Vernunft möglich ist, diesen gleichsam aus dem Auge zu verlieren, um dem Guten, was sie wirkt und wirken wird, einige Gerechtigkeit widerfahren zu lassen. Die guten Erfolge derselben werden und müssen zahllos und überschwenglich sein; Menschen werden sie nie, Gott wird sie immer wollen und durchsetzen, diese guten Erfolge. Menschen, die die Revolution gewaltsam erregten, werden sie nie, Gott wird sie immer hinlänglich rechtfertigen können. Sie hat den menschlichen Gedankenkreis unendlich erweitert, hat eine Menge, durch sanfte Belehrung unbesiegbare Vorurtheile so bekämpft, daß sie nie wieder so allgemein herrschend werden können, als sie es waren. Sie hat ein zahlloses Heer menschlicher Kräfte, die schlummerten, aufgeweckt, oder die gebunden waren, gelöst und sie in eine bewundernswürdige Thätigkeit gesetzt, die durch Zeit und Umstände schon von ihrer Raschheit und ihrer empörenden und zerstörenden Wildheit nachlassen und zu einer wohlthätigen Nüchternheit herabsinken werden.

Von solchen und hundert andern Dingen dieser Art unterhielten wir uns in freundschaftlicher Unbefangenheit und lebten so in möglichster Stille und Einfalt die glücklichsten Tage.

Einen für mich wenigstens wichtigen Umstand, der unter die Aufschrift Knonau gehört, kann ich nicht mit Stillschweigen übergehen.

Der dortige Herr Pfarrer Holzhalb, dessen Predigten wir besuchten, ward einmal auf der Kanzel von einer Art Schlag oder Lähmung überfallen. Er wiederholte stammelnd dasselbe Wort zehnmal, ohne vom Flecke kommen zu können. May führte ihn von der

Kanzel herab. Ich wollte ihn mit nach Hause begleiten. Ein vernünftiger Landmann, der ihn im Arme hielt, sagte unter der Thüre noch zu mir: „Lieber Pfarrer, wir wollen zu unserm Pfarrer schon Sorge tragen; gehen Sie doch, damit keine Verwirrung in der Kirche entstehe, zurück und beschließen den Gottesdienst.“ Ich fand dieß sehr vernünftig, eilte zurück, betrat in meinem grauen Kleide die Kanzel, setzte die Predigt von der Seligkeit des Gerechten, mit Anwendung auf den gegenwärtigen Vorfall, fort, ward mit Aufmerksamkeit und Rührung angehört und kündigte dann der Gemeinde an, daß ich von nun an Kinderlehre, Hausunterricht und alle Predigergeschäfte übernehmen wolle, welches ich auch, so lange ich in Knonau war, mit Freuden that. Es war für mich eine rechte Wohlthat, mich gewissermaßen wieder in meinen Beruf zurückgesetzt zu sehen.

Noch muß ich des guten Benehmens aller Bürger von Knonau gegen uns, die wir doch im übeln Gerüchte der Aristokraten waren, mit Ruhm und Dank gedenken. Nie wurde uns das Allergeringste in den Weg gelegt; nie nur ein höhnisches Gesicht gemacht. — Oft sagten wir: „Wenn Gott unser Leben erhält, so wünschen wir, alle Jahre ein Paar Tage, gleichsam zur Feier dieses lieblichen Aufenthaltes, hier in friedlicher Ruhe, ohne Heimweh nach den Unsrigen, zuzubringen.“

Es gefiel der heiligen Vorsehung nicht. Wir sind alle drei zerstreut um unserer Gesundheit willen. Ich komme nicht aus meinem Zimmer, kaum die Hälfte des Tages aus dem Bette, und muß jeden Gedanken an Aussichten dieser Welt unterdrücken. Auch Freund Pestalutz erholt sich eben von einer langsamen Krankheit. Dessen ungeachtet erinnern wir uns nie ohne Rührung unsers Beisammenseins in Knonau, und erst gestern sprach ich mich satt davon mit meiner Schwester und Nichte, die mich von dort aus zu besuchen kamen.

Erlenbach, den 26. VIII. 1800. L.

Nachschrift.

Noch verdient nachgeholt zu werden, daß wir durch öffentliche und geheime Wege an die Unsrigen schreiben und Nachrichten von ihnen erhalten konnten.

Siebenunddreißigster Brief.

Rückreise von Knonau auf Basel. Fehlgeschlagene Hoffnung. Zwei Schreiben an den Regierungsstatthalter und an die Gesetzgeber, die leider nicht abgingen.

Es war, lieber Freund! unser Verhängniß, Knonau zu verlassen und nach Basel zurückzukehren. Die Umstände waren so, daß wir mußten. Sonntags den 21. Juli kam ein Befehl von dem Regierungsstatthalter des Kantons Baden, dem Bürger Pfenninger, worin dem Agenten in Knonau gemeldet wurde: „daß er schon zehn Tage einen Befehl (von wem? stand nicht in seiner Gewaltsäußerung) habe, daß sich die Bürger Hirzel und Pestalutz von Knonau und aus dem Kanton Baden entfernen sollten. Er habe (aus Achtung? und) auf Zusehen hin die Vollziehung dieses Befehls aufgeschoben; nun, auf eingegangene Berichte, sehe er sich genöthigt, ihnen anzuzeigen, daß dieß innert 24 Stunden ohne anders geschehen solle."

Ich gestehe, daß mich lange nichts so sehr empörte, wie dieser neue Beweis willkürlichen Despotismus gegen die reinste Unschuld. Da war an keine Frage: „Warum? Was haben wir verschuldet? Wo ist unser Kläger?" zu gedenken. Eine Schlangenzunge legte ein Wort ins leichtoffene Ohr des Regierungsstatthalters: „Diese Männer sind leutselig, sind geliebt; sie erregen Mitleiden; ohne Zweifel suchen sie dem Landvolke die neue Ordnung der Dinge zu verleiden; ohne Zweifel gehen sie mit großen Entwürfen um!

Man muß sie entfernen.“ O Staatsklugheit, welche Träumerin, welche Schwärmerin bist du!

Sogleich war des Statthalters Eifer in Flammen (denn es geht die Rede, daß die Revolutionärs äußerst inflammabel seien, das heißt auf deutsch: entflammbar, feuerfangend, schnell auffackelnd), die Wachsamkeit und Klugheit desselben sollten dem Direktorium neu auffallend und er den Aristokraten furchtbar werden.

Kaum hatten wir eine halbe Minute Zeit, uns über diesen schönen Akt der Menschenrechte-Verehrung zu ärgern, wiewohl die beiden Freunde (sie allein waren in dem Befehle genannt, meiner ward nicht gedacht) viel ruhiger waren, als ich, so kam ein Expresser von Bremgarten mit Briefen aus Basel, welche uns dringend aufforderten: „Sogleich dorthin zu kommen; Alles sei bereit und im Reinen, uns einen sichern Uebergang zu verschaffen; wir sollen ja eilen und nicht säumen. Es sei Alles zwischen fränkischen und kaiserlichen Generalen unter der Hand verabredet worden.“

Wie willkommen uns in diesem Momente diese Nachricht war, die das vollkommenste Gepräge der Zuverlässigkeit hatte, das, lieber Freund! können Sie sich vorstellen. Alle Anstalten zur Abreise wurden gemacht, das erste offene Berneerwägelein bestellt und Montags den 22. Heumonat die traumhafte Rückreise nach Basel bei schöner Witterung angetreten; Maschwanden und Ottenbach, zum Erstaunen der lieben Herren Pfarrer, die wir einen Augenblick sahen, ohne ihnen etwas Umständliches sagen zu können, durchgefahren und nach 10 Uhr in Bremgarten angelangt, wo wir von dem damaligen Distrikts-Präsidenten Weißenbach, einem sehr verständigen und hospitalen Manne, mit unverkennbarer Liebe aufgenommen, bewirthet und aufs Angenehmste von ihm und seiner schönen und wohlgebildeten Familie unterhalten wurden.

Um 2 Uhr fuhren wir weiter durch schöne Wege, ährenvolle Fruchtfelder (die Ernte begann eben). Um 6 Uhr langten wir so vergnügt, so hoffnungsvoll wie möglich in Aarau an, setzten Dien-

ſtags Morgen unſere Luſt- und Hoffnungsreiſe fort, ruhten ein Paar Momente in Olten, aßen in Siſſach zu Mittag und ſchickten Jemand nach Baſel an einen der deportirten Mitbürger ab, Wagen und Alles in Bereitſchaft zu halten, um ſogleich unſerm Ziele näher zu kommen!!! Nach dem Eſſen beſuchten wir das Pfarrhaus Huber, das uns mit Liebe aufnahm, nach einer halben Stunde, die nicht unlieblich hinfloß, uns bald wieder einſetzten und über Manches, unter Anderm über Bürger Ochs und ſein Schickſal (er ward in dieſer Zeit ſo viel als vom Direktorium entſetzt), über Geiſtesſchwäche der Starkgenannten, Männerpflicht, die Proceßſucht der Bündner und von dem Bürger ci-devant Pfarrer Banſi, nun, wie man ſagt, Untergeordnetem eines fränkiſchen Spionen-Comité, ſeiner ſonderbaren Lage und Gemüthsverfaſſung, und noch manche Gegenſtände, die Zeit und Umſtände uns darboten, und zwiſchenein vom Nichtdenkendürfen an die Freude der Unſrigen und unſere Freude beim Wiederſehen derſelben, aufs Allervertraulichſte ſprachen.

Wie uns war, lieber Freund! als wir nach Baſel kamen, beim wilden Mann, wo unſere guten deportirten Mitbürger logirten, abſtiegen und ſie in Anſehung aller unſerer ſchönen Hoffnungsgründe vollkommen unwiſſend fanden, von keiner Anſtalt, uns weiter fortzuhelfen, von keiner Uebereinkunft zwiſchen kaiſerlichen und franzöſiſchen Generalen, kurz um nichts von Allem dem wußten, was uns durch Expreſſe auf das Allerzuverläſſigſte zugeſichert worden war: urtheilen Sie, ſage ich, lieber Freund! wie uns zu Muthe ward, als wir noch denſelben Abend des überdienſtfertigen Freundes anſichtig wurden, der uns auf Baſel zurückbeſchied und in der Fülle ſeiner gutmüthigen Unüberlegſamkeit die ganze Sache für unbedeutend anzuſehen ſchien und uns mit dem kalten Tone ruhigſter Unbetroffenheit verſicherte: „Nur Geduld! das Alles wird ſich ſchon geben; freilich hat ſich die Sache, gewiſſer Umſtände wegen, für einmal in etwas zerſchlagen. Ich zweifle aber im Geringſten nicht, daß ſie ſich bäldeſt ins Reine bringen wird.“

Wer konnte zürnen? wer nur Vorwürfe machen? wer nur die natürlichſten Inquiſitionsfragen thun? Was anders, als ſtumme Ergebung, Ruhe, Glauben an Alles lenkende Providenz, die uns einmal durchaus wieder in Baſel haben wollte, war das Natürlichſte, wenigſtens das Weiſeſte?

Uebrigens wird es uns Niemand verargen, wenn Peſtalutz und ich, die in Einem Zimmer ſchliefen, über den Vorfall mancherlei Reflexionen machten, — unter andern auch über die Unzuverläſſigkeit der zuverläſſig ſcheinenden Dinge; über die Gabe, gewiſſermaßen zu ſehen, was nicht ſichtbar iſt, und für geſchehen zu halten, was nie geſchah, — für gewiß, wofür auch nicht ein Schein von Wahrſcheinlichkeit vorhanden war, — von den Selbſttäuſchungen freundſchaftlicher Gutherzigkeit, — von Vermiſchung oder vielmehr Verwechslung ſeiner Meinungen, Urtheile, Hoffnungen mit den handgreiflichſten Thatſachen, und ſo fort.

Ehe ich, Lieber! dieſen Brief ſchließe, kann ich mich nicht enthalten, etwas nachzuholen, was zur Geſchichte der drei letzten Tage gehört, und was ich lieber nachgeholt haben würde, wenn es nicht durch einen ſelbſtverſchuldeten Zufall vereitelt worden wäre.

Ich habe oben ſchon geſagt, daß der Befehl des Regierungsſtatthalters zu Ungunſten meiner beiden Freunde Hirzel und Peſtalutz, die wahrlich ſo unſchuldig waren, als man es ſein kann — ich wünſchte in allen Punkten meines Lebens ſo unſchuldig zu ſein — mein Inneres empörte; daß ich in dieſem neuen Akte des Despotismus einen ſolchen Hohn gegen alle Freiheit, Rechte, Geſetze, Konſtitution wahrnahm, der Alles beſorgen ließ.

Wagen wollte ich es alſo nochmals, mit den Geſetzgebern eine Lanze zu brechen, und dieſen und dem Bürger Pfenninger mein Herz (à la Lavater) zu leeren. Ich ſchrieb alſo Sonntags den 21. VII. an beide, legte die Originale in meines Neffen Fäſi Hände, und bat ihn, etwa zwei Tage nach unſerer Abreiſe dieſe Briefe an den

Regierungsstatthalter zu senden. Daß ich meinen Freunden kein Wort davon sagte, verstand sich. Unglücklicher Weise, da wir auf unserer Reise nach Basel in harmloser Vertraulichkeit auf diesen willkürlichen, Verhör ausweichenden Despotismus zu sprechen kamen, ließ ich Worte fallen, wie etwa: „Man könne zu solchen Dingen unmöglich schweigen; dieß hieße mit verhängtem Zügel der Tyrannei in die offenen Arme rennen. Ein ehrlicher Mann und Freund müsse auch ein Wort sagen, was der, den die Sache eigentlich angehe, nicht wohl sagen dürfe", und so weiter. Kurz, meine Freunde merkten, daß so etwas von meiner Seite im Thun sein möchte, und wandten alle ihre Klugheit und Beredsamkeit an, mich von einem Schritte abzuhalten, der für mich und sie so gefährlich werden könnte! „Wenn es aber, sagte ich, schon geschehen wäre?" — „Ob Gott will, nicht? Wenigstens kann es noch nicht abgegangen sein, bis wir außer dem Gebiete des Statthalters sind. Wir bitten, so hoch wir können, machen Sie Anstalt, daß nichts abgehe, wenn schon etwas geschrieben sein sollte. Wir können uns vorstellen, mit welcher Stärke so etwas geschrieben sein dürfte." Ich schwieg eine Weile, bedachte mich rechts und links, und endlich, ich weiß wahrlich jetzt noch nicht, ob ich nicht besser gethan hätte, meinem Pflichttriebe, als den dringenden Bitten meiner Freunde zu gehorchen; endlich erhob ich mich, um der Besorgnisse willen, daß ein etwas fulminantes Schreiben nachtheilige Folgen für sie haben dürfte, zu der positiven Antwort: „Der Brief ist noch nicht abgegangen. Meinem Vetter kann noch vorher geschrieben werden, die Schreiben zurückzubehalten, ungeachtet ich in demselben betheure, daß Ihr, meine Freunde (wie es auch war) nichts davon wisset." Und was ich versprach, geschah, und so kamen die Originale der beiden Schreiben, die nun folgen, wieder in meine Hände. Möge die Bekanntmachung derselben jede künftige Gesetzgebung vor solchen Unthaten des krassesten Despotismus verwahren und also die Publikation derselben nicht umsonst sein!

„An den Bürger Regierungsstatthalter Pfenninger in Baden.“

„Freiheit!“ „Gleichheit

„Wie kann ich es schreiben?“ „der Rechte schenke uns Gott!“

„Bürger Regierungsstatthalter!“

1) „Ich ersuche Sie, beiliegendes Schreiben so bald möglich an den Bürger Präsidenten der Gesetzgebung abzusenden.“

2) „Wer mag wohl — doch ich will es nicht wissen — das Ungeheuer sein, das die Bürger Hirzel und Pestalutz bei Ihnen so ehrlos verleumdet haben mag?“

3) „Die vortrefflichsten Männer, denen jeder Redliche nachtrauert, diese Muster der bescheidensten Weisheit und Rechtschaffenheit, verlassen morgen Knonau, — Sie können denken, mit welchen Empfindungen? und wandern in einen andern Kanton, wenn einer ist, der keine lichtscheuen Verkläger der reinsten Unschuld unter dem Namen von Patrioten nährt.“

4) „Lieber Pfenninger! Der Verfolgungen sollten einmal genug sein. Unschuldverbannungswerkzeug, Verleumdungsbehorcher und Despotensclave sollte kein Mann von Ehre und Gewissen sein.“

5) „Unsere Regierung und viele ihrer Agenten scheinen mir Tyrannenwege, Sclavenbahnen und Schlangenschleichpfade zu gehen, was mir leid thut. — Ich kann meine Freimüthigkeit nicht lassen; man deportire mich noch einmal. Terrorismus und Freiheit, das paßt zusammen wie Joabskuß und sein gezücktes Schwert.“

6) „Wo keine Unschuldssicherheit ist, darf man da, ich will nicht sagen von Freiheit, nur von Regierung und einem gesitteten Staate sprechen? Doch genug davon. Es ist doch Alles umsonst gesprochen.“

7) „Mit meiner Gesundheit geht es, Gottlob! doch erst zwei

Regierungsstatthalter zu senden. Daß ich meinen Freunden kein Wort davon sagte, verstand sich. Unglücklicher Weise, da wir auf unserer Reise nach Basel in harmloser Vertraulichkeit auf diesen willkürlichen, Verhör ausweichenden Despotismus zu sprechen kamen, ließ ich Worte fallen, wie etwa: „Man könne zu solchen Dingen unmöglich schweigen; dieß hieße mit verhängtem Zügel der Tyrannei in die offenen Arme rennen. Ein ehrlicher Mann und Freund müsse auch ein Wort sagen, was der, den die Sache eigentlich angehe, nicht wohl sagen dürfe", und so weiter. Kurz, meine Freunde merkten, daß so etwas von meiner Seite im Thun sein möchte, und wandten alle ihre Klugheit und Beredsamkeit an, mich von einem Schritte abzuhalten, der für mich und sie so gefährlich werden könnte! „Wenn es aber, sagte ich, schon geschehen wäre?" — „Ob Gott will, nicht? Wenigstens kann es noch nicht abgegangen sein, bis wir außer dem Gebiete des Statthalters sind. Wir bitten, so hoch wir können, machen Sie Anstalt, daß nichts abgehe, wenn schon etwas geschrieben sein sollte. Wir können uns vorstellen, mit welcher Stärke so etwas geschrieben sein dürfte." Ich schwieg eine Weile, bedachte mich rechts und links, und endlich, ich weiß wahrlich jetzt noch nicht, ob ich nicht besser gethan hätte, meinem Pflichttriebe, als den dringenden Bitten meiner Freunde zu gehorchen; endlich erhob ich mich, um der Besorgnisse willen, daß ein etwas fulminantes Schreiben nachtheilige Folgen für sie haben dürfte, zu der positiven Antwort: „Der Brief ist noch nicht abgegangen. Meinem Vetter kann noch vorher geschrieben werden, die Schreiben zurückzubehalten, ungeachtet ich in demselben betheure, daß Ihr, meine Freunde (wie es auch war) nichts davon wisset." Und was ich versprach, geschah, und so kamen die Originale der beiden Schreiben, die nun folgen, wieder in meine Hände. Möge die Bekanntmachung derselben jede künftige Gesetzgebung vor solchen Unthaten des krassesten Despotismus verwahren und also die Publikation derselben nicht umsonst sein!

„An den Bürger Regierungsstatthalter Pfenninger in Baden.“

„Freiheit!“ „Gleichheit

„Wie kann ich es schreiben?“ „der Rechte schenke uns Gott!“

„Bürger Regierungsstatthalter!“

1) „Ich ersuche Sie, beiliegendes Schreiben so bald möglich an den Bürger Präsidenten der Gesetzgebung abzusenden.“

2) „Wer mag wohl — doch ich will es nicht wissen — das Ungeheuer sein, das die Bürger Hirzel und Pestalutz bei Ihnen so ehrlos verleumdet haben mag?“

3) „Die vortrefflichsten Männer, denen jeder Redliche nachtrauert, diese Muster der bescheidensten Weisheit und Rechtschaffenheit, verlassen morgen Knonau, — Sie können denken, mit welchen Empfindungen? und wandern in einen andern Kanton, wenn einer ist, der keine lichtscheuen Verkläger der reinsten Unschuld unter dem Namen von Patrioten nährt.“

4) „Lieber Pfenninger! Der Verfolgungen sollten einmal genug sein. Unschuldverbannungswerkzeug, Verleumdungsbehorcher und Despotensclave sollte kein Mann von Ehre und Gewissen sein.“

5) „Unsere Regierung und viele ihrer Agenten scheinen mir Tyrannenwege, Sclavenbahnen und Schlangenschleichpfade zu gehen, was mir leid thut. — Ich kann meine Freimüthigkeit nicht lassen; man deportire mich noch einmal. Terrorismus und Freiheit, das paßt zusammen wie Joabskuß und sein gezücktes Schwert.“

6) „Wo keine Unschuldssicherheit ist, darf man da, ich will nicht sagen von Freiheit, nur von Regierung und einem gesitteten Staate sprechen? Doch genug davon. Es ist doch Alles umsonst gesprochen.“

7) „Mit meiner Gesundheit geht es, Gottlob! doch erst zwei

Tage, besser. Ich bin immer noch in Knonau. — Ihnen danke ich es, daß Sie mich zu den Meinigen hieher gebracht haben."

„Gruß und Achtung!

„Knonau, Sonntag Nachts den 21. VII. 1799.

Johann Kaspar Lavater,
Pfarrer."

„An die helvetische Gesetzgebung in Bern."

„Bürger Gesetzgeber!"

„So eben vernehme ich, daß ein Schreiben des Bürger Regierungsstatthalters von Baden, Johann Kaspar Pfenninger, an den Agenten des Distrikts Mettmenstätten nach Knonau angekommen, welches den beiden, von dem helvetischen Vollziehungsdirektorium vor mehrern Monaten widerrechtlich, konstitutionswidrig und despotisch Deportirten, vor einigen Wochen von demselben, durchaus willkürlich handelnden Direktorium freigesprochenen Bürgern von Zürich, Hirzel und Pestalutz, ohne einigen klaren Grund anzugeben, den Aufenthalt in dem Kanton Baden verbietet und ihnen unter strengen Drohungen befiehlt, sich innert 24 Stunden von Knonau zu entfernen, wo sie die Möglichkeit der Rückkehr zu ihren nach ihnen sich sehnenden Familien abzuwarten, sich nebst mir genöthigt sahen."

„Ich bezenge, Bürger Gesetzgeber! auf mein Gewissen und vor Gott, daß diese täglich und stündlich von mir gesehenen und begleiteten Männer, die nichts vor mir geheim hielten, sich so still wie möglich und ohne die geringste Verdachterregungsmöglichkeit betrugen, und auch nicht Einen Schatten von Anlaß gaben, daß sie etwas Widerpolitisches oder Unpolitisches mit irgend Jemand sprächen oder thäten."

„Ich frage Euch, Bürger Gesetzgeber! auf Euer Gewissen und ohne Furcht, — denn die vollkommene Freiheit, die nur Gesetz und Recht ehrt, treibt alle Furcht vor Menschen, besonders vor solchen,

die von nichts als Freiheit sprechen, aus ..... Ich frage Euch auf Euer Gewissen: Hat das souveräne Volk, dessen Kommittirte und Repräsentanten Ihr seid, das Euch, wenn ich nicht sehr irre, als Gewährsmänner der Konstitution, und nicht als willkürliche Beherrscher derselben, an den Ort Eurer Bestimmung sandte, hat das helvetische Volk Euch Vollmacht gegeben, das Direktorium zu solchen gewaltsamen, freiheitmordenden Maßregeln (wenn je solche noch, seit Ochs, der Unbürger, weg ist, von ihm, dem Direktorium, herrühren) begwältigt?"

„Ich weiß nichts davon; aber das weiß ich, Bürger Gesetzgeber! daß Jeder, dessen Gehirn nicht ein Schwamm, dessen Herz kein Stein, dessen Person kein Despotensclave ist, gedrungen sein muß, zu erkennen, zu fühlen und zu gestehen, daß diese Manier, zu handeln, dem krassesten Despotismus so ähnlich ist, als ein Ei dem andern; daß es eben so lächerlich als verächtlich ist, wenn man mit derselben gesetzlosen Willkürlichkeit heute unschuldige, rechtschaffene und verdienstvolle Männer deportirt, wohin man will, und morgen oder nach Monaten unverhört wieder frei spricht; daß es lächerlich und verächtlich gehandelt ist, wenn man heute mit der einen Hand wiederum raubt, was man gestern mit der andern gab, obgleich nicht der mindeste Berechtigungsscheingrund dazu vorhanden ist; daß es bejammernswürdig ist, wenn kein helvetischer Bürger weder durch seine bürgerliche noch moralische Unsträflichkeit keinen Augenblick vor Deportation oder Verbannung sicher sein kann; daß durch diese, einer durchaus tyrannischen Regierung höchst würdige Handlungsweise, alles Vertrauen auf Gerechtigkeit nothwendiger Weise erstickt und der Zweck aller Gesetzgebung und aller Staatsgesellschaft, die allgemeine Sicherheit der Unschuld, auf eine schlechterdings unverantwortliche Weise untergraben wird; daß das, was einem Paar durchaus rechtschaffener und untadelhafter helvetischer Bürger bei dieser herrschenden Gesetzlosigkeit gegen Unschuldige widerfährt, mit demselben

Rechte und Unrechte alle Augenblicke Hunderttausenden widerfahren kann. — So muß Jeder, der nicht allem Verstand entsagt hat, denken und sprechen; er muß fragen: Wann will denn endlich dieß schändliche Affenspiel mit Freiheit und allen Menschenrechten aufhören? Wann wird man die, welche als allein würdige Volksrepräsentanten gegen solche tolle Maßregeln pflichtmäßig und in dem Namen der Vernunft und des Vaterlandes sprechen wollen, nicht mehr zu einem ärgerlichen Stillschweigen zwingen, und das, was öffentlich ins Reine gebracht werden soll, durch geheime Sitzungen nicht mehr zu unterdrücken suchen?"

„Willig und ohne Widerrede gehorchen zwar die oben benannten Bürger dem ihnen eröffneten schändlichen Befehl, und suchen einen Ort der Sicherheit, wo keine licht- und verhörscheue Verleumdungssucht verfolgungsgierige Hände wider sie in Bewegung setzen kann. Doch, wo werden sie diese innert den Grenzen Helvetiens, unter einer solchen gesetzwidrigen Direktorialgewalt finden?"

„Ich darf heiliglich versichern, daß diese meine verehrungswürdigen Freunde von diesem meinem Schreiben nicht das Mindeste wissen. Traurig genug, daß man so etwas, aus Furcht vor neuen Verfolgungen, ihnen geheim halten und einer menschlichen Regierung so etwas versichern muß. Sie würden es mir, nicht nur in der Besorgniß, daß Alles umsonst sei, was Vernunft und Menschlichkeit, Recht und Freiheitsliebe sprechen, gewiß mißrathen, sondern auch noch gefürchtet haben, daß ich mir dadurch neue Verfolgungen zuziehen würde."

„Geschehe, was geschehen will! Das Maß der Ungerechtigkeit auf der Einen und der Geduld auf der andern Seite muß voll werden. Beim allwissenden Gott, Bürger Repräsentanten! beides ist bald, bald zum Ueberlaufen voll."

„Ich habe mein Herz geleert, meinem Gewissen genug gethan und eine heilige Pflicht erfüllt, indem ich, als helvetischer Bürger

(nicht so fast um dieser Männer willen, die allenthalben, wo sie hinkommen und gekannt werden, von allen unverruchten Menschen mit Achtung und Liebe, die ihrer Weisheit, Rechtschaffenheit und Bescheidenheit gebührt, werden aufgenommen und nur von den verworfensten Seelen als Ruhestörer beweislos verleumdet werden können), um der allgemeinen Sicherheit willen, gegen dieß wahrhaft barbarische Benehmen der schamlosesten Freiheitsheuchelei protestirt, die hochwichtige Sache der Unschulds-Inviolabilität in Ihren Schooß gelegt und dadurch vielleicht der Grund zu einer dringenden Bestimmung der Rechte der höchsten Gewalt gegen Unschuldige und Unverhörte, und zu einer endlichen Befreiung aller, nach einer höhern Politik, die aus dem Abgrunde stammt, bevortirten Helvetier, eine Veranlassung zu sein."

Wahrlich, helvetische Gesetzgeber! Ihr habt keine Zeit zu verlieren, diese und zwanzig Ungerechtigkeiten dieser Art, deren sich jede vorige Regierung, die zürcherische gewiß, geschämt haben würde, aufzugeben und zu vergüten, wenn kein Gewissen und kein Gott über Euch richten würde, und wer wird Einem von diesen beiden entrinnen können? .... Die Welt und Nachwelt werden über Euch richten, wenn Ihr die Unschuld nicht sicher stellt; um Sicherstellung der Unschuld, und um anders nichts, ist mir zu thun. — Und warum anders soll Euch zu thun sein? Wofür sitzt Ihr denn da, wenn dafür nicht? Kann ein Volk je unsinnig und sclavisch genug sein, seine Repräsentanten zu bevollmächtigen: „Machet mit uns, was Ihr wollet! Machet uns und Euch zu Sclaven und Nachäffern anderer Nationen, auf denen die Verwünschungen aller Welt ruhen! Hebt, wen Ihr wollt, wann Ihr wollt, wie Ihr wollt, Unschuldige auf! Trennet sie von den Ihrigen! Deportirt sie, wohin Ihr wollt! Verbannt, ohne Verhör aufzunehmen, ohne Jemandem verantwortlich zu sein, wen Ihr wollt; aber vergesset nicht, unaufhör-

Rechte und Unrechte alle Augenblicke Hunderttausenden widerfahren kann. — So muß Jeder, der nicht allem Verstand entsagt hat, denken und sprechen; er muß fragen: Wann will denn endlich dieß schändliche Affenspiel mit Freiheit und allen Menschenrechten aufhören? Wann wird man die, welche als allein würdige Volksrepräsentanten gegen solche tolle Maßregeln pflichtmäßig und in dem Namen der Vernunft und des Vaterlandes sprechen wollen, nicht mehr zu einem ärgerlichen Stillschweigen zwingen, und das, was öffentlich ins Reine gebracht werden soll, durch geheime Sitzungen nicht mehr zu unterdrücken suchen?"

„Willig und ohne Widerrede gehorchen zwar die oben benannten Bürger dem ihnen eröffneten schändlichen Befehl, und suchen einen Ort der Sicherheit, wo keine licht- und verhörscheue Verleumdungssucht verfolgungsgierige Hände wider sie in Bewegung setzen kann. Doch, wo werden sie diese innert den Grenzen Helvetiens, unter einer solchen gesetzwidrigen Direktorialgewalt finden?"

„Ich darf heiliglich versichern, daß diese meine verehrungswürdigen Freunde von diesem meinem Schreiben nicht das Mindeste wissen. Traurig genug, daß man so etwas, aus Furcht vor neuen Verfolgungen, ihnen geheim halten und einer menschlichen Regierung so etwas versichern muß. Sie würden es mir, nicht nur in der Besorgniß, daß Alles umsonst sei, was Vernunft und Menschlichkeit, Recht und Freiheitsliebe sprechen, gewiß mißrathen, sondern auch noch gefürchtet haben, daß ich mir dadurch neue Verfolgungen zuziehen würde."

„Geschehe, was geschehen will! Das Maß der Ungerechtigkeit auf der Einen und der Geduld auf der andern Seite muß voll werden. Beim allwissenden Gott, Bürger Repräsentanten! beides ist bald, bald zum Ueberlaufen voll."

„Ich habe mein Herz geleert, meinem Gewissen genug gethan und meine heilige Pflicht erfüllt, indem ich, als helvetischer Bürger

(nicht so fast um dieser Männer willen, die allenthalben, wo sie hinkommen und gekannt werden, von allen unverruchten Menschen mit Achtung und Liebe, die ihrer Weisheit, Rechtschaffenheit und Bescheidenheit gebührt, werden aufgenommen und nur von den verworfensten Seelen als Ruhestörer beweislos verleumdet werden können), um der allgemeinen Sicherheit willen, gegen dieß wahrhaft barbarische Benehmen der schamlosesten Freiheitsheuchelei protestirt, die hochwichtige Sache der Unschulds-Inviolabilität in Ihren Schooß gelegt und dadurch vielleicht der Grund zu einer dringenden Bestimmung der Rechte der höchsten Gewalt gegen Unschuldige und Unverhörte, und zu einer endlichen Befreiung aller, nach einer höhern Politik, die aus dem Abgrunde stammt, deportirten Helvetier, eine Veranlassung zu sein."

Wahrlich, helvetische Gesetzgeber! Ihr habt keine Zeit zu verlieren, diese und zwanzig Ungerechtigkeiten dieser Art, deren sich jede vorige Regierung, die zürcherische gewiß, geschämt haben würde, aufzugeben und zu vergüten, wenn kein Gewissen und kein Gott über Euch richten würde, und wer wird Einem von diesen beiden entrinnen können? . . . . Die Welt und Nachwelt werden über Euch richten, wenn Ihr die Unschuld nicht sicher stellt; um Sicherstellung der Unschuld, und um anders nichts, ist mir zu thun. — Und warum anders soll Euch zu thun sein? Wofür sitzt Ihr denn da, wenn dafür nicht? Kann ein Volk je unsinnig und sclavisch genug sein, seine Repräsentanten zu bevollmächtigen: „Machet mit uns, was Ihr wollet! Machet uns und Euch zu Sclaven und Nachäffern anderer Nationen, auf denen die Verwünschungen aller Welt ruhen! Hebt, wen Ihr wollt, wann Ihr wollt, wie Ihr wollt, Unschuldige auf! Trennet sie von den Ihrigen! Deportirt sie, wohin Ihr wollt! Verbannt, ohne Verhör aufzunehmen, ohne Jemandem verantwortlich zu sein, wen Ihr wollt; aber vergesset nicht, unaufhör-

Thränen vergießen möchte. So mag wohl auch die gegenwärtige politische Revolution anzusehen sein, die ich übrigens mit denen in der literarischen Welt nicht vermengt wissen möchte. Ihr Schaden ist unmittelbar so groß, so drückend, so mannigfaltig peinigend und unabsehlich, daß es nur dem reifen Nachdenken und der ruhigsten Vernunft möglich ist, diesen gleichsam aus dem Auge zu verlieren, um dem Guten, was sie wirkt und wirken wird, einige Gerechtigkeit widerfahren zu lassen. Die guten Erfolge derselben werden und müssen zahllos und überschwenglich sein; Menschen werden sie nie, Gott wird sie immer wollen und durchsetzen, diese guten Erfolge. Menschen, die die Revolution gewaltsam erregten, werden sie nie, Gott wird sie immer hinlänglich rechtfertigen können. Sie hat den menschlichen Gedankenkreis unendlich erweitert, hat eine Menge, durch sanfte Belehrung unbesiegbare Vorurtheile so bekämpft, daß sie nie wieder so allgemein herrschend werden können, als sie es waren. Sie hat ein zahlloses Heer menschlicher Kräfte, die schlummerten, aufgeweckt, oder die gebunden waren, gelöst und sie in eine bewundernswürdige Thätigkeit gesetzt, die durch Zeit und Umstände schon von ihrer Raschheit und ihrer empörenden und zerstörenden Wildheit nachlassen und zu einer wohlthätigen Nüchternheit herabsinken werden.

Von solchen und hundert andern Dingen dieser Art unterhielten wir uns in freundschaftlicher Unbefangenheit und lebten so in möglichster Stille und Einfalt die glücklichsten Tage.

Einen für mich wenigstens wichtigen Umstand, der unter die Aufschrift Knonau gehört, kann ich nicht mit Stillschweigen übergehen.

Der dortige Herr Pfarrer Holzhalb, dessen Predigten wir besuchten, ward einmal auf der Kanzel von einer Art Schlag oder Lähmung überfallen. Er wiederholte stammelnd dasselbe Wort zehnmal, ohne vom Flecke kommen zu können. Man führte ihn von der

Kanzel herab. Ich wollte ihn mit nach Hause begleiten. Ein vernünftiger Landmann, der ihn im Arme hielt, sagte unter der Thüre noch zu mir: „Lieber Pfarrer, wir wollen zu unserm Pfarrer schon Sorge tragen; gehen Sie doch, damit keine Verwirrung in der Kirche entstehe, zurück und beschließen den Gottesdienst.“ Ich fand dieß sehr vernünftig, eilte zurück, betrat in meinem grauen Kleide die Kanzel, setzte die Predigt von der Seligkeit des Gerechten, mit Anwendung auf den gegenwärtigen Vorfall, fort, ward mit Aufmerksamkeit und Rührung angehört und kündigte dann der Gemeinde an, daß ich von nun an Kinderlehre, Hausunterricht und alle Predigergeschäfte übernehmen wolle, welches ich auch, so lange ich in Knonau war, mit Freuden that. Es war für mich eine rechte Wohlthat, mich gewissermaßen wieder in meinen Beruf zurückgesetzt zu sehen.

Noch muß ich des guten Benehmens aller Bürger von Knonau gegen uns, die wir doch im übeln Gerüchte der Aristokraten waren, mit Ruhm und Dank gedenken. Nie wurde uns das Allergeringste in den Weg gelegt; nie nur ein höhnisches Gesicht gemacht. — Oft sagten wir: „Wenn Gott unser Leben erhält, so wünschen wir, alle Jahre ein Paar Tage, gleichsam zur Feier dieses lieblichen Aufenthaltes, hier in friedlicher Ruhe, ohne Heimweh nach den Unsrigen, zuzubringen.“

Es gefiel der heiligen Vorsehung nicht. Wir sind alle drei zerstreut um unserer Gesundheit willen. Ich komme nicht aus meinem Zimmer, kaum die Hälfte des Tages aus dem Bette, und muß jeden Gedanken an Aussichten dieser Welt unterdrücken. Auch Freund Pestalutz erholt sich eben von einer langsamen Krankheit. Dessen ungeachtet erinnern wir uns nie ohne Rührung unsers Beisammenseins in Knonau, und erst gestern sprach ich mich satt davon mit meiner Schwester und Nichte, die mich von dort aus zu besuchen kamen.

Erlenbach, den 26. VIII. 1800. L.

Nachschrift.

Noch verdient nachgeholt zu werden, daß wir durch öffentliche und geheime Wege an die Unsrigen schreiben und Nachrichten von ihnen erhalten konnten.

Siebenunddreißigster Brief.

Rückreise von Knonau auf Basel. Fehlgeschlagene Hoffnung. Zwei Schreiben an den Regierungsstatthalter und an die Gesetzgeber, die leider nicht abgingen.

Es war, lieber Freund! unser Verhängniß, Knonau zu verlassen und nach Basel zurückzukehren. Die Umstände waren so, daß wir mußten. Sonntags den 21. Juli kam ein Befehl von dem Regierungsstatthalter des Kantons Baden, dem Bürger Pfenninger, worin dem Agenten in Knonau gemeldet wurde: „daß er schon zehn Tage einen Befehl (von wem? stand nicht in seiner Gewaltsäußerung) habe, daß sich die Bürger Hirzel und Pestalutz von Knonau und aus dem Kanton Baden entfernen sollten. Er habe (aus Achtung? und) auf Zusehen hin die Vollziehung dieses Befehls aufgeschoben; nun, auf eingegangene Berichte, sehe er sich genöthigt, ihnen anzuzeigen, daß dieß innert 24 Stunden ohne anders geschehen solle.“

Ich gestehe, daß mich lange nichts so sehr empörte, wie dieser neue Beweis willkürlichen Despotismus gegen die reinste Unschuld. Da war an keine Frage: „Warum? Was haben wir verschuldet? Wo ist unser Kläger?“ zu gedenken. Eine Schlangenzunge legte ein Wort ins leichtoffene Ohr des Regierungsstatthalters: „Diese Männer sind leutselig, sind geliebt; sie erregen Mitleiden; ohne Zweifel suchen sie dem Landvolke die neue Ordnung der Dinge zu verleiden; ohne Zweifel gehen sie mit großen Entwürfen um!

Man muß sie entfernen.“ O Staatsklugheit, welche Träumerin, welche Schwärmerin bist du!

Sogleich war des Statthalters Eifer in Flammen (denn es geht die Rede, daß die Revolutionärs äußerst inflammabel seien, das heißt auf deutsch: entflammbar, feuerfangend, schnell auffackelnd), die Wachsamkeit und Klugheit desselben sollten dem Direktorium neu auffallend und er den Aristokraten furchtbar werden.

Kaum hatten wir eine halbe Minute Zeit, uns über diesen schönen Akt der Menschenrechte-Verehrung zu ärgern, wiewohl die beiden Freunde (sie allein waren in dem Befehle genannt, meiner ward nicht gedacht) viel ruhiger waren, als ich, so kam ein Expresser von Bremgarten mit Briefen aus Basel, welche uns dringend aufforderten: „Sogleich dorthin zu kommen; Alles sei bereit und im Reinen, uns einen sichern Uebergang zu verschaffen; wir sollen ja eilen und nicht säumen. Es sei Alles zwischen fränkischen und kaiserlichen Generalen unter der Hand verabredet worden.“

Wie willkommen uns in diesem Momente diese Nachricht war, die das vollkommenste Gepräge der Zuverlässigkeit hatte, das, lieber Freund! können Sie sich vorstellen. Alle Anstalten zur Abreise wurden gemacht, das erste offene Bernerwägelein bestellt und Montags den 22. Heumonat die traumhafte Rückreise nach Basel bei schöner Witterung angetreten; Maschwanden und Ottenbach, zum Erstaunen der lieben Herren Pfarrer, die wir einen Augenblick sahen, ohne ihnen etwas Umständliches sagen zu können, durchgefahren und nach 10 Uhr in Bremgarten angelangt, wo wir von dem damaligen Distrikts-Präsidenten Weißenbach, einem sehr verständigen und hospitalen Manne, mit unverkennbarer Liebe aufgenommen, bewirthet und aufs Angenehmste von ihm und seiner schönen und wohlgebildeten Familie unterhalten wurden.

Um 2 Uhr fuhren wir weiter durch schöne Wege, ährenvolle Fruchtfelder (die Ernte begann eben). Um 6 Uhr langten wir so vergnügt, so hoffnungsvoll wie möglich in Aarau an, setzten Dien-

ſtags Morgen unſere Luſt- und Hoffnungsreiſe fort, ruhten ein Paar Momente in Olten, aßen in Siſſach zu Mittag und ſchickten Jemand nach Baſel an einen der deportirten Mitbürger ab, Wagen und Alles in Bereitſchaft zu halten, um ſogleich unſerm Ziele näher zu kommen!!! Nach dem Eſſen beſuchten wir das Pfarrhaus Huber, das uns mit Liebe aufnahm, nach einer halben Stunde, die nicht unlieblich hinfloß, uns bald wieder einſetzten und über Manches, unter Anderm über Bürger Ochs und ſein Schickſal (er ward in dieſer Zeit ſo viel als vom Direktorium entſetzt), über Geiſtesſchwäche der Starkgenannten, Männerpflicht, die Proceßſucht der Bündner und von dem Bürger ci-devant Pfarrer Banſi, nun, wie man ſagt, Untergeordnetem eines fränkiſchen Spionen-Comité, ſeiner ſonderbaren Lage und Gemüthsverfaſſung, und noch manche Gegenſtände, die Zeit und Umſtände uns darboten, und zwiſchenein vom Nichtdenkendürfen an die Freude der Unſrigen und unſere Freude beim Wiederſehen derſelben, aufs Allervertraulichſte ſprachen.

Wie uns war, lieber Freund! als wir nach Baſel kamen, beim wilden Mann, wo unſere guten deportirten Mitbürger logirten, abſtiegen und ſie in Anſehung aller unſerer ſchönen Hoffnungsgründe vollkommen unwiſſend fanden, von keiner Anſtalt, uns weiter fortzuhelfen, von keiner Uebereinkunft zwiſchen kaiſerlichen und franzöſiſchen Generalen, kurz um nichts von Allem dem wußten, was uns durch Expreſſe auf das Allerzuverläſſigſte zugeſichert worden war: urtheilen Sie, ſage ich, lieber Freund! wie uns zu Muthe ward, als wir noch denſelben Abend des überdienſtfertigen Freundes anſichtig wurden, der uns auf Baſel zurückbeſchied und in der Fülle ſeiner gutmüthigen Unüberlegſamkeit die ganze Sache für unbedeutend anzuſehen ſchien und uns mit dem kalten Tone ruhigſter Unbetroffenheit verſicherte: „Nur Geduld! das Alles wird ſich ſchon geben; freilich hat ſich die Sache, gewiſſer Umſtände wegen, für einmal in etwas zerſchlagen. Ich zweifle aber im Geringſten nicht, daß ſie ſich bäldeſt ins Reine bringen wird.“

Wer konnte zürnen? wer nur Vorwürfe machen? wer nur die natürlichſten Inquiſitionsfragen thun? Was anders, als ſtumme Ergebung, Ruhe, Glauben an Alles lenkende Providenz, die uns einmal durchaus wieder in Baſel haben wollte, war das Natürlichſte, wenigſtens das Weiſeſte?

Uebrigens wird es uns Niemand verargen, wenn Peſtalutz und ich, die in Einem Zimmer ſchliefen, über den Vorfall mancherlei Reflexionen machten, — unter andern auch über die Unzuverläſſigkeit der zuverläſſig ſcheinenden Dinge; über die Gabe, gewiſſermaßen zu ſehen, was nicht ſichtbar iſt, und für geſchehen zu halten, was nie geſchah, — für gewiß, wofür auch nicht ein Schein von Wahrſcheinlichkeit vorhanden war, — von den Selbſttäuſchungen freundſchaftlicher Gutherzigkeit, — von Vermiſchung oder vielmehr Verwechslung ſeiner Meinungen, Urtheile, Hoffnungen mit den handgreiflichſten Thatſachen, und ſo fort.

Ehe ich, Lieber! dieſen Brief ſchließe, kann ich mich nicht enthalten, etwas nachzuholen, was zur Geſchichte der drei letzten Tage gehört, und was ich lieber nachgeholt haben würde, wenn es nicht durch einen ſelbſtverſchuldeten Zufall vereitelt worden wäre.

Ich habe oben ſchon geſagt, daß der Befehl des Regierungsſtatthalters zu Ungunſten meiner beiden Freunde Hirzel und Peſtalutz, die wahrlich ſo unſchuldig waren, als man es ſein kann — ich wünſchte in allen Punkten meines Lebens ſo unſchuldig zu ſein — mein Inneres empörte; daß ich in dieſem neuen Akte des Despotismus einen ſolchen Hohn gegen alle Freiheit, Rechte, Geſetze, Konſtitution wahrnahm, der Alles beſorgen ließ.

Wagen wollte ich es alſo nochmals, mit den Geſetzgebern eine Lanze zu brechen, und dieſen und dem Bürger Pfenninger mein Herz (à la Lavater) zu leeren. Ich ſchrieb alſo Sonntags den 21. VII. an beide, legte die Originale in meines Neffen Fäſi Hände, und bat ihn, etwa zwei Tage nach unſerer Abreiſe dieſe Briefe an den

Regierungsstatthalter zu senden. Daß ich meinen Freunden kein Wort davon sagte, verstand sich. Unglücklicher Weise, da wir auf unserer Reise nach Basel in harmloser Vertraulichkeit auf diesen willkürlichen, Verhör ausweichenden Despotismus zu sprechen kamen, ließ ich Worte fallen, wie etwa: „Man könne zu solchen Dingen unmöglich schweigen; dieß hieße mit verhängtem Zügel der Tyrannei in die offenen Arme rennen. Ein ehrlicher Mann und Freund müsse auch ein Wort sagen, was der, den die Sache eigentlich angehe, nicht wohl sagen dürfe", und so weiter. Kurz, meine Freunde merkten, daß so etwas von meiner Seite im Thun sein möchte, und wandten alle ihre Klugheit und Beredsamkeit an, mich von einem Schritte abzuhalten, der für mich und sie so gefährlich werden könnte! „Wenn es aber, sagte ich, schon geschehen wäre?" — „Ob Gott will, nicht? Wenigstens kann es noch nicht abgegangen sein, bis wir außer dem Gebiete des Statthalters sind. Wir bitten, so hoch wir können, machen Sie Anstalt, daß nichts abgehe, wenn schon etwas geschrieben sein sollte. Wir können uns vorstellen, mit welcher Stärke so etwas geschrieben sein dürfte." Ich schwieg eine Weile, bedachte mich rechts und links, und endlich, ich weiß wahrlich jetzt noch nicht, ob ich nicht besser gethan hätte, meinem Pflichttriebe, als den dringenden Bitten meiner Freunde zu gehorchen; endlich erhob ich mich, um der Besorgnisse willen, daß ein etwas fulminantes Schreiben nachtheilige Folgen für sie haben dürfte, zu der positiven Antwort: „Der Brief ist noch nicht abgegangen. Meinem Vetter kann noch vorher geschrieben werden, die Schreiben zurückzubehalten, ungeachtet ich in demselben betheure, daß Ihr, meine Freunde (wie es auch war) nichts davon wisset." Und was ich versprach, geschah, und so kamen die Originale der beiden Schreiben, die nun folgen, wieder in meine Hände. Möge die Bekanntmachung derselben jede künftige Gesetzgebung vor solchen Unthaten des krassesten Despotismus verwahren und also die Publikation derselben nicht umsonst sein!

„An den Bürger Regierungsstatthalter Pfenninger in Baden.“

„Freiheit!“ „Gleichheit

„Wie kann ich es schreiben?“ „der Rechte schenke uns Gott!“

„Bürger Regierungsstatthalter!“

1) „Ich ersuche Sie, beiliegendes Schreiben so bald möglich an den Bürger Präsidenten der Gesetzgebung abzusenden.“

2) „Wer mag wohl — doch ich will es nicht wissen — das Ungeheuer sein, das die Bürger Hirzel und Pestalutz bei Ihnen so ehrlos verleumdet haben mag?“

3) „Die vortrefflichsten Männer, denen jeder Redliche nachtrauert, diese Muster der bescheidensten Weisheit und Rechtschaffenheit, verlassen morgen Knonau, — Sie können denken, mit welchen Empfindungen? und wandern in einen andern Kanton, wenn einer ist, der keine lichtscheuen Verkläger der reinsten Unschuld unter dem Namen von Patrioten nährt.“

4) „Lieber Pfenninger! Der Verfolgungen sollten einmal genug sein. Unschuldverbannungswerkzeug, Verleumdungsbehorcher und Despotensclave sollte kein Mann von Ehre und Gewissen sein.“

5) „Unsere Regierung und viele ihrer Agenten scheinen mir Tyrannenwege, Sclavenbahnen und Schlangenschleichpfade zu gehen, was mir leid thut. — Ich kann meine Freimüthigkeit nicht lassen; man deportire mich noch einmal. Terrorismus und Freiheit, das paßt zusammen wie Joabskuß und sein gezücktes Schwert.“

6) „Wo keine Unschuldssicherheit ist, darf man da, ich will nicht sagen von Freiheit, nur von Regierung und einem gesitteten Staate sprechen? Doch genug davon. Es ist doch Alles umsonst gesprochen.“

7) „Mit meiner Gesundheit geht es, Gottlob! doch erst zwei

Rechte und Unrechte alle Augenblicke Hunderttausenden widerfahren kann. — So muß Jeder, der nicht allem Verstand entsagt hat, denken und sprechen; er muß fragen: Wann will denn endlich dieß schändliche Affenspiel mit Freiheit und allen Menschenrechten aufhören? Wann wird man die, welche als allein würdige Volksrepräsentanten gegen solche tolle Maßregeln pflichtmäßig und in dem Namen der Vernunft und des Vaterlandes sprechen wollen, nicht mehr zu einem ärgerlichen Stillschweigen zwingen, und das, was öffentlich ins Reine gebracht werden soll, durch geheime Sitzungen nicht mehr zu unterdrücken suchen?"

„Willig und ohne Widerrede gehorchen zwar die oben benannten Bürger dem ihnen eröffneten schändlichen Befehl, und suchen einen Ort der Sicherheit, wo keine licht- und verhörscheue Verleumdungssucht verfolgungsgierige Hände wider sie in Bewegung setzen kann. Doch, wo werden sie diese innert den Grenzen Helvetiens, unter einer solchen gesetzwidrigen Direktorialgewalt finden?"

„Ich darf heiliglich versichern, daß diese meine verehrungswürdigen Freunde von diesem meinem Schreiben nicht das Mindeste wissen. Traurig genug, daß man so etwas, aus Furcht vor neuen Verfolgungen, ihnen geheim halten und einer menschlichen Regierung so etwas versichern muß. Sie würden es mir, nicht nur in der Besorgniß, daß Alles umsonst sei, was Vernunft und Menschlichkeit, Recht und Freiheitsliebe sprechen, gewiß mißrathen, sondern auch noch gefürchtet haben, daß ich mir dadurch neue Verfolgungen zuziehen würde."

„Geschehe, was geschehen will! Das Maß der Ungerechtigkeit auf der Einen und der Geduld auf der andern Seite muß voll werden. Beim allwissenden Gott, Bürger Repräsentanten! beides ist bald, bald zum Ueberlaufen voll."

„Ich habe mein Herz geleert, meinem Gewissen genug gethan und eine heilige Pflicht erfüllt, indem ich, als helvetischer Bürger

(nicht so fast um dieser Männer willen, die allenthalben, wo sie hinkommen und gekannt werden, von allen unverruchten Menschen mit Achtung und Liebe, die ihrer Weisheit, Rechtschaffenheit und Bescheidenheit gebührt, werden aufgenommen und nur von den verworfensten Seelen als Ruhestörer beweislos verleumdet werden können), um der allgemeinen Sicherheit willen, gegen dieß wahrhaft barbarische Benehmen der schamlosesten Freiheitsheuchelei protestirt, die hochwichtige Sache der Unschulds-Inviolabilität in Ihren Schooß gelegt und dadurch vielleicht der Grund zu einer dringenden Bestimmung der Rechte der höchsten Gewalt gegen Unschuldige und Unverhörte, und zu einer endlichen Befreiung aller, nach einer höhern Politik, die aus dem Abgrunde stammt, deportirten Helvetier, eine Veranlassung zu sein."

Wahrlich, helvetische Gesetzgeber! Ihr habt keine Zeit zu verlieren, diese und zwanzig Ungerechtigkeiten dieser Art, deren sich jede vorige Regierung, die zürcherische gewiß, geschämt haben würde, aufzugeben und zu vergüten, wenn kein Gewissen und kein Gott über Euch richten würde, und wer wird Einem von diesen beiden entrinnen können? .... Die Welt und Nachwelt werden über Euch richten, wenn Ihr die Unschuld nicht sicher stellt; um Sicherstellung der Unschuld, und um anders nichts, ist mir zu thun. — Und warum anders soll Euch zu thun sein? Wofür sitzt Ihr denn da, wenn dafür nicht? Kann ein Volk je unsinnig und sclavisch genug sein, seine Repräsentanten zu bevollmächtigen: „Machet mit uns, was Ihr wollet! Machet uns und Euch zu Sclaven und Nachäffern anderer Nationen, auf denen die Verwünschungen aller Welt ruhen! Hebt, wen Ihr wollt, wann Ihr wollt, wie Ihr wollt, Unschuldige auf! Trennet sie von den Ihrigen! Deportirt sie, wohin Ihr wollt! Verbannt, ohne Verhör aufzunehmen, ohne Jemandem verantwortlich zu sein, wen Ihr wollt; aber vergesset nicht, unaufhör-

lich der Tyrannei zu fluchen und allen Euern Dekreten die heiligen Wörter Freiheit, Gleichheit — warum nicht auch Unschuldssicherheit? — ohne welche Freiheit und Gleichheit nicht gedenkbar ist, auf die Stirne zu prägen. Mit diesen Brandmalen wollen wir zufrieden sein!" Kann ein Volk je so toll sein, so etwas seinen Repräsentanten zu sagen, und ist es nicht, als ob die helvetische Nation dieß ihren Repräsentanten aufgetragen habe? O der namenlosen Schande!"

„Ihr fühlet, Bürger Gesetzgeber! die Wahrheit dessen, was ich sage, — und die Edlern aus Euch lassen sich nicht weiter übertäuben durch die Zauberworte: Zur Tagesordnung! Geheime Sitzung, und dergleichen Unwürdigkeiten! — Genug! Salvavi animam meam!"

„Gruß und Hochachtung,
wenn Ihr hochachtungswürdig handelt; wenn Euch Freiheit, Menschenrecht und Unschuldssicherheit und Pflicht und die von Euch beschworne und garantirte Konstitution heilig ist."

„Knonau, Sonntags Nachmittags den 21. Heumonat 1799.

Johann Kaspar Lavater von Zürich,
Pfarrer."

Achtunddreißigster Brief.

Aufenthalt und Verrichtungen in Basel.

Ohne Ihnen, lieber Freund! mit einem umständlichen Tageregister über meinen Aufenthalt beschwerlich zu fallen, scheint es mir doch dem Zwecke dieser Briefe gemäß, und es wird Ihnen, wie ich hoffe, nicht ganz unangenehm sein, wenn ich Ihnen von meinen Beschäftigungen, Genüssen und Leiden, deren jedoch viel weniger waren, als Freuden, einige Nachricht gebe.

Ich blieb ein Paar Tage im Gasthofe und lebte dort sehr angenehm mit meinen Mitbürgern, dann nahm ich mein Quartier bei dem Bürger Regierungsstatthalter Schmidt, und bezog mit neuen Empfindungen des Ernstes und der Freude das Zimmer, das ich vor einigen Wochen als Arrestant besessen hatte. Ich sammelte gleich beim Eintritte alle meine Entschlussfeskraft, alle meine Zeit, die ich in Basel verbannt sein würde, auf die möglichst nützliche Weise zu verwenden. Ich machte gleich anfangs einen Plan, um nicht unter der Menge von activen und passiven Besuchen zu erliegen, täglich eine gewisse Anzahl abzustatten, und mir, da ich in meinem Quartiere keinen Augenblick sicher war, bei einigen Freunden ein eigenes Zimmer zum ruhigen Arbeiten auszubitten, bei welchen ich zugleich, ohne mich anzumelden, zu Mittag essen konnte. Diese Freunde waren Sarasin, Mieg, Fischer, Mechel, Burkhard, Forkhard. Ich schämte mich oft und schäme mich zum Theil jetzt noch, höchst unwürdiger Weise ein so glücklicher Mensch zu sein, der, ohne Furcht der Ueberlästigkeit, sich einsetzen konnte, wo er wollte. O! auf wie mannigfaltige Weise ward mir das Leiden der Trennung von den Meinigen erleichtert und versüßt! Meine Freunde beeiferten sich, wie vormals schon, wechselsweise, mir meinen Aufenthalt in Basel angenehm und genußreich zu machen; auch darf ich ohne Eitelkeit hoffen, den Einen und Andern, besonders der religiösern Klasse, nicht ganz unnütz gewesen zu sein. Täglich und stündlich wurden mir Blättchen gebracht, die ich beschreiben mußte, wo ich dann, nach bestem Vermögen, irgend etwas Nützliches hinzupflanzen suchte. Auch hatte ich viel Anlaß und Beruf zu besondern Lehren und Gewissensräthen, brachte auch mehrere Abende in verschiedenen frommen und religiösen Kreisen zu, nicht ohne meine Erbauung, und ich darf hoffen, nicht ohne Segen für Andere.

Neununddreißigster Brief.

Schreiben an Abbé Sieyes .. Anbahnung zur Durchkunft.. Glückliche Durchkunft.

Ich hatte, mein lieber Freund! einige Tage, ehe ich der ausgewählten Mittelsperson meinen Plan, mir durchzuhelfen, auftrug, auf Anrathen eines französischen Generals, in der Absicht, uns einen Paß zu verschaffen, an Abbé Sieyes Folgendes geschrieben:

Citoyen Directeur!

Permettez, que je Vous dérobe un de Vos momens, dont chacun est infiniment précieux à la grande nation; ma confiance est hardie, mais Vous saurez l'apprécier, l'homme parle à l'homme. Il y a presque trois mois que je fus déporté de Zuric à Bâle; depuis quelque semaines je suis déclaré libre ainsi que deux de mes amis, Hirzel et Pestalozzi; mais nous ne pouvons pas retourner chez nous à cause de l'armée française. Le Général Massena ne veut pas nous accorder des passe-ports. C'est dit-il, contre les règles de la guerre. Je soupire d'après ma paroisse qui, j'ose le dire, soupire d'après moi. Un mot de Vous, homme énergique et humain, peut nous procurer ce bien! Vous n'y avez rien à perdre, et nous y gagnerons infiniment. Je me fie aveuglement a Votre humanité, et moi et ma famille et ma paroisse et les nombreuses familles de mes amis Vous en béniront. Je n'ose pas, et je le voudrois pourtant bien, Vous interesser pour quelques autres compatriotes deportés à Bâle, aussi innocents que nous; un mot du Directoire français au Directoire helvétique en leur faveur les délivrerait. Ce sont des gens ou âgés ou mérités, qui n'ont qu'une seule faute, d'avoir bien servi la patrie. Ayez la bonté, bon Sieyes, d'en parler au Directoire. Un de mes plus grands désirs serait — osé-je le dire sans avoir l'air de

flatterie? de connaître personellement l'homme unique, à qui j'adresse ces lignes.

Salut et admiration!

Bâle, ce 2. Août 1799.

Um der Leſer willen, die nicht franzöſiſch verſtehen, ſetze ich die Ueberſetzung her.

„Bürger Direktor!“

„Erlauben Sie mir, daß ich Ihnen Einen Ihrer Augenblicke raube, deren jeder der großen Nation köſtlich iſt.“

„Meine Zuverſicht iſt wagſam. Aber Sie werden ſolche zu ſchätzen wiſſen. Der Menſch ſpricht mit dem Menſchen.“

„Es ſind bald drei Monate, daß ich von Zürich nach Baſel deportirt worden bin. Seit einigen Wochen bin ich, gleich meinen Freunden Hirzel und Peſtalutz, frei erklärt. Aber die fränkiſche Armee hindert uns, zu den Unſrigen zurückzukehren. Der General Maſſena will uns keinen Paß geſtatten. Das wäre, ſagt er, wider alle Kriegsregeln. Ich ſeufze nach meiner Gemeinde, die, ich darf es ſagen, auch nach mir kein geringes Verlangen hat. Ein Wort von Ihnen, kraftvoller, einziger und menſchlicher Menſch, kann uns dieſe Wohlthat verſchaffen. Sie haben (bei unſerer Rückkehr) nichts zu verlieren, und wir würden unendlich dabei gewinnen. Ich verlaſſe mich blindlings auf Ihre Humanität, und ich, meine Familie, meine Gemeinde und die zahlreichen Familien meiner Freunde würden Sie ſegnen.“

„Ich darf nicht, und ich ſollte doch, und wollte ſo gerne Ihnen einiges Intereſſe einflößen für einige andere nach Baſel deportirte Compatrioten, die ſo unſchuldig ſind, als wir. Ein Wort des franzöſiſchen Direktoriums an das helvetiſche zu ihren Gunſten würde ihnen die Freiheit verſchaffen. Es ſind theils betagte, theils verdienſtvolle Männer, denen die einzige Verſchuldung, dem Vaterlande

wohl gedient zu haben, zur Last fallen kann. Haben Sie die Güte, guter Sieyes, dießfalls mit dem Direktorium zu sprechen."

„Einer meiner größten Wünsche wäre — darf ich es sagen, ohne daß ein Schatten von Schmeicheleiverdacht auf mich falle — den einzigen Menschen, an welchen ich diese Zeilen richte, persönlich kennen zu lernen."

„Gruß und Bewunderung!

„Basel, den 2. August 1799. Lavater."

Dieß Schreiben blieb für mich wenigstens unbeantwortet, doch hat man mich versichern wollen, der General Massena habe Ordre erhalten, uns einen Paß zu gewähren."

Ich hatte Winke bekommen, mich jeden Moment in Bereitschaft zu halten, doch durfte von meinem Vorhaben keiner Seele, meine zwei Freunde ausgenommen, das Mindeste gesagt werden. Ich ließ mich einladen, auf den nächsten Sonntag nach der Woche, in welcher ich allenfalls durchzukommen einige Hoffnung hatte, in der St. Leonhardskirche zu predigen, welches ich mit dem Bedinge annahm, wofern keine Erlaubniß, von Sieyes bewirkt, ankomme, daß ich nach Hause kehren könne. Dieß ward ganz natürlich befunden. Unterdeß setzte ich mich, so viel es sich thun ließ, mit der unbemerkbarsten Stille in die möglichste Bereitschaft, bezahlte, was ohne Verdachterregung bezahlt werden konnte, und sandte alles Entbehrliche unter dem Titel „Unreine Wäsche" an Freund Schorndorf. Da mein kluger Hauswirth mir alle Hoffnung, durchzukommen, benommen hatte, so sagte ich auch ihm kein Wort.

Sonntags den 12. August kam die Mittelsperson ab dem Lande zur Predigt nach Basel und gab mir mit zwei Worten einen Wink: „daß ich mich alle Tage bereit halten solle, indem wegen Abwechslung der Vorposten die Sache bald ins Reine gebracht werden müsse. Die jetzigen Offiziere kennen ihr Haus; bis die folgenden ihnen so bekannt würden, könnte es lange anstehen. Man wolle es mir sagen

laſſen, ſobald man die Sache völlig reif glaube. Man wolle bald mit dieſer, bald mit jener Geſellſchaft über die Grenzlinie, zum Beſuche benachbarter Freunde, mit Bewilligung des wachehabenden fränkiſchen Offiziers, der nichts Arges denke, Hinausgehen und ihn ſo an dieſe Art des Hinüberſchreitens gewöhnen." Da ich den verſprochenen Wink erhielt, ſagte ich's nur meinen beiden Freunden, und verſprach ihnen, alles Mögliche zu thun, daß ſie bald nachfolgen könnten. Uebrigens war die Sache noch ſo ſehr ungewiß, daß keine Klugheit mit Zuverſicht einen glücklichen Ausgang hätte verſprechen können. — Doch war es Pflicht, meinem Freunde noch den Auftrag zu geben, „wenn ich am Sonntage nicht zurück ſein würde, Alles zu bezahlen, was ich etwa ſchuldig ſein möchte."

Dienſtags holte mich, nachdem ich vorher rechts und links geſagt hatte, daß ich für ein Paar Täge Freund H. auf dem Lande beſuchen wolle, dieſer Freund H. in einer Chaiſe ab. Kaum trat ich in ſeinem Hauſe ab, ſo füllte ich alle meine Taſchen ſo gut wie möglich an, um des Nöthigſten nicht zu ermangeln, und ging mit ihm an den beſtimmten Ort hin, wo die Mittelsperſon unſer wartete. Freund H. ging zurück. Zwei andere Perſonen, Herr und Frau H., traten auf dem Wege nach Abrede zu uns. Ein beginnender Regen hätte uns bald den Vorwand eines Spazierganges vereitelt. Doch meine glückliche Durchkunft war beſchloſſen und der Himmel heiterte ſich etwas auf.

Als die gleichgültigſten Spazierer kamen wir dann zu den Vorpoſten. Der wachehabende fränkiſche Offizier lag in ſeiner Baracke, und Madame H. ging hin, „für eine kleine Geſellſchaft, die in Hauſingen einen Beſuch machen wolle, einen Paß auszuwirken." Das fand keinen Anſtand. Wir ſtanden etwa zehn Schritte zurück und beobachteten alle Geberden und Bewegungen unſerer Geſandtin, die ſich an der Thüre hielt; ich gab meinen Bleiſtift her, den ſie im Namen des Offiziers zu fordern kam. Bald kam dieß mit dem Blatte: „Erlaubniß hin und her zu gehen", zurück. So groß un-

sere Freude war, so unsichtbar war sie; ich steckte meinen Bleistift, den ich hätte küssen mögen, ein. Madame H. nahm das Blättchen, und wir traten unsere Spazierreise hoffnungsvoll an. Die erste Schildwache rief: „Halt!“ Man wies das Blättchen: „Passez!“ — So ging es bei der zweiten und dritten Wache, welche letzte aus der Ferne mit Macht schrie; Madame H. ging ihr entgegen, wies ihr Billet — und auch diese hatte nichts mehr einzuwenden, obgleich sich noch einige Markgräflerinnen, die Himbeeren in Baden verkauft hatten, an uns anschlossen. Diesen gab ich meinen schwer beladenen Ueberrock, ins nächste Pfarrhaus, das schon vorher berichtet war, ab. — Ueber die Grenze hinaus also? Wirklich also nicht mehr unter fränkischem Gebiete? Wie war mir! Ich suchte mich in der ruhigsten Stimmung zu erhalten, mich recht auf diese nie wiederkommenden süßen, heiligen Momente zu fixiren und sie mit der möglichsten (Gourmandise) Genussesluſt nachdenksam zu genießen.

Man muß gewissen einzigen Momenten seines Lebens durch Nachdenken gleichsam Unsterblichkeit zu geben wissen. Meine Empfindungen waren denen ähnlich, die mein Herz erfüllten, da mein Freund Geßner mein Tochtermann geworden. Kaum durfte ich es vor Freude glauben. Schattenbilder, freilich nur schwache Schattenbilder, wie mir einst nach der Erlösung aus dieser Hülle sein wird, wenn ich das große Wort: „Ueberstanden!“ aussprechen darf, — waren meine Empfindungen.

Wir wandelten dann fort und trafen auf dem Wege nach Hausingen die beiden Brüder Pfarrer Hitzig an, gingen ins Pfarrhaus dort, das freilich ärmlich aussah, wo aber doch Fleiß, Ordnung, Freundlichkeit und Hospitalität zu Hause war. Es war unmöglich, leutseliger behandelt und schneller und besser bedient zu werden; zur Beschämung gütig war Alles.

Der offene Wagen, der mich weiter bringen sollte, war bald in Bereitschaft. — Noch schrieb ich an Freund H. eine Zeile von meiner glücklichen Hinüberkunft, und bat ihn, vornehmlich meiner Freunde

wegen, deren Befreiung ich meinen Befreiern dringend und mit der besten Hoffnung empfahl, die Sache vor ein Paar Tagen in Basel nicht bekannt werden zu lassen.

Herzlich nahm ich von meinen Wohlthätern und Befreiern Abschied und setzte mich dann mit meinem Regenschirm auf den offenen Müllerwagen. Der Sitz war sehr übel und zerbrach bald; der Regen war stark, der Weg elend; dennoch war meine Seele heiter, obgleich ich mich auch nur erträglich zu setzen unaufhörliche Mühe hatte.

Daß ich eine Sünde begangen hätte, auf diese Weise meine Freiheit gesucht und gefunden zu haben, wie einige wenige, äußerst schwachmüthige Freunde wähnen wollten, daran konnte mir und kann mir wohl kein Sinn kommen. Ich war keinem Arrest entflohen, hatte keine Gesetze oder Verbote übertreten, stand nicht in der allergeringsten Verbindlichkeit gegen die fränkische Nation, hatte keine Verbindlichkeit, in die Baracke zu gehen und dem Offizier anzuzeigen, daß ich nicht Willens sei, zurückzukommen. Das Zurückkommen lag durchaus nicht in meiner Pflicht; vielmehr lag es darin, alles Mögliche zu thun, um an den Ort zurückzukehren, wohin ich gehörte. Auch ward Niemand dadurch gefährdet. Ob drei oder vier Personen zurückkämen, daran konnte Niemandem das Mindeste liegen, und die ganze Sache ging so leise, unbefangen und unmerklich zu, daß an keine üble Folge zu denken war. Dieß sage ich, lieber Freund! nicht Ihnen, sondern denen, die diesen Brief allenfalls lesen und schwach genug sein möchten, etwas Unedles oder Unmoralisches in dieser allernatürlichsten Sache zu finden.

Durch und durch naß, unanschaubar beinahe, langte ich bei der Papiermühle zu Schopfheim an, hielt einen Moment und fragte einem Gasthofe nach.

Sogleich trat die Frau des Hauses, Madame Kolb, hervor und empfing mich, wie man zu Abrahams Zeiten einen unbekannten Fremdling empfangen hätte.

„Treten Sie doch sogleich hier ab; mein Mann wird bald nach

Hause kommen.“ Kaum hatte ich das Haus betreten, so wurde mir ein eigenes Zimmer angewiesen, wurden mir trockene Kleider gebracht, und ich ward völlig wie ein längst bekannter Freund des Hauses behandelt. O heilige Gastfreundschaft, o harmlos holdes Entgegenkommen theilnehmender Liebe, welche Ehre der Menschheit bist du! O, meine Kinder und Enkel, möchte ich rufen, nehmet Fremdlinge auf, wie euer Vater aufgenommen worden ist! Als ich mich umgekleidet hatte, fragte ich die gutmüthige Hausfrau, ob sie mich kenne. „Wir sind“, sagte sie, „vor einigen Tagen durch Madame H. prevenirt worden, wenn ein Fremdling — Sie waren nicht genannt — bei uns ankommen würde, so sollten wir ihn mit Liebe aufnehmen und ihm weiter beholfen sein. Wir wußten also nicht, wen wir zu erwarten hätten; sobald ich Sie aber sah, erkannte ich Sie; denn Ihr Bild hängt in unserm Zimmer.“

Ich schrieb sodann nach Hause, in Hoffnung, den Brief noch vor mir hersenden zu können, einige Denk- und Dankzeilen an meine treuen Gehülfen und Wohlthäter, und da der biedere, freundliche, thätige Kolb nach Hause kam, ward alles Weitere verabredet, besonders empfahl ich ihm meine beiden Freunde, die bald nachkommen würden. Er versprach, zu ihrer weitern Spedition alles Mögliche zu thun.

Und so hatte ich einen für mich wichtigen und gesegneten Tag mit Vergnügen und Dank gegen Gott und Menschen zurückgelegt.

Meine weitere Fortkunft erzählt Ihnen, mein geduldiger und theilnehmender Freund! mein folgender Brief.

Zürich, den 21. X. 1800. L.

Vierzigster Brief.

Rückreise nach Hause. Ankunft in Zürich.

Ruhiger hatte ich, mein Lieber! lange keine Nacht geschlafen. Frühe schon sandte mein edler Gastwirth, der erzthätige Kolb,

einen Expreſſen nach Zelle, wo die kaiſerlichen Offiziere waren, um mir dort einen Paß auszuwirken. Bis der Expreſſe zurückkam, beſahen wir die Papierfabrik, welche zur Bewunderung der menſchlichen Erfindungskunſt und Induſtrie ſo reichen Stoff gibt. Der Expreſſe kam zurück: „Ich müßte ſelbſt nach Zelle hinkommen, dann würde es keinen Anſtand haben.“

Sogleich ward angeſpannt; Freund Kolb hatte die Güte, mich nach Zelle zu begleiten, wo wir nicht lange vor dem Mittageſſen ankamen und von dem kaiſerlichen Rittmeiſter Jobbagyi und den übrigen Offizieren aufs Allerliebreichſte empfangen wurden. Wir aßen mit ihnen zu Mittag. Sorgfältig hütete ich mich, ein Wort über die Franzoſen zu ſagen, welches mir auf irgend eine Weiſe nachtheilig werden könnte. Sie verſicherten mich, daß ſie von General Hotze Ordre hätten, mir zu meiner Rückreiſe möglichſt behollfen zu ſein Ich empfahl ihnen meine beiden zurückgelaſſenen Freunde Hirzel und Peſtalozzi, die mir hoffentlich bald nachkommen würden. „Auch dieſe ſind“, ſagten ſie, „mit in der Ordre von Hotze begriffen.“

Ich erhielt alſo geſiegelt meinen Empfehlungsbrief an den Herrn Rittmeiſter Veſcatz, den wir in Wehr zu finden glaubten, aber nicht fanden. Die dortigen Offiziere bewieſen uns dieſelben Höflichkeiten, wie die in Zelle. — Wir hatten nicht lange zu verweilen, brachen alſobald auf und eilten bei dem zierlichſten Wetter nach Seckingen. Nur ein Umſtand, den ich dieſem Briefe nicht anvertrauen darf und der mich nicht betrifft, mich aber Falſchheit gegen einen meiner Freunde und Wohlthäter fühlen ließ, verbitterte mir die ſonſt angenehme Reiſe. Sittliche Indelikateſſe verwundet tief, und Höflichkeit, mit welcher Falſchheit bedeckt werden ſoll, macht einen unanſchaubaren Querſtrich durch die ſchönſten unſerer Freuden.

Wir hielten im Poſthauſe in Seckingen, wo Herr Rittmeiſter von Veſcatz ſich aufhielt, der mir, ohne daß ich nöthig hatte oder nöthig fand, ihm mein Empfehlungsſchreiben zu übergeben,

weil ich von seinen günstigen Gesinnungen gegen mich bereits in Basel hinlänglich unterrichtet worden war, sogleich versprach, den Paß in mein Logis zu senden. Ich stieg im fürstlichen Stifte, wo ich bekannt war, ab, wurde mit bewillkommnender Freude empfangen, zum Mittagessen, das eben bereit stand, und zum Nachtquartier eingeladen. Ich bat mir nur die Erlaubniß aus, noch an die Meinigen schreiben zu dürfen, um sie von meiner baldigen Ankunft vorzuberichten, da mir der Herr Postmeister versichert hatte, daß eine Ordonnanz dorthin abgehen könnte, die einen halben Tag vor mir in Zürich sein würde. Ich mußte sodann alles Erzählbare erzählen, bezog mit gottlobpreisender Freude mein Nachtquartier, schrieb noch etwas an meiner Sonntagspredigt, und schlief ruhig, und wenn ich wachte, so schien mir das Wachen in dieser Freistätte und die nahe schöne Aussicht ein Traum.

Donnerstag den 15. August 1799.

Mein Frühstück und mein Fahrzeug waren zu gesetzter Stunde in Bereitschaft. Ich genoß Ersteres (das letzte, dacht' ich, ohne die Meinigen!) mit Dank und bestieg Letzteres in der süßen Hoffnung, diesen Abend in Baden Jemand von den Meinigen vorzufinden, zumal da mir der Postmeister versicherte, daß die abgefertigte Ordonnanz zwischen zehn und eilf Uhr in Zürich sein könnte. In Waldshut gab ich meinen Paß, den der Herr Rittmeister mir gestern selbst in das Stift zu bringen die Güte hatte, an den kaiserlichen General, dessen kurze, aber liebliche Figur meiner Einbildungskraft klarer vorschwebt, als sein, mir leider entfallener, obgleich sehr bekannter Name — ab, und erhielt bald darauf einen neuen bis Zürich.

Von da ging's auf Klingnau, wo ein Abt-Sanct-Blasischer Kapitular seine Wohnung hat. Es war, wie wenn Boten vor mir hergegangen wären, mich anzukündigen; denn kaiserliche Offiziere hatten sich hier und dort zusammengethan, die sich bei mir selbst nach mir selbst erkundigten. Ich stieg in der Sanct-Blasischen

Propſtei ab, um dem dortigen Kapitular mein Kompliment zu machen. Ich war wie zu Hauſe; ſogleich aber ward ich von verſchiedenen kaiſerlichen Offizieren, die dort zu Mittag aßen, umringt. Ich bewunderte die Kenntniſſe ſowohl, als den Scharfſinn mehrerer, und alle äußerten Freude. An Fragen, die vorſichtige Antworten nothwendig machten, fehlte es nicht. Einige wünſchten ſehr, daß ich die Geſchichte meiner Deportation herausgeben möchte. Allenthalben ſtellte ich dieſe als eine Luſtpartie vor, die nur durch zwei Dinge, den Despotismus im Freiheitsvaterlande und die Trennung von den Meinigen zu dieſer Zeit, getrübt worden wäre.

Der gutherzige Herr Propſt anerbot mir ſein Fahrzeug, ſo weit ich wollte. Ich nahm es an bis Baden, wo ich Abends bei guter Zeit in den ſogenannten kleinen Bädern, wo ſich kaiſerliche Truppen aufhielten, ankam, aber mich vergebens nach Jemand von den Meinigen umſah. Ich ging noch ein Stück des Weges, auf welchem ſie allenfalls herkommen würden, ihnen, wie ich hoffte, entgegen. Ein heftiger, Staubwolken aufregender Sturmwind trieb mich zurück. Des Weges unkundig, verirrte ich ſo ſehr, daß alles Bekannte ſich mir aus dem Geſichte verloren hatte; kein Menſch, kein Haus in der Nähe war zu ſehen; ganz einſam und allein ſchien ich mir in der Welt zu ſein. Die Stärke des Windes, dachte ich, hat dich weit über dein Ziel hinausgetrieben; es iſt alſo kein anderes Mittel, als umzukehren. Ich ſtemmte mich gegen den Wind und wandelte durch nächtliche Staubwolken — wohin, wußte ich kaum. Endlich, endlich erreichte ich wieder einige Häuſer, und unter dieſen mein Quartier. Ich dachte über das Ausbleiben der Meinigen nach; das Natürlichſte war: „die Ordonnanz iſt nicht angekommen.“ Ich entſchloß mich alſo, den folgenden Morgen ſo früh wie möglich abzureiſen und die Meinigen ſodann von einem Orte aus, wo ich ruhen würde, zu benachrichtigen. Bei dem Nachteſſen ward ich von einem kaiſerlichen Offiziere, der bei einem meiner Freunde in Zürich neuer-

lich das Quartier gehabt hatte und mir Angenehmes von den Meinigen sagen konnte, aufs Lieblichste unterhalten.

Freitags den 16. August 1799 fuhr ich Morgens früh von Baden ab und kam unter tausend Gedanken, die ich so sehr in Ordnung zu stellen suchte, im Eckbühl, dem Landhause meines abwesenden Freundes Salis, an. Seine gutherzigen Töchter empfingen mich mit frohem Erstaunen.

Da Niemand von den Meinigen zu sehen war, so war es mir nun gewiß, daß mein Billet aus Seckingen nicht übergeben worden war. Ich schrieb also gleich an die Meinigen, wo ich mich befände und daß ich Einige mit einem Fahrzeug erwartete, welches ich, nebst einigen andern Gründen, besonders auch deßwegen that, um mich gegen den ersten Sturm, der unfehlbar auf mich wartete, zu verwahren, um sie noch allenfalls eine Stunde in ruhiger Stille zu genießen. Ich schärfte dem Boten sehr ein, sich nirgends zu säumen. Alles ging nach Wunsch; ich setzte mich indessen noch in das Gartenhäuschen, schrieb an meiner Predigt, und blieb noch eine Viertelstunde ganz für mich allein und dachte so ernsthaft wie möglich allem Geschehenen nach und über meine heiligste Verpflichtung, das möglichst einzubringen, was in meiner Abwesenheit, obgleich ohne meine Schuld, versäumt werden mußte.

Sobald ich denken konnte, daß mein Bote in Zürich angekommen und die Meinigen nun wohl eine halbe Stunde auf dem Wege sein möchten, nahm ich meinen Stab zur Hand und ging, von dem trostbedürftigen Fräulein Salis begleitet, langsamen Schrittes gegen Zürich zu. — Eine längliche Gestalt zu Pferd nahte sich mir bald von ferne; sie schien mir bekannt zu sein — sie war es! Sie sprang, da sie mich von ferne erblickte, vom Pferde. Es war mein Sohn Heinrich. Welch' ein Anblick für ihn und für mich! Welch' ein heiliger, himmlischer Moment, ein Vorgeschmack des ewigen Lebens! Der Vater war nur Vater, der Sohn war nur Sohn.

Ihn frappirte besonders mein besseres Aussehen, das Siegel

meiner Gesundheit. Er kündigte mir das Entgegenkommen der Meinigen an. In wenigen Minuten welch' eine Menge uns interessanter Fragen gethan und beantwortet! Dann kam der bei uns einquartirte östreichische Offizier, Herr von Kilian, der sich während meiner Abwesenheit sehr honett bei den Meinigen betragen hatte, hergeritten und bewillkommte mich recht brüderlich. Wir waren langsam fortgeschritten gegen Höngg, das eine Stunde von Zürich abliegt, und ich sah von ferne einige Wagen kommen. „Sollten das wohl die Meinigen sein?" — „Sie sind's!" sagte mein Sohn. Sie erblickten uns Beide von einer Höhe herab, winkten mit allen Händen und schwangen die Schnupftücher. Freude überströmte mich bis über die Ferse herab. (In einem solchen Augenblicke, denke ich, kann auch der Atheist kaum an Gott zweifeln.) — Die Wagen waren da und hielten. Jeder wollte der Erste sein, herauszusteigen; kaum konnte ich mit dem Umarmen fertig werden, bis ich zu meiner Frau in den Wagen steigen konnte. O, wie war uns, da unsere Hände in einander lagen und wir auf die Thränen, die wir einander nachgeweint hatten, zurücksahen! kaum konnten wir das wirklich als wahr glauben. Besonders war die Freude über meine Gesundheit auf allen Gesichtern zu lesen. Das war eine liebliche Fahrt. Wie Manches ward da zusammengedrängt gefragt, geantwortet, erzählt. O, wie manche Thränenstunde wird oft durch wenige Augenblicke vergütet!

Wir kamen zum Stadtthor, und um weniger Aufsehen zu erregen, schieden die Wagen. Schon war es in der Stadt ruchbar geworden, daß ich heute zurückkommen würde; so frühe aber hatte man mich nicht erwartet. Kaum hatten uns Einige am Thore erblickt, so lief es wie ein Lauffeuer die Stadt hinauf, daß ich eben komme. Es mag wider die Bescheidenheit scheinen, aber es ist Wahrheit, und es scheint Pflicht der Dankbarkeit, die Wahrheit zu sagen, daß die Freude meiner Mitbürger ungemein groß war, daß von allen Seiten mir frohe, liebevolle Gesichter begegneten, daß ich nicht Hände genug hatte für Alle, die mir die Hand reichen wollten.

Endlich erreichte ich das liebe Pfarrhaus zum St. Peter, wo die Nachbarn zu meiner Bewillkommnung zusammenströmten. Freunde, die herbeieilten, brachten einen Theil ihres Mittagessens mit, und des freundschaftlichen Fragens und Erzählens war kein Ende.

Ich mußte mich losreißen, um der Schwester von Freund Hirzel und der Gattin von Freund Pestalozzi Nachrichten von den Zurückgelassenen zu bringen und sie zu versichern, daß die Lieben bald nachkommen würden.

Sodann ging ich am Arme meines Sohnes zu General Hotze, ihm für seine Attention für mich zu danken. Der Hingang war beinahe noch freudiger, als mein Einzug des Mittags; wer mich am Arme meines Sohnes über die Straße gehen sah, schien doppelte Freude zu äußern. Man zog die Hausglocken, da man mich kommen sah, daß die Fenster bald besetzt waren. Wie einen Bruder und einen Herzensfreund seines Bruders umarmte mich der General, und Alles, was ihn umgab, schien von theilnehmender Freude durchdrungen.

Als ich nach Hause zurückkam, riß ich mich aus der freundschaftlichen Zerstreuung und dem Zuströmen von Freunden und kaiserlichen Offizieren eine Weile los und schloß mich in mein oberes Schlafzimmer ein, und suchte die Wonne des Alleinseins und des Nachdenkens über alles Geschehene, Genossene und über Gottes Absichten bei diesem Allem.

Kaum trat ich aus meiner Einsamkeit heraus, so erhielt ich ein ansehnliches Geschenk von einem auswärtigen reichen Freunde, bestimmt, mir auf den Tag meiner Zurückkunft übergeben zu werden. Ich möchte sagen, Gott verfolgte mich mit Freuden und Wohlthaten.

Auf Abends 5 Uhr hatte ich meine Freunde eingeladen, um auf einmal Alles zu erzählen, was ihnen interessant sein und mir das unaufhörliche Wiederholen ersparen konnte. Sie kamen, und mannigfaltige, nicht unwürdige Menschenfreuden wurden von uns Allen, nicht ohne innere Lobpreisung Gottes, genossen.

So, Lieber! endigte sich diese Epoche meines Lebens. O möchte die, in welcher ich jetzt lebe, sich auch bald endigen! Doch Alles endigt sich, und endigt sich aufs Beste. Diese Ueberzeugung, hoffe ich, wird mich niemals verlassen. Ich umarme Sie im Geiste.

Zürich, den 11. XI/ 1800.

L.

Einundvierzigster Brief.

Erste Beschäftigung in Zürich. Predigt am ersten Sonntag nach der Zurückkunft. Besuch beim Erzherzog Karl in Kloten.

Lieber Freund!

Noch ein Paar Worte von meinen ersten Beschäftigungen in Zürich. — Kaum konnte ich den häufigen und beinahe ununterbrochenen Besuchen östreichischer Offiziere, unter denen mehrere meine Freunde und Korrespondenten waren, entrinnen; kaum die dringendsten Besuche machen bei den Frauen der Deportirten, die sich nach der Zurückkunft ihrer Männer sehnten; ich mußte, um auch etwas bei mir selber sein zu können, mich in eines Freundes Haus einschließen. Es gelang mir. Ich vollendete die oft berührte Sonntagspredigt, die mir so feierlich und wichtig war, als irgend eine in meinem Leben.

Ich hielt sie Sonntags den 18. August vor einer vollgedrängten Versammlung, welcher eine große Menge östreichischer Offiziere und Soldaten mit großer Aufmerksamkeit beiwohnten. Der Text war über die Frage: Was sollen wir thun? (aus Lukas III, 10). Obgleich die Predigt gedruckt ist, so muß ich doch wenigstens den, obgleich etwas weitläufigen Eingang und den Beschluß, der mich betrifft, hersetzen; theils weil es zu meiner Deportationsgeschichte wesentlich zu gehören scheint, theils weil so wenige als keine Exemplare dieser Predigt nach Deutschland gekommen sind.

Im Eingang sagte ich Folgendes:

„Meine andächtigen und in Jesu Christo, unserm einzigen, ewig angebeteten Herrn und Heiland, herzlich geliebten, aufs Neue mir unaussprechlich willkommenen, mir wiedergeschenkten Zuhörer! Freunde! Fürbitter! Brüder! Schwestern!“

„So ist es denn wirklich wahr, daß ich Euch wieder sehe? daß ich wiederum an dieser heiligen Stätte stehe, wo ich, ach! seit dem letzten Pfingstmontage, dem 13. Mai, nicht mehr stand?“

„So ist es denn kein Traum, sondern Gewißheit, daß die Vaterhand meines Gottes, die mich durch ein sonderbares Verhängniß von den Meinigen, von meinen Freunden, von meiner theuern, vielgeprüften Vaterstadt und von dir, meine liebe Gemeinde, eine Zeit lang, ja wohl eine für unsere Herzen lange Zeit, trennte, daß die treue, anbetungswürdige Vaterhand mich wieder hieher führte, und mich mit so vielen Liebenden und Geliebten, nach deren Anblick so oft meine ganze Seele sich sehnte, wieder zusammenbrachte?“

„O guter, väterlicher Gott! Wie soll, wie kann ich danken? Wie mich freuen und anbeten? Wie sonderbar und verehrenswerth sind deine Führungen!“

„Welche süße Freuden bereitest du uns durch bittere Leiden!“

„Wie wohlthätig, wie seelerquickend ist dein freundliches Wiedervereinigen, wenn du getrennt hast!“

„O rührender Anblick, die freundlich bewillkommnenden Blicke eines ganzen Volkes!“

„O selige Stunde des fröhlichen Wiedersehens, nachdem so manche drohende, schreckliche Gefahr so glücklich vorübergegangen ist!“

„O gegenwärtige, liebliche, köstliche, unvergleichbare Stunde! Ich kann wohl sagen: Lieblichste, köstlichste Stunde meines irdischen Lebens, was gleicht dir? O herzerhebender, entzückender, heiliger Moment! So etwas, wie jetzt, fühlte ich noch nie, weder an dieser, noch an irgend einer andern je von mir betretenen Stätte.“

„Nein, auszusprechen vermag ich nicht, mit welchen neuen war-

men Empfindungen, mit welcher noch nie gefühlten Rührung, mit welcher innigen Freude, mit welcher Dankbarkeit gegen Gott und Menſchen ich wiederum hier ſtehe. Wahrlich, mein Herz iſt zu voll, als daß ich ſprechen könnte, wie ich ſprechen ſollte. Ein Gedanke verdrängt und eine Empfindung verſchlingt die andere."

„Verzeiht mir, wenn ich heute Manches vergeſſe, das nicht vergeſſen werden ſollte; Manches nicht in der Ordnung ſage, wie es geſagt werden ſollte; wenn ich Manches wiederhole, das ſich mir oft wie aufzudringen ſcheint."

„Genug — ich ſtehe wiederum da, wo ich eigentlich hingehöre; da, vor dem Angeſichte meiner theuern Gemeinde, die mir nun natürlicher Weiſe wiederum ſo viel lieber ſein muß, da ich ihrer ſo lange und gerade in den allerwichtigſten Zeitpunkten entbehren mußte, und die mir bei jedem Vorfalle, von welchem ich freilich ungerne öffentlich ſpreche, und von welchem ich doch auch nicht ganz ſchweigen kann, neue beſchämende und ermunternde Beweiſe ihrer treuen Liebe gab."

„Guter Gott! Mehr als den Viertheil eines Jahres mußte ich von dieſer lieben Stelle entfernt bleiben, — und ich dachte, mir wenige Tage in einem benachbarten Bade meine wankende Geſundheit wieder zu befeſtigen. Es war nicht der Wille der Alles lenkenden Vorſehung, daß ich dort finden ſollte, was ich ſuchte. Nur anderthalb Tage konnte ich daſelbſt in der erwünſchteſten Ruhe hinbringen. Sie kam, die vorher wohl, aber damals am wenigſten erwartete Stunde, die unvergeßlichſte Stunde — erſt der Erholung nach einer ſchmerzenvollen Nacht — dann des Ueberfalls von einigen obrigkeitlichen Beamten, die mich mit einem Mal aus den treuen Armen meiner weinenden Gattin, gleich einem feindſeligen Ruheſtörer, weghob, und mich, wie einen Verbrecher, allen Staatsgeſetzen zuwider, ohne daß ich ahnen konnte, warum, nach Baſel abführte! Unvergeßliche Stunde, von Gott mir durch Menſchen geſendet! Quelle ſo mancher heilſamen Leiden und ſo mancher genußreichen Freuden! ſo mancher

neuer Gedanken, Gefühle, Erfahrungen! Welche ſtille Thränen und kindliche Seufzer hatteſt du in deinem Gefolge! Doch, nie einen Seufzer der Unzufriedenheit mit den Schickungen Gottes, keine Zähre bittern oder murrenden Mißmuthes, am allermindeſten einiger Rache gegen die Urheber dieſer Entführung" — — —.

Noch eins, Lieber! Auf Dienſtag, den 20. Auguſt, wurde ich durch Herrn Oberſt Blonquet, der leider nun neben dem tapfern General Hotze im Kriege ſeinen Tod fand, zu ihrer königlichen Hoheit, dem Erzherzog Karl, nach Kloten, zwei Stunden von Zürich, wo das kaiſerliche Hauptquartier war, eingeladen. Blonquet ſandte mir ſeinen Wagen, und ich fuhr des Morgens mit meinem Sohne hin; der Erzherzog unterredete ſich mit mir wohl eine halbe Stunde über Verſchiedenes. Die Franzoſen, die von dieſem Beſuche hörten, ſollen ſehr unzufrieden damit geweſen ſein, und ich weiß nicht, welche Verräthereien dabei geahnet haben. Die Schwachen! Fürs Erſte hatte ich gar nichts zu verrathen. Ich wußte nichts und hatte von den militäriſch franzöſiſchen Angelegenheiten und Lagen nicht die mindeſte Kunde. Sodann fiel es dem Erzherzoge nur nicht bei, die geringſte Frage zu thun, die mich deßhalb in Verſuchung und Verlegenheit hätte ſetzen können. Er ſprach ſo beſcheiden und billig von den Franzoſen, daß jeder billige Franzoſe mit Luſt zugehört haben würde. Freilich verhehlten wir uns auch nicht die ſchreienden Inkonſequenzen, Widerſprüche, Gewaltthätigkeiten und Unthaten, deren ſie ſich ſchuldig machten.

Daß ich dem Erzherzoge mein Vaterland und Zürich beſonders dringend empfahl, wird Niemand befremden können. Er gab auch hierüber die klügſten und huldreichſten Antworten.

Das Eine und Andere ward auch über das Deportationsweſen, jedoch ganz glimpflich, geſprochen.

Am meiſten aber über die Unentbehrlichkeit des Glaubens an eine Alles lenkende Vorſehung. Er ſprach mit lebendiger Ueberzeugung davon. Und in der That, wer müßte in dem gegenwärtigen

unabsehlichen Gewirre, worein uns die Franken und Revolutionärs gesetzt haben, ohne diesen Glauben nicht verzweifeln.

Der Erzherzog hatte die Güte, mich und meinen Sohn zum Mittagessen einzuladen, wo die Bekanntschaft mit einigen klugen und tapfern Generalen und höchsten Personen mir nicht wenig Vergnügen machte.

Ich fuhr dann bei dem bei Seebach neu errichteten russischen Lager zurück, und erstaunte über die Ruhe, mit welcher so viele Tausende das genußloseste und beschwerdenvollste Leben hinträumten.

Soll ich Ihnen mein Urtheil über den Erzherzog in zwei Zeilen sagen?

Suchst du seltene Menschen, so suche den seltensten, Karl, auf.
Lamm und Jungfrau und Kind; Mann und Löwe und Held.

Noch muß ich Ihnen, mein Lieber! sagen, daß meine beiden Freunde Hirzel und Pestalozzi wenige Tage nach mir, ungefähr auf dieselbe Weise, nur durch andere Mittelspersonen, bei den fränkischen Vorposten durchkamen und dann die nöthigen Päße erhielten. Unbeschreiblich war meine Freude, die Freude der Ihrigen, ja der ganzen Stadt, als sie Donnerstag den 22. August in Zürich anlangten.

Adieu, Lieber!

Zürich, den 24. XI. 1800.

L.

Ist Saul auch unter den Propheten?

Oder

Briefwechsel

zwischen

Herrn J. C. Lavater,
Pfarrer bei St. Peter in Zürich,

und

B. Joh. Jakob Erlacher,
Küfermeister in Basel.

Basel, den 13. Brachmonat 1797.
Im Friedensjahre.

An Herrn Pfarrer Lavater!

Es wird allhier im Bischoffischen Buchladen eine Predigt um 6 kr. das Stück verkauft, betitelt: Friedens-Predigt, gehalten den 14. Mai in der St. Peterskirche in Zürich. Da viele meiner Freunde, wahre Republikaner, nicht glauben wollen, oder nach Ihren so schönen republikanisch-schweizerisch klingenden Freude- und Freiheitsliedern nicht glauben können, daß Sie dieselbe gehalten, so habe ich die Freiheit, Ihnen hiemit anzuzeigen, daß in derselben, so schön und gut sie sonst ist, gewisse Stellen seien, die ganz nicht zürcherisch tönen. Diesem, jedem rechtschaffenen Schweizer schätzbaren Kantone haben wir bisdahin die Ruhe und den Frieden, so wir genossen, zu verdanken; und dieß macht mich selbst glauben, daß hoffentlich nicht die Schweizergeistlichen diese süße Ruhe mit ihren giftigen Ausdrücken uns rauben werden. Bedenken Sie, daß Buonaparte den Geistlichen gepredigt hat; bedenken Sie, daß es ihm ein Kleines wäre, Ihnen auch zu predigen. Ein Glück, daß nicht alle Ihrer Profession denken und thun wie Sie. — Denken und reden läßt sich wohl Vieles, aber auf der Kanzel soll der Geistliche seinen Nächsten, seinen Nachbarn

nicht verachten; er soll vielmehr die Liebe des Nächsten anempfehlen, als dagegen sprechen. Auf Antwort bringe ich nicht; wenn ich keine bekomme, so glaube versichert zu sein, daß Sie also diese Predigt, so wie sie gedruckt, gehalten; und dann rathe Ihnen, Aber zu lassen, es ist dann hohe Zeit.

Erlacher beim Rheineck, Freund der Republikaner und Feind der Tyrannen, deren, die sich Väter nennen, und Väter sind, die Niemand kennen.

An Herrn Erlacher, beim Rheineck in Basel!

Ich erhalte heute von Herrn Erlacher aus Basel, einem sich unterschreibenden Freunde der Republikaner und Feinde der Tyrannen, einen Brief, aus dem ich überhaupt sehe, daß Herr Erlacher mit der gedruckten Friedens-Predigt von mir nicht zufrieden scheint. Dieß muß ich mir ganz natürlich gefallen lassen. Jeder hat die Freiheit, zu denken, wie er will. Es wäre mir leicht gewesen, Allen zu gefallen, wenn ich meinem Gewissen nicht gefolgt hätte. So wenig indeß Macht ein Recht gibt, das man sonst nicht hat — oder deutlicher, etwas, das nicht Recht ist, zum Rechte macht, so wenig sind Machtsprüche Vernunftsprüche.

Sagt man einem nicht verächtlichen Menschen, daß man mit etwas, was er gemacht, nicht zufrieden sei, — so ist bisher und vor den Zeiten des erzdespotischen Sanskülotismus unter gesitteten Leuten die Sitte gewesen, klar, bestimmt, mit ruhiger, beweisender Vernunft und Würde und einem Tone, der respektabel machte, zu sagen, worin und warum man nicht zufrieden war. Man überließ triviale Allgemeinheiten und unbestimmtes Parteigeistgeschrei einer tiefern, weniger gesitteten Menschenklasse.

Wenn Herr Erlacher die Billigkeit und die ruhige Vernunft haben wird, sich an meine Stelle zu setzen, so wird er finden müssen, daß ich auf klagende Allgemeinheiten, als ein vernünftiger,

Wahrheit und Recht liebender Mann, nicht das geringste Gewicht legen, und solche anders nicht als unleidlichen Despotismus taxiren und verachten kann.

Die ruhige Vernunft, diese einzige rechtmäßige Beurtheilerin, die von keinem Parteigeiste, als dem für die Wahrheit und das Recht etwas weiß, wird Herrn Erlacher sagen, daß ich nicht für oder wider Buonaparte (den ich übrigens, wenn Einer, sehr bewundere) predigen konnte noch wollte, und ich kann Ihn versichern, daß ich alle Augenblicke bereit stehe, mich gegen diesen Helden ruhig zu verantworten, wenn ja sein Siegesglück ihn dumm und dreist genug machen könnte, mich dieser Predigt wegen zur Rede zu stellen. So wenig als mit Hinsicht auf diesen außerordentlichen Mann, predigte ich nach dem Geschmacke der Maratisten, Robespierristen, Königsmörder, Königsmordsvertheidiger, Königsmordsfestfeierer, Inviolabilitätszusicherer und Inviolabilitätsvioliver — und aller dieser Scheusale der Revolution, dieser Schande der Menschheit, dieser Freiheitspharisäer. Gott bewahre mich, daß ich je ein Wort sage, welches nicht Zeuge von tiefer Verachtung dieser Erzungeheuer des Despotismus, dieser gefährlichsten Tyrannen der Menschheit wäre, welche mit dem Worte Freiheit und Menschenrecht das gewissenloseste Spiel treiben. So sehr die Liebe mich verpflichtet, ohne die sichersten Beweise keinen helvetischen Republikaner für einen theilnehmenden Billiger dieser gepriesenen Gräuel zu halten, so müßte ich doch blinder als blind sein, wenn ich nicht sähe, daß es inner der Grenzen der Schweiz solche Schiefköpfe gäbe, vor denen die redlichen Seelen billig zu warnen sind, und schwächer als schwach, wenn irgend ein roher Zuruf eines Schweizers mich stumm machen könnte, sie alles Ernstes zu warnen. Ich bin nie durch irgend ein Geschrei irre gemacht oder meine immer gleich festen Grundsätze zu ändern bewogen worden. Ich schreie mit Gründen wider das Blutvergießen — geschehen durch Uebermacht der Gewalt oder des Glücks — sollen Könige oder sollen Landleute von Stäfa hingerichtet werden.

Namen, Wörter, Geschrei, Sobriquete machen kleine pöbelhafte Seelen wankend und sich selbst widersprechend; Lavatern gewiß nicht. Despotismus in allen Gestalten, in denen des Monarchismus, des Anarchismus, des Sanskülotismus, — Despotismus mit dem Schwerte oder mit der Kutte oder mit der Feder, im öffentlichen Blatte oder Privatbriefe, ist mir gleich verhaßt, und diesem arbeite ich unaufhörlich auf alle Weise entgegen.

Ist in meiner Friedens-Predigt ein Gedanke (ich stehe zu jedem gedruckten Worte), der nach dem Urtheile der Vernunft, des Evangeliums und des Gewissens nicht Stich hält: man zeige mir ihn, man beweise es; aber man thue es auf eine ernsthafte, unpöbelhafte, würdige Weise, ich werde ihn öffentlich gestehen, zurücknehmen, vergüten; aber mit Drohungen und rohen Vorwürfen soll man mich nicht zu überzeugen suchen. Solch' ein Benehmen verdiene ich nicht; erniedrige mich auch nicht, irgend einen niedrigen Ausdruck mit einem niedrigen zu erwiedern. Vorwürfe ohne Beweise scheinen mir derselbe intolerable Despotismus zu sein, wie Hinrichtung ohne Verbrechen, Gefangennehmung ohne Schuld, Verurtheilungen ohne Verhör. Wenn Beweislosigkeit bei Anklagen Freiheit ist, dann bewahre Gott uns vor Freiheit. Die Summe meiner Antwort also, mein Herr Erlacher, ist kurz und einfach die, welche einmal Einer, dessen Namen zu nennen ich nicht werth bin, dem ertheilte, der ihm einen Backenstreich gab:

„Hab' ich unrecht geredet, so beweise es, daß es unrecht sei;"
„Hab' ich aber recht geredet, was schlägst du mich?"

Zürich, Mittwochs den 14. Juni 1797.

Johann Kaspar Lavater,
Pfarrer.

Basel, den 27. Juni 1797.

Herr Pfarrer Lavater!

Wie schon gemeldet, rechnete ich auf keine Antwort; höchstens: Bleibe bei deinem Leisten. — — —

Aber wie strich ich mir den Bart, als ich so viel schwarz auf weiß von Ihrer eigenen Hand an mich einfältigen Küfermeister, der so etwas in Tag hinein an Sie gekritzelt hatte, geschrieben, mit meinen unwürdigen Augen erblickte!

Ihr Brief machte mir ausnehmende Freude. So ein Leichtes es Ihnen sonst ist, mit dem schärfsten Seherblicke, nicht nur in das Gegenwärtige, sondern auch in das Zukünftige zu dringen, so würden Sie sich doch vergebens anstrengen, meine Freude auszuspähen.

Sie kam zum Theile daher, daß es mir wohl that, zu sehen, wie auch Sie den Adamssohn nicht ganz verläugnen können, und sich von Ihrem Eifer dahinreißen lassen, ein Bißchen zu schimpfen, zwar mehr als Hofmann, auf eine verstecktere Art, wobei Sie sich immer eine Hinterthüre zu menagiren wissen, worauf ich mich freilich als ein Laie nicht so gut verstehe.

Anderntheils machte es mir eine Freude, von Demjenigen mit einer Aufforderung zum Kampfe beehrt zu werden, der schon so manches Abentheuer bestanden, und der es dem Buonaparte selber als eine Dummheit und Dreistigkeit ausdeutet, wenn dieser sich's sollte beigehen lassen, ihn wegen seinem beständigen Scharmuzieren mit den Freiheits- und Gleichheitsvertheidigern zur Rede zu stellen.

Weil Sie es haben wollen, so wage ich ein Gängchen mit Ihnen, aber nicht um zu siegen; denn wie könnte ich armseliger Küfer im Ernste es mit einem sieggewohnten Kämpfer, wie Sie sich schon seit vielen Jahren erwiesen haben, aufnehmen.

Ich halte mich nur an die letzte Seite Ihrer an sich selbst vortrefflichen Predigt, und übergehe die Stiche, die Sie hie und da in derselben der Freiheit und Gleichheit auf eine schiefe Weise geben, ohne, wie es doch einem Lehrer der Wahrheit, der daneben ein

Schweizer und republikanischer Liederdichter ist, geziemt hätte, die Schlacken von dem Wahren abzusondern und eine an sich gerechte Sache nicht mit dem Mißbrauche derselben zu verwechseln. Auch übergehe ich die schiefen Dolchstiche, womit Sie die Aufklärung über die Menschenrechte zu morden suchen, da Sie doch, als ein wahrheitsliebender Philosoph, nie das Kind mit dem Bade ausschütten sollten. — In unserer Bibel, sagen Sie, steht von Menschen, die blühten eine Zeitlang u. s. w. Könnten nicht die Franken mit größerm Rechte diese Worte für sich geltend machen?

Wie sehr ist die Blüthe der Bourbonen und anderer Frankenfeinde gefallen? nach wie vielen fragt man nun seit Kurzem vergebens? wessen Herrschaft ist schlüpfriger, als die des alten Sklaven-Systems, wenn es schon unter Republikanern selbst so viele und warme Vertheidiger hat?

Alles Toben und Wüthen seiner Verehrer, ihr Geschrei, ihr Himmel-, ihr Erdebewegen, ihre Inquisitionen ꝛc. können das Wort von den unverlierbaren Menschenrechten nicht mehr vertilgen; es hat Wurzel gefaßt, und wird zu einem Baume wachsen, unter dessen Schatten sich die Menschen freuen werden.

Daß es mit Blut gedüngt worden, und vielleicht noch wird gedüngt werden; daß so viele seiner Pflanzer selber ihr Leben eingebüßt, und so viele Bösewichter von innen und von außen seine Keime zu vergiften getrachtet haben, das nimmt seinem wahren Werthe nichts; denn wenn dieß wäre, so müßte das Wort des Evangeliums, so müßten alle Arbeiten der Reformatoren verdammt werden. Wenn auch alle Blutscenen, welche der Revolution zur Last gelegt werden, wahr sind, so sind sie in keine Vergleichung zu setzen mit denjenigen, die seit bald 2000 Jahren im Namen und zu Ehren Jesu und seines Evangeliums geschehen sind; und woran, nehmen Sie mir's nicht übel, die Geistlichen den größten Antheil genommen hatten, von welchen Gräuelscenen wir nicht den 10,000sten Theil wissen, weil kein so vollständiges Register darüber, wie über die fränkischen, gehalten worden ist.

Es scheint in dem Rathe der Vorsehung beschlossen zu sein, daß jede große, der Menschheit wichtige Wahrheit mit Blut muß erkauft werden; dieß ist auch natürlich, denn alle die, denen der Betrug und Irrthum lieb ist, sträuben sich dagegen. — Fürsten, Adelige und Geistliche haben sich bei dem bisherigen Unterdrückungssystem allzuwohl befunden, als daß sie demselben gutwillig hätten entsagen sollen.

Die Stimme der Menschenrechte mußte überschrieen werden; sie mußte durch alle verrätherische Kniffe jesuitischer Kabalen vor dem jetzigen Zeitalter stinkend gemacht werden, und besoldete Blutmänner mußten Gräuel auf Gräuel häufen.

Wer dieß Alles nicht sieht, muß blinder als blind sein.

Ihre Bibel sagt: Wer sich selbst erhöhet, wird erniedrigt werden, und: Mit dem Maße, womit du misset, wird dir wieder gemessen werden. O ihr Thoren und trägen Herzens! ihr tappet nach dem, das ferne ist, und achtet nicht auf die Zeichen gegenwärtiger Zeit. — Wer hatte sich bis dato über alle göttlichen und menschlichen Rechte erhöhet? wer hat Millionen und Millionen Menschen seit undenklichen Zeiten als Lastvieh angesehen und sie mit einem eisernen Szepter herumgetrieben? wem hat Europa die unaufhörlichen landverderblichen Kriege zu verdanken? durch wen sind die unzähligen Bastillen mit so vielen der Edelsten im Volke gefüllt worden, welche, des Tageslichts beraubt, ihren Körper lebendig der Fäulniß und den Würmern Preis geben mußten? Wie viele Scheiterhaufen hat der Pfaffenhaß, wie viele Rabensteine das Schwert der Ungerechtigkeit bevölkert! Wer hat dieß Alles und noch viel Mehreres gethan? wer hat sich mehr erhöht als diese, die nun so sehr erniedrigt werden, und wem ist wohl mehr mit dem Maße gemessen worden, mit dem sie Andern gemessen haben? Steht nicht auch in Ihrer Bibel: Herr, du bist gerecht und alle deine Gerichte sind gerecht?

Ihre Bibel sagt: Wer hat je seine Hand an den Gesalbten des Herrn gelegt und ist ungestraft geblieben?

Was Sie unter dem Worte Gesalbten des Herrn verstehen, weiß ich nicht; vermuthlich ist nach Ihren Begriffen ein Gesalbter des Herrn gleichlautend mit dem Worte König, sei er von welchem Volke der Erde er wolle. Aber Sie bedenken nicht, an wie viele solcher, sowohl eigener als fremder, Gesalbten das Volk, das in Ihrer Sprache das Volk Gottes genannt wird, seine Hand gelegt hat, ja nicht nur an sie, sondern auch an ihre unschuldigen Weiber und Kinder, öfters sogar auf Befehl seiner Geistlichkeit. Wie ist nicht überdieß das heilige Volk mit den Kananitern umgegangen? wurde nicht Alles rein geplündert und vom Greise bis auf den Säugling ermordet? Wer hat seine Hand an den Gesalbten Gottes gelegt und ihm wohl zehnmal Todesangst verursacht? Da dieß am grünen Holze geschah, — konnte an dem dürren etwas Besseres erwartet werden?

Daß das Frankenvolk ein dürres, verzehrendes Holz ist, wer war daran Schuld, als eben seine Gesalbten und ihre Helfershelfer, besonders seine geinselten Wölfe in Schafskleidern?

Die französische Geistlichkeit, für die Ihr Herz so sympathetisch schlägt, hatte kein Gefühl für die Menschenwürde. An ihren Heerden war ihnen nur die Wolle lieb, und so wurden sie auch geschoren und geschoren, bis das Blut nachging. Die vielen Blutschulden der Franken liegen größtentheils auf dem Gewissen ihrer Geistlichkeit. Hätten diese dem Volke nicht mit Schande vorgeleuchtet; — hätten diese, statt eiteln Menschentand Jahr aus Jahr ein denselben vorzukramen, an der Bildung ihres Geistes und Herzens gearbeitet; kurz, wäre nicht von weltlichen und geistlichen Gesalbten auf die allerunverantwortlichste Weise die Erziehung der Jugend vor der Revolution versäumt worden, so wäre es mit den Gräueln in der Revolution gewiß nicht so weit gekommen.

Sie bedauern den unglücklichen Tod des fränkischen Gesalbten, und darin handeln Sie der Menschheit gemäß. Aber haben Sie nicht auch Thränen für die vielen Millionen ungesalbter Köpfe, die

von den Gesalbten sind abgemähet worden? Freilich wissen nicht alle Leute, so wie Sie, die Gesalbten des Herrn zu schätzen; denn um derselben willen haben Sie schon manchmal Ihre anvertraute Heerde verlassen und große und beschwerliche Reisen übernommen; wie oft haben wir Sie nicht schon in Basel gesehen, um fürstliche Personen von Angesicht zu Angesicht zu sprechen?

In meiner Bibel steht nicht, daß Ihr Herr und Meister es auch so gemacht habe.

Wenn ich mir nicht ein Gewissen machte, Ihre kostbaren Augenblicke und Ihre Geduld zu mißbrauchen, so würde ich Ihnen auch Einiges aus der Schweizergeschichte, z. B. von den Gräueln, die mit den einheimischen Kriegen verknüpft waren, als Pendant zu den Gräueln der neuen Republikaner, freilich ohne Rücksicht auf die Menge der handelnden Personen, anführen, — allein das wissen Sie besser als ich.

Ich schließe also.

An Herrn Erlacher beim Rheineck in Basel.

Es ist, mein Herr Erlacher, nur um die Frage zu thun: „Hat Ludwig, der gemordete König, verdient, ein Würger seiner Schafe zu heißen, und ist's nicht eine himmelschreiende Mordthat, den zu tödten als einen Tyrannen, dem kein Sterblicher, ohne tyrannische Härte, den Namen Tyrann geben darf, und dem man Inviolabilität zugesichert hatte?“

Alles, was Sie sagen, berührt den Hauptpunkt nicht, und ist also total nichts, als Schwadronireret. Ich bin überzeugt, daß, bis diese Blutschuld getilgt ist, das Glück der Nation, es mag jetzt so glänzend sein, als es will, nichts als Meteor ist. Dieß ist meine Meinung, die keinen Werth hat, bis der Erfolg sie bestätigt hat. Aber einst denken Sie daran! Darauf ist also keine Antwort nöthig; aber — der Königsmord ist ein Verbrechen, und die Feier des Königs-

mordes ein Nationalgräuel, der allen bessern Franzosen, die in dem Zeitpunkte des Freiheitsgebrülles sprechen dürfen (nämlich wo kein Freiheits-Despot sie stört), gleich einleuchtet; auf diese That und die Feier dieser That zielt mein leiser Wink in der Predigt. Da ist keine Hinterthüre nöthig, wie Sie, delikater Mann, sehr indelikat sagen.

Noch ein Wort, das mich betrifft, mit Sanftmuth und Würde. Finden Sie es bei ruhigem, unsansculotischem, humanem Nachdenken, human oder inhuman, hart, erzhart, oder edel, menschenfreundlich, mir, dem beladensten Miethlinge, der Jahr aus und ein keine Predigt versäumt — weder am Sonntag noch in der Woche — Verlassung seiner Heerde vorzuwerfen, wenn er alle zehn Jahre eine Reise, zu der er so viel als berufen ward, macht? Oder finden Sie es delikat, es mir vorzuwerfen, wenn ich meiner Gesundheit wegen mich mehrmals, oder allenfalls meiner Erholung wegen, mich nur einige wenige Male drei bis vier Wochen entferne, Freunde (seien es auch Fürsten) besuche, und in dieser Ruhezeit oder Kurzeit Kranke besuche und predige?

Lieber Erlacher, wenn dieß nicht hart ist, was ist hart? Eben weil die Revolution so hart macht, und nur insofern sie hart macht, bin ich ihr von Herzen gram.

Kein Mensch auf Erden kann ein größerer Freund der bürgerlichen Freiheit sein, als ich; aber eben weil ich das bin und alles Unrecht, alle Härte von Herzen hasse, so betrübt es mich täglich, daß ich täglich sehen muß, wie die lautesten Freiheitsrufer die härtesten Despoten in ihrem Hause, die undankbarsten Geschöpfe gegen ihre Wohlthäter, und die liebloseſten Beurtheiler der unschuldigsten Handlungen der rechtschaffensten Menschen sind. Ich könnte, o wie viele Beispiele anführen. Machen Sie sich, lieber Erlacher, ja nie verdächtig, daß Sie hart sind, oder Härte und Mord der Unschuld, oder Verurtheilungen begünstigen, die die edelsten Herzen verwunden.

Zürich, den 2. Juli 1797.

Johann Kaspar Lavater.

An Herrn Lavater, Pfarrer in Zürich.

So ist denn nun Ihr mit Riesenkraft geführter Schlag vollbracht! Ich armer Ohnehosen (denn zu dieser Menschenklasse zählen Sie mich) liege zu Boden gestreckt, und vergebens ermanne ich mich, um, wie ein besiegter Hahn, dem triumphirenden Gegner sein Te Deum laudamus nachzukrähen.

Doch gerne überlasse ich Ihnen die Ehre des Sieges, und was ich noch vorbringe, müssen Sie bloß als das letzte Röcheln des niedergeschmetterten Kämpfers ansehen.

Sie behaupten, daß ich in meinem vorigen Schreiben den Hauptpunkt nicht berührt habe, und daß Alles, was ich gesagt habe, total nichts — als schwadronirt sei. Es kann sein, daß ich als ein Handwerksmann den Hauptpunkt Ihrer Predigt, der, wie Sie sagen, ein bischen versteckt liegt, übersehen habe, und daß nur Ihren Eingeweihten gegeben war, zu wissen, wo in Ihrem Königskuchen die Bohne liege.

Wenn ein Satz in einer Predigt ein Hauptgedanke sein soll, so müssen alle Theile derselben sich um ihn drehen, und der Zuhörer muß wissen, wohin er seine Gedanken vorzüglich richten soll; das wird ja aber nicht durch einen leisen Wink erzielt. Der Hauptpunkt einer Feiedenspredigt ist Friede, meiner einfältigen Meinung nach. Sie haben auch viel Schönes darüber gesagt; aber man braucht kein Salomo zu sein, um zu sehen, daß Sie, statt ein Friedens-Herold zu sein, lieber die Allarm-Trommel anhängen und den sich legenden Haß gegen die Franken, oder vielmehr gegen die Lehre von den Menschenrechten, wieder aufschrecken wollten, und da man Ihnen zu Leibe geht, eilen Sie Ihrer Hinterthüre zu, stellen sich hinter den Königsmord und behaupten jetzt, dieser sei der Hauptpunkt Ihrer Predigt gewesen. Wenn das nicht eine Hinterthüre ist, so gibt es keine.

Sie sagen: so lange die Blutschuld der Franken, die sie sich durch Hinrichtung des Königs zugezogen haben, und vor welcher alle

anderen Millionen Blutschulden, welche vor und während der Revolution begangen worden sind, Ihrer Meinung nach verstummen müssen; so lange diese Blutschuld nicht getilgt ist, sagen Sie, gebe es kein Glück für die Franken.

Einem Theologen, der in Gott nur einen Rächer der Sünden der Väter an den Kindern und Kindeskindern erblickt, wenn es schon in der nämlichen Bibel steht, der Sohn soll nicht tragen die Missethat seines Vaters, ist eine solche Jonas-Hoffnung zu verzeihen.

Aber sind Sie denn so ganz überzeugt, daß diese Blutschuld, über deren Größe noch viel gestritten wird, nur das Werk republikanischer Franken gewesen sei? Kennen Sie denn alle Intriguen derer, denen darum zu thun war, das französische Volk vor aller Welt stinkend zu machen? Glauben Sie etwa die Frankenfeinde zu delikat zu einem solchen Schritte? Daß das Glück der französischen Republik ein Meteor sein könne, gebe ich Ihnen zu; denn wie der Ruhm und das Glück einzelner großer Männer oft wie eine Seifenblase vergeht, so verschwindet auch oft der Ruhm und das Glück ganzer Staaten, wie eine Wetterleuchte.

Ihre Hoffnung und noch vieler edeldenkender Menschenfreunde ist nicht ohne allen Grund, daß es den nach Frankreich zurückgekehrten blut- und racheschnaubenden Emigranten und Dienern des Evangeliums mit Hülfe der im Lande gebliebenen Royalisten oder Pfaffenknechte gelingen werde, die allmälig sich herstellende Ruhe in diesem unglücklichen Lande aufs Neue zu untergraben, und unter dem Namen der Jesusgesellschaft, der honnettes gens, der Guten, der Menschlichen, der Religionsverehrer, der Gottesanbeter diejenigen, welche während der Revolution nur einen Funken von Republikanismus gezeigt haben, unter dem Namen der Königsmörder, der Terroristen, Anarchisten, Jakobiner, Sansculotten, Citoyens ꝛc. ꝛc. dem Herrn des Himmels und seinen Gesalbten auf Erden aufzuopfern.

Welch' ein herzerfreulicher Anblick wird es auch alsdann dem fernen christlichen Beobachter sein, wenn er sieht, welche heilige und

auserwählte Rüstzeuge sich der Herr zu seiner Rache ausersehen hat; wie nach der Verschlingung der Rotte Korah's, Dathan's und Abirams Moses und Aaron einander die Hand bieten und die ihnen anvertrauten Schafe so gut, so liebreich, oder wo möglich noch besser als jemals weiden.

Ob aber dieses herrliche Leben, wenn es je eintreffen sollte, von langer Dauer sein könnte, zweifle ich aus dem in meinem vorigen Briefe angebrachten Grunde.

Sie klagen über Härte, Lieblosigkeit, Undankbarkeit, welche die größten Verfechter der Menschenrechte sehr oft in ihren Häusern und außer denselben ausüben sollen, und weßwegen Sie, Ihrem Ausspruche nach, die Revolution hassen müssen.

Ist dieses Verfahren nicht unkonsequenter als unkonsequent, unphilosophischer als unphilosophisch?

Als Sie einmal, wie Sie in Ihrem Tagebuch erzählen, Ihre Magd Vieh gescholten hatten, war deßwegen die Lehre des Evangeliums, gegen die Sie damals handelten, eine hassenswürdige Lehre?

Weil es in Ihrem Stande viele grausame, harte, intolerante, heuchlerische, eigennützige Menschen, und sehr oft wollüstige, faule Bäuche gibt, wäre es nicht dümmer als dumm, wenn ich dem Evangelium deßwegen Vorwürfe machen oder wohl gar dasselbe mit Haß belegen wollte? Wie oft sind nicht die lautesten Religionsschreier die irreligiösesten Menschen?

Haben Sie nicht auch Freiheits-Eiferer kennen lernen, die das Gegentheil von denen sind, die Sie anführen? Wenigstens weiß ich Manchen, der sowohl in seinem Hause, als außer demselben und in seinem Berufe und Amtsgeschäften sich nicht nur als einen rechtschaffenen, sondern auch als einen liebreichen Mann zeigt.

Ich könnte Ihnen Viele nennen, die mit Gefahr ihres Lebens auch denen, die ganz entgegengesetzte politische Grundsätze haben, beigestanden sind; die auch unglücklichen Emigranten oft mehr thätige Hülfe geleistet haben, als mancher Sachwalter derselben; ich kenne

Manche, die bereit waren, ihre Vorliebe für die Sache der Franken den Pflichten fürs Vaterland aufzuopfern, und die, statt dasselbe zu verrathen, vielmehr selbst gegen die Franken, wenn sie sich feindlich gezeigt hätten, Blut und Leben gewagt hätten.

Herr Lavater! ich ende, und wage, Ihnen einen Rath zu geben:

Werfen Sie den guten Kern um der schlechten Schaale willen nicht weg!

Nichts für ungut. —

Herrn Erlacher, beim Rheineck in Basel.

Finale.

Zum freundlichen, würdigen, belehrenden Beschlusse unserer sonderbaren Korrespondenz, lieber Erlacher! noch sechs klare, einfache, endende Worte, wie wenn wir uns sprächen; denn kein anderes Wort soll man schreiben, als man in der Person eines nüchternen gesitteten Menschen sprechen würde. Ich würde Alles sagen dürfen, was ich schrieb.

1. Der Hauptpunkt meiner Predigt ist nicht der Königsmord, sondern der Friede; der Hauptpunkt unserer Differenz ist es nur. Wie konnte das mit ruhiger Vernunft verwechselt, und ohne Härte die Hinterthüre gesucht werden? Lieber! dieß zeigt mir klar, daß Sie das Klareste verdunkeln.

2. Wenn Frankreich das Gräuelfest der Gräuelthat des Königsmords wiederholt, so nimmt es an dem Morde Theil; also verurtheilt es sich selbst dann, sonst nicht, zur Königsmördernation.

3. Gott verhüte neues Blutvergießen; verflucht, wer sich dessen freut! verflucht, wer das wieder anzettelt, heiße er Demokrat, Royalist, Priester oder wie er will. Möge Alles sich demüthigen und recht thun.

4. Wenn ich kein Exempel weiß, daß ein Lusthaber an der

Revolution nicht härter, despotischer, unleidlicher geworden sei, als er war; aber sehr Viele, die man kaum mehr kennt, seit sie revolutionär sind; wenn ich die besten Menschen, die einst voll Bonhomie und Bescheidenheit waren, nun in beständiger Unruhe, Agitationen, Bitterkeit, Aufwieglerei und voll Inhumanität sehe, so daß sie selbst gestehen müssen, sie seien wie vergiftet und voll Hasses; wenn ich Briefe voll henkersmäßiger Freiheitsjublerei von Solchen gesehen, die einst fromm und lammhaft waren, so mag es meinem schwachmenschlichen Herzen jeder starkgeistige Scharfrichter übel nehmen oder nicht, ich bin logisch verbunden, die Revolution für die nächste, wahrste Ursache dieser abscheulichen Sinnesänderung zu halten und sie als solche zu verabscheuen; das Faktum ist unläugbar.

5. So wie ich auch alle Menschenrechte, die andern Menschen Ehre, Eigenthum und Leben nehmen, als teuflische Ungerechtigkeit verabscheue. Ist das Priesterstun, der verächtlich ist?

6. Wir lieben Beide das Recht, aber unsere Mittel sind ungleich. Sie achten Königsmord für das Mittel, ich Worthalten, das man so feierlich als möglich gelobt hat, — und damit in aller Freundlichkeit Punktum.

Den 14. Juli 1797. Lavater.

Schluß.

Ich lasse, wie billig, dem Herrn Lavater das letzte Wort. Wer um des Mißbrauchs willen eine an sich gute Sache verwirft, dem muß jeder Vernünftige Recht lassen.

In dem sechsten Artikel wird mir eine Behauptung zugeschrieben, die in meinen drei Briefen nirgends steht. Dieß ist, wie ich mir habe sagen lassen, bei theologischen und philosophischen Kämpfern üblich, und darum lasse ich mir's gefallen. Diese Sitte soll noch älter sein, als der Sanskülotismus.

Erlacher.

Mannigfaltiges
aus der
Handbibliothek.

Ein Bauer in Bengalen grub in seinem Acker einen Magnet hervor, am Gewicht von mehr als einem Zentner. Welch' ein Schatz! sagte zu ihm ein Bonze, der in der Naturkunde bewandert war. Euer Glück ist gemacht, aber ihr müßt mir den Magnet anvertrauen, um ihn glatt und auf den hervorstehenden und unförmlichen Seiten nach der Schnur eben zu machen, zuletzt um ihn gehörig einzufassen; nachher könnet ihr ihn auf den Markt zu Madras tragen; ihr werdet sehen, daß er doppelt sein Gewicht ziehen wird. Wie viel Zeit würde diese Zurüstung wegnehmen? fragte der Bauer. Vielleicht sechs Monate, war die Antwort des Bonzen.

In sechs Monaten kann ich todt sein, versetzte jener, und geradezu geht er nach Madras, um seinen Fund dem Meistbietenden zu verkaufen. — Eine Menge Leute liefen herbei, um den Magnet zu besehen, aber Niemand bezeigte Lust, ihn zu kaufen. Gut, sagten die Einen, das ist ein schwarzer Kieselstein! Wer hat je von einem zentnerschweren Magnet gehört! Andere dachten: Es möchte wohl ein Magnet sein; aber keiner war im Stande, seine Stärke zu schätzen.

Der Bauer, der auf dem Verkauf bestand, ließ ihn ausrufen, und kaum bekam er dafür so viel Pagoden, als er Lacqs Rupien sechs Monate später würde erhalten haben, wenn er ihn kunstmäßig hätte besorgen und einrichten lassen.

Wenn Zwei dasselbe sagen, ist es nicht dasselbe.

Sage heute dasselbe, was du gestern sagtest, es ist nicht dasselbe.

* * *

Ich könnte aus manchen neuern solchen deistischen Theologen Beweise vorlegen, deren Betragen in Ansehung des Christenthums gegenüber den erklärten Deisten mir so unwürdig und uneinfach wie möglich vorkommt. Es kommt mir vor, wie wenn ein blöder Hausfreund, um nicht zu sagen schlauer Hausdieb, über einen gewaltthätigen hausbestürmenden Räuber, mit dem er sonst, wo nicht gemeine Sache machte, doch in gutem Vernehmen stände, jämmerliche Grimassen machen, ihm alle Scheltworte anhänge, unterdeß ihm nicht nur etwa ein kostbares Meubel nach dem andern, sondern einen losgebrochenen Fußboden nach dem andern zum Fenster hinaus werfen würde, unter beständigem zornigem Zurufen: „Es ist doch keine Manier, mit ehrlichen Leuten so umzugehen, — so arg hat es uns doch Niemand gemacht“ — anbei die Hausgenossen freundlich versicherte, alle diese Meubeln, besonders auch die Bodenstücke seien entbehrlich, und wenn man sie nicht preis gäbe, wäre das Haus nicht mehr zu retten.

* * *

Ich entsage allem Anspruch auf gesunden Menschenverstand, wenn das Paulinische Christenthum und das dieser Theologen ein und eben dasselbe ist, und wenn diese dem Lessingischen Antichristenthum nicht näher sind, als dem altapostolischen Christenthum. Ein Christenthum, dessen Mittelpunkt nicht Christus ist, das Christo seine Herrschaft, seinen Einfluß auf die menschlichen Angelegenheiten und Schicksale, seine Verbindung mit dem gestorbenen, lebenden und künftigen Menschengeschlechte raubt, das zwischen Christus im Grabe oder im Himmel und der Christenheit auf Erde eine unübersteigliche Kluft befestigt, die alle Anbetung seiner Person zur Thorheit, und alles Zutrauen zu ihm selbst zur Schwärmerei macht; ein solches Christenthum, so fein es immer ausgesponnen sei, ist ein Antichristenthum. Und ein Mann, der sich für einen Lehrer der Christen ausgibt und zu einem Vertheidiger des Christenthums aufwirft, und Dinge sagt, die nach allem Menschengefühl kein Paulus und Johannes hätte gesagt haben können, oder Lehren verschweigt, die Paulus und

Johannes auf allen Blättern zu Hauptlehren machen; Dinge sagt, die sich zu den klarsten, wiederholtesten Behauptungen Jesu und seiner Apostel verhalten, wie Nein und Ja; Dinge sagt, die Jeder als die schändlichste Parodie ansehen würde, wenn man sie in der Form einer zweiten Epistel an die Römer oder einer dritten an Timotheus herausgäbe: ich sage, Verzicht thue ich auf allen Menschenverstand, wenn ein Mann, der so schreibt und lehrt, und wenn es möglich wäre, daß er die besten Absichten dabei hätte, ein Christ zu heißen verdient; oder eines andern Namens werth ist, als eigenmächtiger Verdreher des Christenthums und antichristischer Lehrer.

* * *

Denket nicht, daß ich gegen die Talente und Verdienste dieser in mancher Absicht gewiß vortrefflichen Männer gleichgültig sei, oder daß ich ihre Schriften bei Seite gesetzt oder ganz verurtheilt wissen wolle. Nein, ich erkenne und gestehe gern, daß sie an Gelehrsamkeit, Geschichtskunde, Entwickelungsgabe, Sprachkenntniß wenige ihres Gleichen haben; daß sie manches theologische Vorurtheil glücklich bestreiten; daß aus ihren Schriften erstaunlich viel zu lernen ist, was aus wenig andern gelernt werden kann; ja, ich will zugeben, daß sie selbst bei dieser Art, die Sachen vorzustellen, vielleicht keine schlimmen Absichten haben. — Ist es doch möglich, daß entschlossene, offenbare Deisten bei Bestreitung des Christenthums sich guter Absichten bewußt sein können; sollten nicht auch deistisirende Theologen gute Absichten haben können? Sie wollen noch etwas vom Christenthum retten, weil doch nicht Alles zu retten sei. Ich richte nicht über Absicht und Herz, sondern ich gebe mein einzelnes unbedeutendes Privaturtheil über das, was vorliegt. — Ich rede vom unläugbaren Effekt, den diese Schriften machen, unter uns machen. Ich will nicht beleidigen, sondern warnen; nicht verwunden, sondern, so viel an mir liegt, zu heilen suchen. Ich kann es nicht dulden, daß man

den ewigen König vom Throne zu stürzen suche, obgleich ich weiß, daß die Bemühung vergeblich ist.

* * *

An eine Freundschaft verlangende Dame.

Ich liebe die, die mich hassen, sollte ich die nicht lieben, die mich lieb haben? Aber Freundschaft! liebe N... — ist eine ganz andere Sache, als Liebe. Ich bin so freigebig, wie möglich, mit wohlwollender und, wenn es sein kann, mit wohlthätiger Liebe, und so an mich haltend, um nicht zu sagen, so geizig wie möglich mit Freundschaft. Freundschaft läßt sich eigentlich weder erbitten noch schenken. Man betrügt sich und Andere sehr durch Leichtsinn im Annehmen und Geben von Freundschaftsäußerungen. Denken Sie ja nicht, daß ich damit mich oder meine Freundschaft pretios und wichtig machen wolle. So albern und klein bin ich gewiß nicht. — Nur wahr sein will ich und mich keiner Uebereilung schuldig machen. Ich erinnere mich mit Vergnügen des druckfreien Momentes, da ich Sie, freilich neben Mehrern sah, und erinnere mich nicht, durch irgend etwas im Mindesten choquirt worden zu sein. — Die Erneuerung Ihres Andenkens war mir so willkommen, und ich nehme die Zusicherung Ihrer freundschaftlichen Liebe mit Dank an. Zum Allergeringsten aber kann ich mich, wegen bereits zu sehr gehäufter Verpflichtungen, nicht verpflichten. Fällt Ihnen irgend etwas auf, worin Sie von mir mehr, wie von einem Andern, nähern, geistigen, sittlichen, religiösen Vortheil sich versprechen zu können glauben, so lassen Sie mich es ohne Umschweife wissen. Kann ich dann Ihrem Bedürfnisse ohne Versäumniß dringender Pflichten genug thun, so werde ich es gewissenhaft und mit Freude thun. Nur daß Sie nie Vieles von dem Beladensten und Schwächsten aller Sterblichen erwarten.

Gottlob! daß ich mein Nichts, mein Nichtswissen, Nichtshaben, Nichtskönnen, Nichtssein täglich lebendiger empfinde, ohne daß ich nur dem tumultuarischen Lob- und Tadelgeiste unsers armseligen

Zeitalters mich ganz entziehen könnte! Bald darf ich mit Freuden keine Reise mehr thun, bald mit Unbefangenheit keinen Brief mehr schreiben.

* * *

An einen Superintendenten.

Ich danke Ihnen herzlich für Ihre gütigen Gesinnungen, auch für Ihre offenen Beurtheilungen des „Liedes in einer katholischen Kirche".

Ich lasse Alles gelten, was Sie sagen, wenn Sie die Sache dogmatisch nehmen. Ich sehe schon, daß ich mich gewöhnen muß, nie anders mehr, als dogmatisch zu empfinden, und daß ich jede freie, natürliche, menschliche Toleranzempfindung erst durch ein theologisches Examen aller protestantischen Akademieen laufen lassen und mir von diesen einen Paß dafür ausbitten muß, ehe ich sie bekannt mache. — Ich habe als Mensch und Christ die Sache so menschlich und christlich wie möglich zu entschuldigen, oder vielmehr mir einigermaßen genießbar zu machen gesucht; ich habe auf das Gold im falschen Louisd'or mein Auge geheftet, den Louisd'or für falsch, aber um des Goldes willen für nicht ganz mistwürdig erklärt, und man hat mich für einen Falschmünzer oder Begünstiger der falschen Münze angesehen! Ich gestehe, so klug war ich nicht, diese schöne Auslegung, diese Pedanterei, wenn ich so reden darf, vorauszusehen. Ich will klüger werden, mein lieber Herr Superintendent! endlich, endlich werde ich alle meine protestantischen Empfindungen in und außer der katholischen Kirche so regeln, binden, beschneiden, schnurbrüsteln und fristren können, daß sie keinen Geruch von Ketzerei mehr haben! — — Das Alles, lieber Herr Superintendent! sage ich, wie Sie es merken werden, mit froher Laune, obgleich ich gestehe, daß die Schiefheit unsers Zeitalters, die einfältigsten Sachen so scharf zu nehmen, mir oft bange macht. — Lassen Sie mich Ihrer toleranten Liebe empfohlen sein mit allen meinen Schwachheiten!

* * *

An Einen, der mich einst lieben wird.

Ich breche mit dem heutigen 25. August 1786 schlechterdings mit Ihnen ab; beantworte Ihr letztes Billet, in welchem Sie sich zum Richter meines Herzens aufwerfen, mit keiner Silbe; werde keines mehr beantworten, keines mehr annehmen, bis unser Schicksal, das bisher zu wollen scheint, daß wir einander hienieden nicht kennen und genießen sollen, sich ganz geändert hat; bis Sie mir durch einen dritten unparteiischen Mann ein non putaram sagen lassen. Reden Sie, schreiben Sie, thun Sie, was Sie wollen, — ich werde reden, schreiben und thun, was ich recht finde. Ich habe nicht Ursache, mich zu fürchten, so lange mir die Gnade gegeben ist, warten zu können. Nicht Ihnen, sondern Gott, nicht einem Partikular-Inquisitor, sondern dem redlichen Publikum bin ich Rechenschaft schuldig. Das Publikum hat zwei Ohren, und Gott im Himmel eine gerechte Wage für den einst wieder Kommenden, und für Lavater.

* * *

Ueber anonyme Briefe. An einen Anonymen.

Soviel sich zur Rechtfertigung wohlgemeinter anonymer Briefe sagen läßt, so habe ich doch gegen anonyme Briefe, welche Vorwürfe enthalten, die sich leicht beantworten ließen, die schwer beantwortliche Einwendung der (partie inégale) ungleichen Rechtsanmaßung. Ich übe mich gewiß, in Allem Liebe zu finden; aber die zarteste Liebe setzt sich doch gern in des Andern Lage. — Nun ist unwidersprechlich, daß jeder Vorwurf, von einem redlichen Menschen gemacht, dem Redlichen, der ihn erhält, etwas Verehrenswürdiges und Heiliges ist, welches der weise und gute Mensch möglichst benutzen wird. — Je gewissenhafter nun ein gewissenhafter Mensch Warnungen und Belehrungen gewissenhafter Menschen zu benutzen sucht, desto schwerer wird es ihm, wenn ihm scheinbare Vorwürfe, die er hinlänglich beantworten kann, auch in der unverkennbarsten Herzenssprache gemacht werden. Wie viel natürlicher, männlicher, ich darf hinzusetzen liebevoller scheint es mir, wäre es, wenn ein solcher persönlich seinen

wohlgemeinten, gewiß immer belehrenden Vorwurf dem machen würde, für den er wirklich Achtung, zu dessen Wahrheitsliebe und Lernbegier er herzliches Vertrauen hat. Doch die Liebe lehrt auch Gründe vermuthen, die der Weisheit unvermuthbar scheinen. — —

Du liebe, edle, unbekannte Seele, von welcher ich diese Stunde, den 29. Julius, einen Brief ohne Namen erhalte, hast vermuthlich meiner unbeantwortlich scheinenden Einwendung gegen deine Manier, an mich zu gelangen, auch Gründe entgegenzusetzen, die ich müßte gelten lassen. Indem ich sie aber für gültig erklären müßte, würden sie ihre Gültigkeit zugleich verlieren, indem sie sich außer Stand setzen, dich gegen mich zu vertheidigen; denn die Kenntniß deines Namens, deiner Person, deines Charakters, deiner Lage würde mich gewiß überzeugen, daß du gute Gründe hattest, dich nicht zu nennen.

Da ich nun keinen Weg weiß, dir, edle Seele, dieß zu sagen, so will ich dieß brüderliche Wort an dich in diese Handbibliothek für Freunde einrücken, und hoffen, daß das gütige Schicksal dir einmal solche vor's Auge bringen wird.

* * *

Ueber die französische Revolution kein Wort mehr. Ich ändere mein Urtheil darüber, so wie sie sich selbst ändert. Wie sie jetzt im August 1792 aussieht, welcher weise, ruhige, ehrliche Mann, Politiker, Menschenfreund, Ordnungsfreund, Freiheitsfreund, Despotenfeind kann ihr gut sein? Ich halte es weder mit den Aristokraten, noch mit den Demokraten, sondern mit allen Antidespoten, die in den Königen Gott verehren.

* * *

Die List der Weiber arbeitet der Gewalt der Männer mächtig entgegen, und ihre Kraft der Herrschsucht.

Ich halte den Mann für groß, der immer herrscht, indem er immer nachzugeben scheint.

Er wird mit gelassener, fester, Respekt einflößender Weisheit, die sich auf wiederkommende Erfahrung und tiefe Menschenkenntniß

gründet, immer gleiches Wohlwollen und edle Ruhe zu Gefährten hat, unglaublich viel ausrichten.

„Meine Meinung ist diese; aus solchen und solchen Gründen" — wird er sagen. „Nun überlasse ich euch, euerer ruhigen Vernunft, die Entscheidung. Wenn euere entgegengesetzte Meinung die unrechte ist und euer Gedanke mißlingt, werdet ihr euch erinnern, was ich dachte und rieth, und warum?" Dieß muß er mit der gelassensten Ruhe, mit der nachgiebigsten Nonchalance sagen und seiner Sache gewiß sein — — dann, man mag ihm folgen oder nicht, wird er immer siegen und seinen Rathschlägen Achtung erwerben.

In Sachen der Pflicht, der Tugend, der Wohlanständigkeit muß er, wenn er sprechen muß, um nicht in ein vergebliches Gerede zu kommen, so kurz, so fest und so ruhig, wie möglich sagen: „So soll es sein", und von etwas Anderm zu sprechen anfangen.

Die Frau kann durch schnellen Gehorsam, durch edles Zuvorkommen, durch gänzliche Enthaltung von aller, o wie peinlichen, unedeln Rechthaberei, durch Attentionen auf gewisse Kleinigkeiten, die es aber dem Manne nicht sind; durch Erfüllung von Wünschen, die der Mann nicht gern zum Worte kommen läßt, und doch so gern erfüllt sähe, auf die edelste Art über die Herrschsucht des Mannes herrschen, und ihn vergessen machen, daß er Herr ist.

* * *

D . . . s religiöser Geist ist meinem Geiste zuwider, wie die Weiber Esau's dem Geiste Isaak's und Rebekka's. Ach, wie hat sich dieser Antagonist des Zeitgeistes in einen Zeitgeist verwandelt, ohne Wort haben zu wollen; welch' ein Magier von unfestem Wesen, Kälte und Feinheit ist er geworden; wie weiß er sich so unentscheidend an dem großen Mittelpunkte vorbeizuschleichen, ohne an diesem Steine des Anstoßes sich stoßen oder fallen oder an diesem Felsen der Zuversicht sich aufrichten zu wollen.

Freilich uns Allen hängt noch so viel Weltlichkeit, Schwäche, Unentschlossenheit, auch wohl Doppelherzigkeit an, daß wir kaum

Ein Wort über Andere sollten dürfen fallen lassen. Doch wer kann sich erwehren, einen solchen Geist ohne Wehmuthsäußerung vom Zielpunkte der Seelen weggleiten und wegglitschen zu sehen!

* * *

Lieber guter Seb.

Daß Sie Ihrem Vater gehorchen, und Kaufmann werden, ist besser, als alle Lektüre.

Haben Sie Anlagen zur Poesie, desto besser, wenn Sie brav arbeiten müssen. Der Druck der Arbeit macht bessere Poeten, als allzufreie Muße.

Ich weiß nicht, ob ich etwas Gutes gemacht; aber das Beste war nach schwerer Arbeit, ja gleichsam im Gedränge der Arbeit gemacht.

Eine Stunde Lektüre täglich kann für Sie genug sein. — Lassen Sie Ihre Lektüre desto ausgewählter sein. Für die Poesie Klopstock, Cramer, Gellert, Hagedorn; für Philosophie und Moral Garve, Zollikofer und Sailer's Glückseligkeitslehre und Logik; für Religion Stolz, Heß, Ewald; für Geschichte Robertson und Rollin; für die Nahrung des Witzes Rabener; für Naturgeschichte Bonnets Betrachtung der Natur, und als ein Taschenbuch Salomo oder Lehren der Weisheit.

Sonst empfehle ich Ihnen noch besonders, wenn Sie etwas Poetisches verfertigen, erst Plan, dann die korrekteste Ausarbeitung, dann Unterwerfung unter scharfe Kritik, und dieses Alles gleich anfangs. Und dann noch Eins, was ich Tausenden gern sagen möchte: „Nichts ohne innern Beruf, und bloßes Gelüsteln der Phantasie nicht gleich für innern Beruf gehalten!"

Und dann noch Eins:

„Nur Eins auf einmal, und das ganz!"

Viel auf einmal! werden Sie sagen, und nichts Ganzes!

Also hüten Sie sich vor dem, — und nun mögen Sie aus diesem Briefchen urtheilen, ob Sie mir lieb sind.

Zürich, Sonntag Abends den 18. XII. 1791.

* * *

Sie verlangen drei Gedanken aus meinem Taschenbüchlein für Weise von mir erläutert zu wissen. Allervorderst das Wort: „Ich lasse immer dein letztes, dein erstes Wort laß das Du sein!“

Denke immer zuerst an Andere, als an Dich selbst. Suche immer mehr Andere, als Dich selbst hervorzuziehen. Sprich zuletzt von Dir selbst, und zuerst von Andern. Vergiß Dich leicht in Andern.

Ohne Du ist kein Ich. Wie dein Du, so wird ewig dein Ich sein. — Wäre kein Du, so wäre kein Ich. Wäre nichts außer uns, dem wir Du sagen könnten, so würden wir unser eigen Ich nicht empfinden. Wir fühlen unser eigenes Dasein bloß durch die Dinge außer uns. Nehmet uns jeden Gegenstand, der außer uns ist, oder den wir uns als außer uns gedenken, zu dem wir auf irgend eine Weise Du sagen können, so verlieren wir alles Selbstgefühl, alle Ichheit, alles Wahrnehmen unser selbst.

Wie nun die Gegenstände sind, denen wir Du sagen, die wir zu unsern Lieblingsgegenständen wählen, so sind wir selbst. Wer kleine Objekte sucht, der ist klein; wer große sucht, der ist groß. Wie unsers Hauptgegenstandes Werth und Würde, so ist unser eigene Werth. Können Sie dem einen großen innern Werth beimessen, der sich immer nur mit Kleinigkeiten beschäftigt? Können Sie dem eine geringe innere Würde beimessen, dessen Geist und Herz sich immer mit großen Gegenständen beschäftigt? Wie die Gegenstände, mit denen wir uns beschäftigen, geistig sind, so sind wir selbst geistig, so sind wir selbst göttlich. Wir verschlimmern uns, wie sich unsere Lieblingsgegenstände verschlimmern. Wir veredeln uns, wie sich diese veredeln. Unser Ich ist immer wie unser Du.

* * *

An S.

„Dieß Alles habe ich von meiner Jugend an bewahrt. Was fehlt mir noch?“

Lieber S.! Sie sind zehnmal gelehrter, als ich. Was kann

ich Ihnen sagen, das Sie nicht schon wissen? Was rathen, das Sie nicht schon gethan haben?

Eins mangelt Dir vielleicht noch: „Vergiß Alles, was Du gelernt hast, und behalte nur das, was Dich immer rein erhält und immer froh macht.“

Willst Du vollkommen sein, so empfinde, daß Alles eitle Eitelkeit ist, ohne das lebende Eins, das wir immer suchen und fliehen.

Lieber Mann! man muß Sie lieb gewinnen wegen Ihrer Naivetät; aber man muß Sie zu vereinfachen suchen wegen Ihrer Mannigfaltigkeit.

Lieber, Guter! Sie scheinen große Talente, aber noch nicht genug Stärke, Geduld und Uebung zu haben, scharfe Contours zu zeichnen. Sie machen es, wie ich es auch machte: Sie scheinen zu schnell nach den Farben zu greifen; der Pinsel ist Ihnen lieber, als der Crayon.

Schreiben Sie mir, wenn Sie ein bestimmtes Bedürfniß haben, mir zu schreiben; wenn Sie etwas nicht wissen, wissen sollten und von mir gewußt glauben; aber vergessen Sie nicht, daß ich in meinem fünfzigsten Jahre nicht so viel gelesen habe, als Sie in Ihrem achtzehnten.

Ich ehre Gelehrsamkeit sehr, doch ist mir bei fürchterlich Gelehrten nie so ganz gemüthlich, obgleich ich gestehen muß, daß Sie eine Ausnahme zu sein scheinen.

Zum Lehrgedichte, zu Liedern, zu Naivetäten, zu Sentenzen scheint mir der Reim, wo nicht unentbehrlich, doch vorzüglich schicklich.

Leben Sie wohl, lieber S., durch ruhig ausharrende Weisheit, Geduld, Pflichttreue, Demuth und Kinderglauben und Männermuth.

Zürich, Mittwochs den 18. I. 1792.

* * *

An S. in N.

Mir steht es nicht zu, ein Urtheil über Ihr Werkchen zu fällen. Wenn ich freundlich zu einem Gastgebote eingeladen werde und mich

da an guten Speisen satt esse, so ist es mir nicht gegeben, kritische Anmerkungen zu machen, wenn etwa eine Sauce nicht gewürzt genug oder die Symmetrie der Schüsseln nicht auf das Strengste beobachtet worden sein mochte.

Aber das darf ich, ohne unbescheidener Gast zu sein, wohl sagen, wenn man mir Haselnüsse und Burgunder vorsetzt: „Gebt mir einen Nüssknacker und einen Korkzieher, damit ich genießen könne.“ — Dieß sage ich, in Hinsicht auf eine Marotte, die ich habe, jede Abbreviatur in einem gedruckten Buche, besonders von Büchertiteln und Namen, als Nüsse ohne Knacker, und Burgunder-Bouteillen ohne Korkzieher anzusehen. — In einem gutgeschriebenen Buche, denke ich, schreibt man Alles ganz aus, wie man es spricht.

Ich weiß zum Exempel nicht, wie ich Seite 4 Cord. *) ... Gespräche lesen soll — und warum nicht ausgeschrieben — Florilegium, Catonis Disticha? (*) Corderii.)

Mein etwas verwöhntes Auge sieht auch nicht gerne lateinische Namen, die gar leicht deutsch geschrieben werden könnten, zumal abbrevirt in einer deutschen Schrift, wie z. B. Gronov. ...

Sie lächeln über diese Mikrologie. Ich lächle mit. Aber ich lächle auch, und Sie lächeln auch mit, wenn wir einen wohlgekleideten Mann am Sonntag, oder bei einem Ehrenbesuche, mit einem oder zwei abgerissenen Knöpfen sehen, die uns freilich abbrevirt zeigen, was sie repräsentiren; aber uns auch viel mehr als dieses sehen lassen. Das Publikum ist ein so respektables Wesen, daß man sich nicht die geringste Nachlässigkeit erlauben darf, wenn man vor dasselbe hintritt, besonders, wenn man demselben einen wirklich großen Mann vorführt. Verzeihen Sie diese Anmerkung.

* * *

Lieber Bruder! statt einer eigenen Antwort auf Ihren Brief, Ihre Frage, eine Stelle aus einer Predigt von Abbé Fontaine von dem Charakter eines gewissen Lehrers, die ich deutsch und französisch hersetze. Ich wüßte nichts Passenderes zu sagen:

„Patient à supporter, à attendre le pécheur, ferme pour détruire jusqu'à la racine du vice, sévère sans amertume, bon, sans faiblesse, complaisant, sans lâcheté, attentif à ne soufrir rien d'imperfait, prudent pour ne demander rien d'impossible, aucun travail le rebute; il presse; il exhorte, il prie, il poursuit le péché jusqu'à dans l'abîme de ses profondeurs, il le harcèle avec constance, il le combat avec intrépidité; il ne se permet aucun repos, qu'il n'ait ramené la brebis egarée dans le bercail du Seigneur."

„Geduldig, wie er iſt, den Sünder zu tragen und ihm abzuwarten; feſt, das Laſter bis auf die Wurzel zu zerſtören; Strenge ohne Bitterkeit; gut ohne Schwäche; nachgebend ohne Furchtſamkeit; voll Aufmerkſamkeit, auch das geringſte Unvollkommene nicht zu dulden; voll Klugheit, die nichts Unmögliches fordert, hält ihn keine Mühe zurück. Er dringt unabläſſig mit Ermahnung und Bitte in den Sünder. Er verfolgt die Sünde bis in ihre tiefſten Abgründe; er fällt ſie immer ſtandhaft wieder an; er bekämpft ſie unerſchrocken; er erlaubt ſich keine Ruhe, bis er das verirrte Schaf wieder in die Hürde ſeines Herrn zurückgebracht hat. — 1792.

* * *

Hier, ſchöne Seele, ein Geſchenkchen von einer ſchönen Seele über

Schönheit der Seele.

Mira! Sieh' wie ſtill und heiter,
Immer höher, immer weiter
Ihren Pfad die Sonne geht,
Segnend über Länder eilet,
Sanft am Niedergange weilet,
Gütig und voll Majeſtät. —
Kein Geräuſch macht ihre Tritte
Der von ihr umſtrahlten Hütte,
Ehe ſie ſich nahet, kund.
Nur Aurora, die Geliebte,
Die, wie du, kein Herz betrübte,
Sie mit ihrem Roſenmund,
Sie die Liebliche, die Reine,

Schöner, als der Schönsten keine,
Gehet schwesterlich ihr vor;
Also führet fromme Tugend
Himmelwärts die treue Jugend;
Und nun leihe mir dein Ohr!
Heute bei der Morgenröthe,
Da ich Segen für dich flehte,
Füllte dieser Wunsch mein Herz:
Möchte, Mira, so dein Leben,
Deine Thaten und dein Streben,
Deine Freuden, wie dein Schmerz,
Stets mit stiller Christenwürde,
Mit der Einfalt reinster Zierde,
Thatenvoll und heiter sein!
Deiner Seele frommes Hoffen,
Mund und Hand zum Wohlthun offen,
Dich und Andere erfreu'n!
Mögen deine kurzen Tage
Nie des Lebens größte Plage,
Unzufriedenheit, entweih'n!
Lern' entbehren und genießen!
Lebe, wie an stillen Flüssen
Blüht ein segenreicher Baum;
Von des Stamms Gesundheit zeuge
Eine Kron' der schönsten Zweige,
Bis des Lebens kurzer Traum
Sich am Rande ferner Zeiten
In das Meer der Ewigkeiten
Wie ein schneller Strom ergießt;
Bis den Kampf des Erdenlebens
(Tugend kämpft ihn nicht vergebens)
Einst ein frohes Ziel versüßt!
Wie der Abendsonne Winken
Laß dein Haupt dann ruhig sinken,
Wann dein Schöpfer ruft: genug!
Lege dann im Frieden wieder
Dieses Kleid von Staube nieder,
Das dein Geist mit Ehren trug;
Er, das Urbild alles Schönen,

Gab dir und erfüllt dein Sehnen.
Schöne Seelen sterben nicht.
Mira, eine schöne Seele,
Unter die ich deine zähle,
Ist für Gott und ihre Pflicht
Kräftig, wie das Feu'r der Sonne,
Heiter, wie der Weisen Wonne,
Sanft, wie reines Mondenlicht.

Br...

* * *

An C. in B.

Herzlichen Dank für das niedliche Bildchen, das Sie, ohne mein Wissen, so freundschaftlich delikat graviren ließen. Es wird mancher guten und gütigen Seele Freude machen. Der Gedanke selbst aber ist doch weitaus der beste, obgleich das Bildchen das beste und so gut ist, als es sein kann. Gute, edle, delikate Gedanken entstehen nur in guten, edlen, delikaten Seelen. — Kleine Dinge zeigen oft sehr Großes. Es gehört zu den süßesten Freuden meines Lebens, in klein scheinenden Zügen, Bewegungen, Gefälligkeiten, vorkommenden Erfüllungen unschuldiger Wünsche entscheidende Züge unverkennbar edler Seelen zu sehen, zu faisiren, zu verehren.

Ich will mich auch zufrieden geben, daß ich nicht vergelten kann. Sie wissen, wie gern ich Freude machen würde, wenn ich nicht gebunden wäre.

Ich will meiner Gesundheit froh sein, die Andern die Freude macht, mir Freude zu machen.

Zürich, den 25. II. 1791.

* * *

An eine französische Dame.

Wenn ich unsichtbar in der Nähe der Prinzen wäre; wenn ich ihre Seelen wie ein guter Geist inspiriren könnte, was würde ich ihnen sagen?

Würde ich wohl vom Kriege reden? gegen Unschuldige? gegen Landsleute? gegen Unsinnige? — wenn Sie wollen.

Schöner, als der Schönsten keine,
Gehet schwesterlich ihr vor;
Also führet fromme Tugend
Himmelwärts die treue Jugend;
Und nun leihe mir dein Ohr!
Heute bei der Morgenröthe,
Da ich Segen für dich flehte,
Füllte dieser Wunsch mein Herz:
Möchte, Mira, so dein Leben,
Deine Thaten und dein Streben,
Deine Freuden, wie dein Schmerz,
Stets mit stiller Christenwürde,
Mit der Einfalt reinster Zierde,
Thatenvoll und heiter sein!
Deiner Seele frommes Hoffen,
Mund und Hand zum Wohlthun offen,
Dich und Andere erfreu'n!
Mögen deine kurzen Tage
Nie des Lebens größte Plage,
Unzufriedenheit, entweih'n!
Lern' entbehren und genießen!
Lebe, wie an stillen Flüssen
Blüht ein segenreicher Baum;
Von des Stamms Gesundheit zeuge
Eine Kron' der schönsten Zweige,
Bis des Lebens kurzer Traum
Sich am Rande ferner Zeiten
In das Meer der Ewigkeiten
Wie ein schneller Strom ergießt;
Bis den Kampf des Erdenlebens
(Tugend kämpft ihn nicht vergebens)
Einst ein frohes Ziel versüßt!
Wie der Abendsonne Winken
Laß dein Haupt dann ruhig sinken,
Wann dein Schöpfer ruft: genug!
Lege dann im Frieden wieder
Dieses Kleid von Staube nieder,
Das dein Geist mit Ehren trug;
Er, das Urbild alles Schönen,

Gab dir und erfüllt dein Sehnen.
Schöne Seelen sterben nicht.
Mira, eine schöne Seele,
Unter die ich deine zähle,
Ist für Gott und ihre Pflicht
Kräftig, wie das Feu'r der Sonne,
Heiter, wie der Weisen Wonne,
Sanft, wie reines Mondenlicht.

Br...

* * *

An C. in B.

Herzlichen Dank für das niedliche Bildchen, das Sie, ohne mein Wissen, so freundschaftlich delikat graviren ließen. Es wird mancher guten und gütigen Seele Freude machen. Der Gedanke selbst aber ist doch weitaus der beste, obgleich das Bildchen das beste und so gut ist, als es sein kann. Gute, edle, delikate Gedanken entstehen nur in guten, edlen, delikaten Seelen. — Kleine Dinge zeigen oft sehr Großes. Es gehört zu den süßesten Freuden meines Lebens, in klein scheinenden Zügen, Bewegungen, Gefälligkeiten, vorkommenden Erfüllungen unschuldiger Wünsche entscheidende Züge unverkennbar edler Seelen zu sehen, zu faßiren, zu verehren.

Ich will mich auch zufrieden geben, daß ich nicht vergelten kann. Sie wissen, wie gern ich Freude machen würde, wenn ich nicht gebunden wäre.

Ich will meiner Gesundheit froh sein, die Andern die Freude macht, mir Freude zu machen.

Zürich, den 25. II. 1791.

* * *

An eine französische Dame.

Wenn ich unsichtbar in der Nähe der Prinzen wäre; wenn ich ihre Seelen wie ein guter Geist inspiriren könnte, was würde ich ihnen sagen?

Würde ich wohl vom Kriege reden? gegen Unschuldige? gegen Landsleute? gegen Unsinnige? — wenn Sie wollen.

Kein Wort von Krieg, keine Silbe von einer — mittelbaren oder unmittelbaren — Gegenrevolution!

Für Einmal würde ich ihnen nur sagen:

„Demüthigt Euch vor dem Ewigen, der es gut findet, Euch zu demüthigen. Küßt die heilige Hand, die Euch züchtigt!“

„Sucht Aussöhnung mit dem, der Euch alle Euere Feinde versöhnen kann! Waffen sind nicht die Mittel, wodurch der Himmel versöhnt wird.“

Würde ich gehört werden?

Und wenn ich gehört würde, dann, dann könnte man sagen: „Dieß thut oder thut nicht.“

Ohne das, glauben Sie mir, wird Alles, was sie unternehmen, gegen sie selbst gerichtet sein.

Ich eile, Ihnen dieß zu schreiben, obgleich ich nicht thöricht genug bin, mir die allergeringste Wirkung davon zu versprechen.

Sonnabends den 18. II. 1792.

* * *

Es gibt Engelsblicke und Satansblicke im menschlichen Angesichte; die einen entzücken und beweisen uns Gott und das ewige Leben, die andern beweisen uns den Satan und die Hölle.

* * *

Weg tausend Schritte vom Leibe, weg mit Jedem, dessen Egoismus nichts sieht, als sich, dessen Egoismus ihn träumen macht, er sei der Gegenstand aller unserer Gedanken, Empfindungen, Freuden, Leiden, Argwöhne; er sei die allein violable Majestät, die auf dem Erdboden herumgeht.

* * *

Ueber Menschenbeurtheilung.

Es ist nichts Schwereres, als über Menschen zu urtheilen; man mag so bescheiden und freimüthig, so wahrheitsliebend und gutmüthig sein, als man will. Wer ist weise genug, nicht zu wenig und nicht zu viel zu sagen?

Ich für mich ziehe Menschen, die besondere Fehler haben, welche sich nennen lassen, denen weit vor, welchen man eigentlich keinen besondern Fehler vorwerfen kann, die aber zuverlässig etwas Ungenießbares, Vermessenes, immer Drückendes in ihrem Charakter haben. Ich kenne Menschen ohne besondere Fehler, deren ganzer Charakter eine Nulle oder eine Summe zusammengegossener Fehler ist.

* * *

Ich habe Ursache, zu glauben, daß eine gewisse Art Mittelgeister, die weder Engel noch Satan sind, existiren, die auf die Imagination der Menschen wirken und sie zu Träumen, Visionen, bisweilen auch zu Weissagungen von geringerer Art veranlassen können.

Ich kenne einige Menschen, in denen sie sich bisweilen zu regen scheinen. Als gewisse Wahrheit behaupte ich es nicht.

Ich erkläre mir durch diese Vermuthung gewisse mir sonst unerklärbar scheinende Phänomene.

* * *

Columbus, der Erfinder von Amerika, sah ein geschnittenes Holz, das aus fernen Gegenden auf dem Meere hinüber gewindet worden zu sein schien, welches in ihm eine starke Vermuthung für das Dasein eines noch unbekannten Welttheiles erregte. — So gibt es vielleicht manchen Christen, der sagen kann: „Ich sah ein geschnittenes Holz aus der unsichtbaren Welt."

* * *

Vom Reiche Christi.

Ich glaube, hoffe und erwarte ein nicht allgemeines, aber allgemein anerkanntes Lichtreich, das heißt, einen Alles, was Nacht, Verwirrung und Tod heißt, verdrängenden Freistaat der auserwählten Menschen unter dem auserwähltesten Aller — Jesus Christus. Er wird den Ungläubigen furchtbarer sein, als kein Blitz, und dem Gläubigen lieblicher, als keine Sonne.

Der Herr wird sich als Herr in einer Herrlichkeit zeigen, wogegen alles Herrliche dunkel sein wird.

Die Auserwählten werden in ihm frohlocken, viel anders, als sie frohlockten zur Zeit, da sie an ihn glaubten, ehe sie ihn sahen. Sie werden mit ihm herrschen, wie sie mit ihm geduldet haben, und leuchten, wie die Sonne, gleich ihm. Dieses himmlische ewige Reich ist der Zweck der Schöpfung, und dieser Sieg des Lebens über den Tod der Zweck des Kommens und Sterbens des Herrn.

Jede Philosophie, die dieses Reich läugnet, oder als Chimäre behandelt, die demselben entgegen zu arbeiten strebt, ist in den Augen des Glaubenden eine satanische Philosophie, wie unschuldig, ja wie redlich und pflichtlich man auch dabei zu Werke gehen mag.

Es gibt nur zwei Philosophieen in der Welt: die des Messias und des Anti-Messias.

Die ächt israelitische
und
die nichtisraelitische;
die des Kreuzes
und die
der Feinde des Kreuzes;
die der Rufer: „Mein Herr und mein Gott!“
und die der Rufer:
„Wir wollen nicht, daß dieser über uns regiere!“
die des Kajaphas
und die — des Apostels Johannes.

Den 10. III. 1792.

* * *

Cependant quel objet se présente à ma vue?
Le voilà, c'est le CHRIST puissant et glorieux.
Auprès de lui dans une nue
L'etendard de sa mort, la croix, brille à mes yeux.
Sous ses pieds triomphans la mort est abattue;
Des portes de l'enfer il sort victorieux;
Son regne est annoncé par la voix des oracles.
Son thrône est cimenté par le sang des martyrs,

Tous les pas de ses saints sont autant de miracles,
Il leur promet des biens plus grands que leur désirs;
Ses exemples sont saintés; sa morale est divine,
Il console en secret les coeurs qu'il illumine.
Dans les plus grands malheurs il leur offre un appui,
Et si sur l'imposture il fonde sa doctrine,
C'est un bonheur encore d'être trompé par lui.

Voltaire.

* * *

Leichtſinn iſt Ihr Todfeind! Leichtſinn über Ihren Leichtſinn Ihr Satan! O, daß Sie ein Laſter hätten ſtatt des unbeſchreiblichen Leichtſinns, wie viel leichter wäre es, Ihnen zu helfen!

* * *

Wenn du einen Menſchen ſiehſt, der nur einen einzigen Tag vollkommen konſequent handelt, habe die Güte, mich bei ihm als den demüthigſten Schüler zu empfehlen.

* * *

Lieber! um aller Liebe willen nichts gethan, nichts geſchrieben, nichts geredet, was den Schein von Affektation haben könnte! So etwas vergibt ſich nicht mehr; wir ſelbſt vergeben es uns nicht, wenn wir nüchtern geworden ſind.

* * *

Haſt du je einen genialiſchen und ſelbſtdenkenden Menſchen allein ſtehen geſehen, der nicht mit jedem Fortſchritt ſeines Genialismus verachtender und kälter, egoiſtiſcher und ſuffiſanter geworden?

* * *

Nicht die Köpfe der Menſchen ſind vereinbar, mein Lieber! nur die Herzen. — Gott ſcheint ungleiche Religionsarten, wie ungleiche Angeſichter zu wollen. Doch iſt ein ſchönes, reguläres Angeſicht lieblicher, als ein verzogenes, und eine einfache Kindesreligion genußreicher, als eine knechtiſch ſchwerfällige.

Zürich, den 19. III. 1792.

* * *

An Büel.

Dank, Lieber! für die Stellen aus Pope, die du — vermuthlich für die Freunde der Handbibliothek — zusammenzuschreiben gutmüthig genug warest. Alle sind gut, doch hebe ich mir besonders folgende als die besten aus:

„Siehe den armen Indianer! sein unbelehrtes Auge sieht Gott in den Wolken und hört ihn im Winde. Stolze Weisheit führte nie seine Seele empor, zu wandern auf der Milchstraße oder zu betreten die Laufbahn der Sonne; aber die einfältige Natur gab seiner Hoffnung jenseits der wolkigen Hügel einen demüthigen Himmel, eine ruhige Welt im Thale des Waldes, eine glücklichere Insel in der schäumenden Fluth, wo der Sklave wieder zu seinem Vaterlande kehrt; wo kein Feind mehr geißelt, kein Golddurst der Christen naht. Da zu leben, genügt seinem natürlichen Wunsch. Er verlangt nicht Engelsflügel, nicht Seraphs-Gluth; aber er hofft, daß sein treuer Hund den Himmel mit ihm theilen und ihn auch dort begleiten wird."

„Ehe der schiefe Witz die geraden Strahlen brach, sah der Mensch so gut als Gott, daß Alles gut ist, wandelte auf dem Pfade des Vergnügens zur Tugend und glaubte einen Gott, wenn er einen Vater glaubte; aller Glaube war Liebe, sie der einzige Gehorsam; die Natur kannte noch kein Recht zwischen Gott und Mensch. — Er fürchtete nichts Widriges von seinem Gott und dachte sich im höchsten Wesen nur das höchste Gut. Wahrer Glaube und wahre Regierkunst war einerlei; der Liebe zu Gott die zum Menschen."

„Verdienst macht den Mann; wer keines hat, ist der Schurke; alles Andere ist nur Mantel oder Schurzfell."

Sonst, gestehe ich, Lieber! ist Pope, aller seiner Genialität ungeachtet, nicht mein Mann, meines Herzens Mann wenigstens nicht; auch finde ich zu viel Unbewiesenes, Diktatorisches und Verachtendes bei ihm.

* * *

Lieber junger, liebenswürdiger, kraftreicher Mann, wer Sie

sieht, muß Sie lieben; aber Eins, Lieber! darf ich es sagen? — Alles, was den Schein, Schatten, Air von Kraft-Genialismus und stolzer Verachtsamkeit des Schlechten und Rechten, des Regelmäßigen und Gemeinbrauchbaren hat, lassen Sie hundert Meilen fern von sich sein.

* * *

Warum, mein Lieber! das dem Freunde nicht selbst gesagt, was Sie von ihm sagen? Warum eine so nöthige Erinnerung ihm nicht unmittelbar gegeben, mündlich, mit einem treuen Händedruck der unverkennbaren, von unanmaßlicher Wohlmeinung überfließenden Liebe?

* * *

Wo Christus einen Finger regt, da macht der Satan eine Faust.

* * *

An Jünglinge, welche die Theologie studiren wollen.

Praktische Gotterkenntniß heißt Religion; gelehrtere oder wissenschaftliche heißt Theologie.

Künftige Lehrer der Religion! seid religiös und studirt mit Weisheit und Ernste die Theologie.

Euere große Bestimmung ist, die gründlichste, reinste, brauchbarste Gotteserkenntniß auszuarbeiten, und dadurch kräftig entgegenzuwirken dem zaghaften, kleinlichen Aberglauben, dem vermessenen Unglauben, und der Mutter und Tochter von beiden, dem verderblichen Laster. — Euere Bestimmung ist, die Hoffnung eines endlosen Lebens, oder die innere selige Gewißheit von dem unaufhörlichen Besitze unzerstörbarer Geisteskräfte, die sich immerdar entwickeln und erhöhen, unaustilgbar in die menschliche Brust zu pflanzen und dadurch jede liebenswürdige Tugend zu erleichtern und allgemeiner zu machen. Zu diesem Zwecke werdet ihr die Natur betrachten, und nach seinen mannigfaltigen Kräften und Verhältnissen den Menschen, das wundervollste Produkt der Natur — wie könntet Ihr sonst den Schöpfer der Natur und den Vater der Menschen erkennen?

Ihr werdet euch mit den weiſeſten, beſten, vollkommenſten, gottesvertrauteſten Menſchen, ihren reinen Sitten, ihren eigenthümlichen, göttlichen Lehren, ihren mit Gott gewirkten Thaten bekannt machen, und in dieſer Abſicht täglich in den, von ihnen hinterlaſſenen heiligen Urkunden forſchen und alle Hülfsmittel zu dem richtigen Verſtande derſelben, ſie heißen nun Sprachkenntniß, Kritik, Philoſophie, Geſchichtskunde, mit ununterbrochenem Fleiße benutzen.

Der Hauptgegenſtand aber euerer Aufmerkſamkeit, eures Nachdenkens, eurer Verehrung wird der ſein, der uns dargeſtellt und bewieſen wird als die Summe aller erkennbaren Vollkommenheiten, als der, durch welchen und in welchem der ewige Vater mehr, das iſt, leichter, klarer und vollkommener, als durch alles Andere erkannt werden kann. — Wem kann der anbetungswürdige Name dieſes Einzigen und Unvergleichbaren unbekannt ſein?

* * *

An einen Schulmann, der Prediger werden wollte.

Es iſt immer ſchwer, aber nie war es ſchwerer, als heut zu Tage, Prediger zu ſein. Wer nicht außerordentlich begabt iſt — und von innen und außen dazu gleichſam gedrungen wird — ſoll ſich nicht einfallen laſſen, dieſes täglich ſchwerer werdende Amt über ſich zu nehmen. O, mein Lieber! wie viele Seufzer koſtet es den Geübten! wie fühlt er täglich mit Wehmuth und Schaam, wie wenig er von dem weiß, was er wiſſen ſollte, und von dem kann, was er können ſollte! Ich möchte oft Alles niederlegen, und dann hält mich doch der Gedanke, daß ich mich nicht hineingedrungen, und daß mein Weggehen dennoch nicht ſo nützlich ſein würde, als mein Bleiben. Viel talentreicheren und geübteren Menſchen, als Sie mir zu ſein ſcheinen, würde ich, wenn ſie mich fragen würden, das Predigtamt mißrathen. Da Sie entſchieden Schulmannstalente zu haben ſcheinen, ſo möchte ich Sie brüderlich ermahnen, bei dem Schulweſen zu bleiben und nicht weiter hinauszudenken. Das weitere Hinausdenken über ſeinen Kreis iſt eine ſehr gefährliche Sache und eine Quelle

unabsehlicher Unruhe. Besser, viel besser in einem kleinern Kreise und auf einer niedrigern Stufe Gutes zu wirken, als in einem größern Kreise nur halb brauchbar zu sein. — 1792.

* * *

Lieber Reformator!

Was nach der Vernunft geschieht, muß nach den Regeln der Vernunft geprüft werden. Was die Vernunft unvernünftig findet, das thut kein Vernünftiger, und die Vernunft findet Alles unvernünftig, was nicht thunlich ist, was zweckwidrig, was zwecklos, was der Gesellschaft schädlich, was unausführbar, was unmöglich, was lächerlich und abenteuerlich ist; — so finde ich Ihr Projekt, insofern ich es nach der bloßen Vernunft Ihrer Welt-nicht-kennenden Vernunft betrachte.

Sollte es aber als die Frucht eines höhern Lichtes, mithin nicht nach den niedrigen Gesetzen der gemeinen Vernunft beurtheilbar, angesehen werden wollen, so müßten Sie die Kreditive Ihrer Erleuchtung darlegen, und diese müßten viel leuchtender und herrlicher sein, als Alles, was die Vernunft Leuchtendes und unwiderleglich Scheinendes dagegen sagen kann.

Ich bin gewiß, daß Sie solche nicht vorlegen können. — Mein Rath ist also, von Ihren Ideen von einer solchen Reformations-Unternehmung gänzlich abzustehen, in Ihrer kleinen Pfarrgemeine sich ganz eingeschlossen zu halten; nur das, was in Ihrer unmittelbaren Pflicht liegt, mit der glücklichsten Gewissenhaftigkeit zu erfüllen und unterdeß Ihre neueren Begriffe und Vorstellungsarten noch einige Jahre von allen Seiten zu prüfen. — Was göttlich ist, muß sich dem redlichen Prüfer immer mehr als göttlich, das ist, als die höchste Vernunft beweisen. Die höchste Vernunft kann nichts Unausführbares unternehmen wollen; die höchste Vernunft fordert zu nichts auf, wozu sie nicht innere Kräfte und äußere Möglichkeit absieht. Die höchste Vernunft berechnet Ursache und Wirkung aufs Genaueste. Sie irrt sich nie in dem quid valeant humeri, quid ferre

recusent. Was vermag ich zu tragen, was nicht zu tragen vermag ich? — Die höchste Vernunft kennt die Menschen und was auf Menschen wirkt, auf das Vollkommenste. Sie thut keinen Schritt, den sie bereuen muß, der mißlingt; keinen Fehlstreich in die Luft, keinen Mißtritt, keine That, die das Gepräge der Unvernunft hat.

Meine Aufrichtigkeit würde jeden Andern beleidigen; nur kann sie Sie, mein lieber Freund H., nicht beleidigen.

Zürich, den 25. IV. 1792.

* * *

An H. über Impunität oder Unbestraftheit des Lasters.

Illecebra peccandi maxima spes impunitatis.

Es ist schrecklich, mein Freund! einen Unschuldigen leiden machen; schrecklicher, ihn mit Gewalt in ein finsteres Gefängniß einschließen; am schrecklichsten, ihn auf das Blutgerüste führen. Ein Fürst oder Regent, der sich so etwas erlaubt, entsagt allen Ansprachen auf Menschlichkeit.

Aber erschrecken Sie nicht, wenn ich sage: Es ist noch schrecklicher, die Schuld gleich der Unschuld behandeln. Wohlverstanden, erwiesene Schuld und große Schuld! Wenn je ein König oder Minister 30 oder 40 Unschuldige unverhört hätte hinrichten lassen, ganz Frankreich und alle Zeitalter hätten Recht, sich zu empören und die Rache des Himmels wider ihn herabzurufen.

Aber der Richter, welcher diejenigen frei läßt, die 30, 40, 50, 60 unschuldige Menschen auf die unmenschlichste Weise umgebracht, zerstückelt, in Gruben geworfen und durch mehr als barbarische Grausamkeit sich über Alles, was menschlich heißt, auf immer weggesetzt haben; der weiß, dem es unwidersprechlich dargethan ist: „Ich lasse verruchte Mörder der Unschuld los!“ — los durch einen Richterspruch — ist beim ewigen Gott ein ärgerer Bluthund, als der, der einige unschuldige Opfer schlachtet. — **Malum principem habere, sub quo nihil ulli liceat; pejus eum, sub quo omnia omnibus.**

Der so Alles verzeiht, verzeiht auch das Morden der Unschuld.
Der so Alles erlaubt, erlaubt auch, die Tugend zu würgen.

Jene freigesprochenen Henker von Avignon sind nicht nur so viel privilegirte Mörder, wodurch unzählige Unschuldige in beständige Gefahr und Furcht gesetzt werden; sie privilegiren auch tausend Andere zu ähnlichen Unmenschlichkeiten, wie die, welche sie zur Schande der Menschheit übten, und zu größerer Schande der Menschheit ungestraft übten! — Ich kann mir keine Vernunft, keine Gutherzigkeit, keine Gerechtigkeit, keine Tugend, keine Religion, keine Beredsamkeit denken, welche mich je überzeugen wird, daß ein Tyrann, der zehn Unschuldige tödtet, so verabscheuungswürdig er ist, so gefährlich sei, wie der, der zehn Mörder von sechszig Unschuldigen durch einen Richterspruch frei erklärt. — Es ist bloß Grimace und politisch-fanatischer Pharisäismus, die Bastille zu zerstören, die vielleicht — vielleicht auch nicht — zwanzig Unschuldige in sich schloß, und dann sich berechtigt zu glauben, die verworfensten Mörder von siebenundsechszig Schuldigen ungestraft morden zu lassen. — Quo usque tandem ruitis Francogalli? Nehmen wir noch die verruchte Mord-Oktobernacht dazu, die ebenso ungestraft hingieng, was werden wir von einer Regierung zu erwarten haben, die sich förmlich über Grausamkeiten und — Providenz moquirt?

23. IV. 1792.

* * *

Zehnmal habe ich es gesagt, und ich bleibe dabei: Ich kann und darf mich in keine geheime Gesellschaft, die auf das Publikum wirkt, einlassen. Mein Beruf und mein Schicksal ist, allein zu stehen

* * *

Der Mann hat viel Verdienst; nur seine Vultuosität und Supercilliosität — wie wollten wir das deutsch geben? — gefällt mir nicht. Seine Antlitzlichkeit und Augenbräunlichkeit dürften wir nicht sagen, und dennoch wäre es nicht übel, übler nicht, als das Lateinische?

Wir verſtänden doch wohl nichts Anderes, als auffallende Anmaßlichkeit darunter.

* * *

Sie ſegnen mich für das, was auf der dreizehnten Seite ſteht. — Wider einen bewährt guten Menſchen nehme ich nie in meinem ganzen Leben ein Zeugniß an. — Ich wäre tauſendfach geſegnet, wenn nur die freundſchaftlichen Theilnehmer an der Handbibliothek dieſe Maxime in Saft und Blut zu verwandeln Güte des Herzens und Stärke des Geiſtes genug hätten.

O Lieber! wie ſchwachgeiſtig ſind ſo manche gutherzige Menſchen! Aus Gutherzigkeit werden ſie bösartig oder den Bösherzigen ähnlich. Mit der Miene der Vertraulichkeit und Gutherzigkeit naht ſich ein Bösherziger, ein Laurer, ein Hörchler und Förſchler, ein Argwöhniſcher, ein Schalk, ein Ohrenbläſer, und ſteckt ihnen etwas mit ernſthaft bedenklicher, mitleidiger Miene über Freund A. oder B. ein, macht ſie treuherzig, ein Nichts verwandelt ihr Urtheil, ihre Geſinnung; ſie wiſſen nicht wie. O die Schwachen, die Unbeſtändigen! Hie ſind ſie.

* * *

Liebe Freundin!

Von Zeit zu Zeit ein Wort, ein Wort des Vertrauens, iſt ein köſtliches Gewürz des Lebens. Was iſt das Leben ohne Freundſchaft! Was Freundſchaft ohne Ahnung ewiger Dinge? ohne Glauben an ein allgenugſames Eins? ohne Hoffnung einer alle Tracaſſerie endenden und vergütenden Zukunft?

St. Martin kenne ich leider nicht perſönlich. Seinen Glauben kenne ich auch nicht recht. Mir wäre es aber nicht ganz recht, wenn er durchaus Einen Glauben mit mir hätte. Keiner ſoll des Andern ganzen Glauben, Jeder ſoll einen eigenen individuellen Glauben, wie ein eigenes Geſicht, haben.

Jeder hat eigenthümliche Organe zur Erkenntniß geiſtiger und unſichtbarer Dinge. Jeder iſt zu beſondern innern Genußarten ge-

bildet. — Gott will sich jeder Klasse der Menschen auf eine ganz eigenthümliche Weise offenbaren.

Ach! die arme La Brousse! wie kann sich diese einfallen lassen, einen Papst zu bekehren! Die Heiligen bedürfen des Arztes nicht, sondern die unheiligen Pönitenten. Sagte nicht sie die Erscheinung der heiligen Jungfrau am Himmel im Sommer 1791 vorher?

Ich wollte, ohne Prophet zu sein, mit Gewißheit vorher sagen: sie wird den Papst so wenig bekehren, als die heilige Jungfrau im Sommer 1791 am Himmel erschienen ist. Kommt sie von Rom zurück, welches die Toleranz des heiligen Stuhles in der geliebten Stadt schwer gestatten wird, wenn sie ihr Bekehrungsprojekt ausführen will, so wünschte ich eine detaillirte Geschichte ihrer Führung und des Anfangs ihrer Visionen zu wissen.

Ihren unüberwindlichen Mann verehre ich mit unüberwindlicher Hochachtung.

Daß die Menschen schlecht sind, darf man mir nicht mehr so oft und so laut wie vormals sagen. Vormals sagte man es einem Tauben; nun sagt man es einem leise Hörenden, durch unglaubliche Erfahrungen von seiner schwer heilbaren, alten Leichtgläubigkeit beinahe Geheilten.

1. V. 1792.

* * *

Ueber Schwärmerei.

Sie wissen, Lieber! wie unser Zeitalter und die Besten und Weisesten unsers Zeitalters der Schwärmerei entgegen arbeiten; Sie wissen, daß man Schwärmerei nennt, was es ist und was es nicht ist; daß man die verschiedenartigsten Dinge einer anscheinenden Aehnlichkeit wegen unter einander wirft, und das Allerheiligste und Göttlichste mit dem vermengt, was nichts, als eine armselige, unwürdige Nachäffung desselben ist. So eben fällt mir eine solche Stelle auf. — „Jene gläubigen Herren (die Schwärmer) haben daher von Neuem jene Träumereien von Wunderkräften, Wunderglauben, mysti-

schen Unionen mit höhern Geistern, Einwirkungen der Gottheit auf unsere Gefühle aufgewärmt."

Möchte einem nicht das Herz bluten, daß man jenen großen Glauben, den Christus einmal wenigstens — wenn anders je ein Christus lebte — in gewissen Menschen (den Aposteln) zu erregen suchte, zu den verächtlichen Träumereien rechnet, und von den heiligsten Dingen so pöbelhaft sprechen hört? Das mag der erklärte Deist thun. Er handle so konsequent wie möglich; aber so inkonsequent wie möglich der, so sich zum Christenthum bekennt, und spottet über „Wunderkräfte, Wunderglauben, Gemeinschaftsmöglichkeit der Menschheit mit höhern Geistern, oder gar über Einwirkungen der Gottheit auf unsere Gefühle."

So sind denn auch die Schwärmer, die einen Einfluß der Sonne auf das Auge annehmen? Und sind die Philosophen, die darüber lachen, wenn man die Sonne für das Auge mit da zu sein glaubt?... Menschen sollen auf Menschen, menschliche Geister auf menschliche Geister, Herzen auf Herzen wirken können? — Das zu läugnen, wäre in dem Sinne dieser ungläubigern Herren selbst Unsinn, und der Vater der Geister, der, in welchem wir Alle leben, weben und sind, der da ist über Alles, durch Alles und in uns Allen, soll nicht auf die Seelen der Menschen wirken, auf menschliche Kräfte keinen Einfluß haben können? Das nennt man Philosophie, und Schwärmerei nennt man den Kindesglauben an des Vaters Allwirksamkeit! Und diesen uralten, unaustilgbaren Glauben der Menschheit, daß die Sonne der Geister auf Geister, wie Sonnenlicht auf das Auge, wirken könne, vermischt man mit den armseligen Praktiken elender Geisterbeschwörer, die von allen großen Absichten für das Wohl der Menschheit entfernt, nur für ihre Ehre und ihre Beutel besorgt sein sollen? Ob es solche gibt, weiß ich nicht. Ich kenne keine, von denen ich das gewiß weiß. Wenn aber Hunderte solcher wären, was würde dieses an der Wahrheit, ohne welche es überall keine Religion gibt, ändern? — „Gott wirkt auf die menschlichen Geister,

wie die Sonne auf das Auge. Die lebendigste Ursache kann nie aufhören, auf ihre lebendigsten, eines immer lebendigern Lebens fähigen Produkte zu wirken."

Freilich sind der Schwärmer viel, wodurch auch die christlichsten Philosophen zur Ungeduld gereizt werden müssen. — Ich rede gar nicht von den Verrufenen, von welchen ich keine historischen Data, keine Schriften zur Beurtheilung vor mir habe. Ich rede von den frömmsten, redlichsten, bescheidensten, sogenannten orthodoxesten Christen, unter denen so wenige mir bekannt sind, die mit Weisheit und erweislicher Wahrheit von den Wirkungen des Herrn und seines Geistes auf ihre Herzen sprechen, obgleich sie häufig von den Wirkungen des göttlichen Geistes sprechen. Ich rede von den sich aufgeklärt dünkenden Christen ohne Christenthum, die, ohne Glauben an die Kraft des Gebets, dennoch beten. Diese wird der wahre, konsequente Christ, der an die positive Kraft des Gebetes darum glaubt, weil Christus, an welchen er glaubt, die positive Kraft des positiven Gebetes so positiv lehrt, daß sie nicht positiver gelehrt werden kann, zu seinen heftigsten Bestreitern haben. Gegen diese hat er sich am meisten zu waffnen mit ruhiger, heller, unwidersprechlicher Weisheit und demüthiger Geisteskraft.

Erfahrung allein kann allen Raisonnements, allen unbeantwortlichen Sophistereien die Stirne bieten; und zwar nicht allein innere Erfahrung, die freilich die Seele und das Triebwerk der äußern sein muß, sondern Thatbeweise, Beweise des Geistes und der Kraft, wodurch alle Geister und Kräfte des Irrthums bezwungen werden müssen. Bis diese sich zeigen, hat freilich alles Gerede von höhern Geisteskräften, deren die innerlich gleiche Menschheit allenfalls auch jetzt noch empfänglich sein könnte, den Schein von Schwärmerei.

Was jener vor mir liegende Verfasser religiöse Schwärmerei nennt und als eine unheilbare Krankheit ansieht, sei, mit seiner Erlaubniß, mir Vorbild und Muster, wie ich sein sollte und zu sein wünsche. „Der Schwärmer (sagt er; ich sage: der ächte Christ)

trägt seinen Schatz, seine Gottheit gleichsam in dem Busen." (Die Schrift sagt und ich sage mit der Schrift: der Christ ist ein Tempel des heiligen Geistes.) „Er glaubt sich sehr über die Welt erhaben." (Ja! der in uns ist, sagt jeder ächte Christ, ist größer, als der in der Welt ist.) „So bleibt ihm also kein unerfüllter Wunsch mehr übrig. Er hält sich für den glücklichsten aller Menschen." (Gott bewahre mich, einen solchen von seiner unheilbaren Krankheit, die besser ist, als die gesundeste Gesundheit, heilen zu wollen, oder über einen Menschen zu spotten, der nicht nur meint, sondern weiß, daß er einen Schatz, der mehr werth ist, als alle Welten, in seinem Herzen und in einem irdenen Gefäß trägt.)

„Er hält sich für den Glücklichsten aller Menschen, wenn ihm selbst äußere Glücksgüter fehlen; ja er rechnet ihren Mangel zu seinem Glücke." Wollten wir einen Menschen bemitleiden, der mit Paulus sagen kann: „Wir sind arm, und machen Viele reich; wir haben nichts, und besitzen Alles:" —? Ich wenigstens kenne keinen bemitleidenswürdigern Menschen, als den, der einen solchen bemitleidet, oder mit stolzer Verachtung auf ihn als einen Thoren herabschaut.

IV. 1792.

* * *

O Lieber! Senden Sie mir keine Menschen mehr mit einem „Geniehammerschlag auf der Stirne"; man weiß nichts mit diesen Prätension verbergenden Prätendenten, die Alles haben, nicht Eins recht können, nirgends ein Bleiben haben, Alles unter sich finden und doch immer von toleranter Unbefangenheit sprechen, anzufangen. Besonders taugen sie gar nichts zu ordentlich-ruhig fortgesetzter Arbeit. Diese ist unwürdige Sklaverei für die großen Geister! O die großen Geister, wie klein sind sie in den Augen der Vernunft und der unbeschränkten Humanität!

* * *

Ich verwundere mich über nichts mehr, als über die Ungleichheit gewisser Menschen im Schreiben und Sprechen. Ich kenne Men-

schen, die idealisch höflich, bescheiden, liebevoll sind im Umgange und kein indelikates Wort sich je erlauben werden; und wenn sie die Feder ansetzen, Gott! wie scharf, wie hart, wie indelikat ist Alles! Gott bewahre doch jede Seele vor solcher Ungleichheit ihrer Sprache an denselben Menschen über dieselben Dinge!

* * *

Auf alle Billets, Briefe und Zeilen eines Verrückten weiß ich nichts zu antworten, als mit einem Mal für alle Mal derb und unwiderruflich zu dekretiren: „Keine Notiz davon zu nehmen, Alles als nicht erhalten, nicht geschrieben, nicht gelesen anzusehen."

* * *

Es ist viel von einem Fürsten gesagt, der nie eine Fürstlichkeit darein setzt, Andere, die ihre Zeit zu brauchen wissen, im Vorzimmer warten zu machen, und dann mit einigen hingeworfenen nichtssagenden und vielscheinenden Worten allergnädigst hülflos, rathlos, trostlos zu entlassen.

* * *

Ich habe nichts gegen N..., als seine Unganzheit in Allem. Keine Handlung und Abhandlung, keine Erzählung und kein Urtheil, kein Brief, kein Besuch ist vollendet. — Hast du je ihn ganz angezogen, vom Scheitel zur Verse ganz repräsentabel gesehen?

* * *

Unter meinen herzlichsten und unerfülltesten Wünschen, die ich doch so oft schon rechts und links mündlich und schriftlich äußerte, ist der einer der vornehmsten: daß ein recht redlicher, helldenkender, unschalkhafter Deist mir eine recht klare Idee von dem Charakter, dem Plane, den Thaten, den Schicksalen Jesu gäbe, wo Alles konsequent, harmonisch, soutenirt bewiesen und in die gewöhnliche Analogie und Gleichförmigkeit der Dinge zurückgebracht wäre, daß nicht mehr Wunder übrig blieben, als die evangelische Geschichte von Jesus erzählt. Aber ich werde diese Bitte lange umsonst thun. — Gründe

seines Unglaubens, die allenthalben im Leben anwendbar sind, gibt schwerlich Ein Ungläubiger von Zehntausenden.

* * *

Lieber Jung!

Gestern Mittag ging mein jüngeres Kind Louise in meine Bibliothek und nahm Heinrich Stillings Jugend heraus.

„Papa, soll ich dieses Buch lesen?“ — „Ja; würdest du wohl es gerne eigen haben?“ — „Ja, es würde mich sehr freuen!“ — „So sei es dein.“ — Am Abend erhielt ich den Brief von Ihnen und ließ nach Gewohnheit meine Kinder rathen: „von wem ich einen Brief hätte?“ — Wir hatten heut Mittag von ihm gesprochen. — Nun ward der Brief gelesen, und dekretirt von der Mädchenschaft: „dem wird gewiß bald geschrieben.“

Dictum, factum; mein erstes Geschäft an diesem sehr geschäftreichen Pfingstvorabend ist also, noch vor dem Frühstück, damit man es beim Frühstück lesen könne, ein Zeilchen an den lieben Bruder Jung zu schreiben.

Ich bin und war mir nie des geringsten Vorwurfswürdigen gegen den lieben, redlichen, vielthätigen, gesund denkenden, Wahrheit und Segen verbreitenden Gottesliebling Jung bewußt. Ich habe nie ein Wort über ihn gesprochen, das er nicht mit Freuden gehört haben würde. Ich liebe ihn brüderlich und sehe ihn als einen Zeugen der Providenz und als einen Zögling des Herrn an. — Ich würde mich, wenn ich Zeit hätte, herzlich gern mit ihm über die wichtigsten Angelegenheiten der Menschheit, über die gegenwärtige Zeit, über die Lage des Christenthums, über das, was wir nun besonders zu thun und zu lassen, wovon zu reden und zu schweigen haben, über meine Besorgnisse und Hoffnungen offen und brüderlich unterhalten.

Ich glaube, dieß Glaubensbekenntniß ist für einmal genug die Wiederholung der aufrichtigen Bezeugung: daß ich mir durchaus keiner besondern, weder großen noch kleinen, Veranlassung, die von

ihm mein Herz hätte entfernen können, bewußt bin; daß ich bei allen Gelegenheiten alles mögliche Gute und nichts als Gutes von ihm sagte; daß ich mit so manchen meiner Freunde völlig in demselben Falle bin, überall keine bloß freundschaftliche Korrespondenz zu führen Zeit habe, und daß mich nichts mehr freuen würde, als wenn ich je so glücklich wäre, ein Organ in der Hand des Herrn zu sein, solchen redlichen Kinderseelen, wie Heinrich Jung ist, eine nie vergängliche Freude zu verursachen.

Daß mein Bruder glücklich ist mit seiner Elise, dessen freue ich mich von Herzen; das größte Glück ist Erkenntniß seines Glückes.

Wäre meine liebe Frau gesünder, so wäre ich ein ganz glücklicher Hausvater. Meine drei Kinder machen mir auf verschiedene Weise täglich Freude, ohne allen Verdruß. — Mein Sohn ist bei seinem väterlichen, meinem brüderlichen Freunde Hotze in Richterswell als Arzt.

Eine Tochter von zwanzig, ein Kind von zwölf Jahren sind bei mir und mein unaufhörliches Labsal unter Lasten und Leiden, die Niemand, als Gott kennt.

O wie nichts ist Alles, bis Christus in uns allein lebt!

Zürich, Samstagmorgen, den 26. V. 1792.

* * *

An einen Lügner.

Sie wollen kein Lügner sein? Was ist gelogen, wenn die boshafteste Verdrehung nicht? wenn die Weglassung der bestimmtesten Bedingung nicht? — Welche Weglassung? welche Verdrehung? — Die: „Ich gebe Ihnen meinen Gott und meinen Christus alle Augenblicke preis, wenn Sie mir etwas Besseres, Gewisseres, das mir mehr Genuß verschafft, dafür geben können" — sagte ich, und ich weiß, Sie wissen, daß ich dieß und Anderes nichts, und dieß so und anders nicht gesagt habe — und wie erzählen Sie dieß? — „Sie wissen gewiß, daß ich ein Atheist sei; Sie haben es aus meinem Munde gehört: Ich wolle Gott und Christus alle Augenblicke preis

geben!“ — Punctum! — Mit einem ſolchen Erzſchiefkopf, um nicht zu ſagen, Erzſchiefherzen, iſt ſchlechterdings nichts anzufangen, als abzubrechen und ihn ſeiner eigenen Verachtung mitleidig zu überlaſſen, und ſich zu hüten, nur ſeinen Namen zu nennen.

* * *

Ich ſehe ſehr ungerne Teufel in Lichtengelsgeſtalt, aber ungerner Engel in Satansgeſtalt, und am ungernſten Solche, die heut das Eine und morgen das Andere ſind.

* * *

An einen lieben Mißverſteher.

Ihr Brief, er mag ſein welches Inhaltes er will, kann mich nicht beleidigen. G... kennt mich nicht, — kann mich nicht kennen, und mir liegen wichtigere Dinge ob, als irgend einen Sterblichen mit meiner Erkenntniß zu beläſtigen. Leidet ein Sterblicher vom Lobe Anderer, aus dem Munde Derer, die ihr Leben für mich laſſen würden, und ſchlimme Menſchen bleiben; hat ein Menſch ſchlafloſe Nächte über dem, Gott weiß es, ungeſuchten Schickſale, auf einem ſolchen Theater zu ſtehen, ſo habe ich es. Glaubt ein Menſch nichts ohne beſtimmte gute Abſicht zu ſchreiben, ſo glaube ich es — — — Das ſei das letzte Wort, was ich an G... von mir ſage, das ſoll ihn aber durchaus nicht zu mir bekehren. Er ſoll unbekehrt bleiben. Proſelytenmacherei zu ſich iſt unter allen Teufeleien die größte. — Lieber G...! Laßt uns, jeder auf ſeine Weiſe, das Gute, das Beſte thun, was von uns gethan werden kann und ſoll! Gott will G... und L... haben. Dieſe ſollen eine Zeitlang auf ganz entgegengeſetzte Weiſe exiſtiren. Am Ende werden ſich beide umarmen. Je weniger wir uns anſtrengen, einander näher zu kommen, oder die Binde vom Auge wegzunehmen, deſto eher, deſto ſchöner wird die Freudenſtunde der Erkenntniß kommen. — Sanfter, lieber G...! wie ſehr wünſchte ich, daß mir ein ſanfter, chriſtlicher Menſch ſagte, wo ich mich wider die chriſtliche Sanftmuth verſtoßen habe? Mir wäre es wahrlich lieb; der

edle, sanfte B. soll mir es sagen. Ich will alle Tage mehr Sanftmuth mit mehr Muth zu vereinigen suchen, immer mehr Mann und immer mehr Kind werden.

* * *

Scharf Tadelnde, leere Charakter.

Ich gestehe dir aufrichtig, daß ich mit derjenigen Klasse von Menschen nicht sehr sympathisire, denen nichts in der Welt recht liegt, die im Schlimmen nichts Gutes und im Guten nur Böses sehen; die jeden Gegenstand um und um beriechen, nahe an das Auge halten, mit dem Vergrößerungsglase betrachten, und wenn das Alles noch nicht genug ist, die ihn, um ihn recht zu beleuchten, in den verzehrenden Brennpunkt eines Hohlspiegels hinhalten, wo er in Einem Augenblick zu Asche wird oder in Rauch aufgeht.

Diese negativen Menschen scheinen aller humanen Freuden eben so unfähig zu sein, als jeder Belehrung. Sie genießen nichts, und können nicht leiden, daß Andere in dem, was sie anekelt, Genuß finden; alle positive und produktive Charakter sind ihnen unerträglich. O die genußlosen Genußverderber, jenen Schriftgelehrten gleich, die das Himmelreich gewaltthätig an sich reißen; nicht hineingehen wollen, und es denen, die hinein wollen, wehren.

Glaubst Du, mein Lieber! eine Warze oder ein Hühnerauge an einer Zehe Deines linken Fußes entgehe ihnen? Oder, meinst Du, daß sie einen andern Rath dagegen wissen, als den, den Fuß abnehmen zu lassen? O die rohen, harten Allesverderber! Sie verleiden Dir Dein Liebstes, Deinen Leib-Autor, Dein Herzensweib, Dein Engelskind, Dein Metier, Deinen Stand, Deine Lage. Wo sie nicht tadeln können, da erregen sie Zweifel, daß jedes Haar auf dem Kopfe grau werden möchte; da äußern sie Bedenklichkeiten, daß einem alle Zähne im Munde zu wackeln anfangen, und das mit einem Kenner-Air, der von Fülle der Genügsamkeit und Leerheit an richtiger Kenntniß trieft. Glaube mir, mein lieber Freund! hart sind alle negativen Charakter in ihren Urtheilen. Die produktiven sind

immer ſchonender, als die nichts hervorzubringen wiſſen. Wem kein Buch behagt, weder die Bibel noch Becker's Noth- und Hülfsbüchlein, weder Homer noch Virgil, weder Klopſtock noch Horaz, weder Stollberg noch Voß, weder Garve noch Stolz, weder Göthe noch Wieland, weder Herder noch Jakobi, der weiß ſicherlich Nichts hervorzubringen, das einem Originalprodukte der Menſchheit an die Seite geſetzt zu werden verdient.

Nie wirkt Großes der, dem alles Große nicht groß iſt.
Der iſt gewiß nicht gut, dem alles Gute nicht gut iſt.

1. VIII. 1791.

* * *

Wort der Billigung.

Brav gemacht, Lieber! Schön geſchwiegen! Kurz abgethan! Unbeantwortlich geantwortet! Für ein und alle Mal verſtummen gemacht, und doch ſo ſanft, ſo gar keine Blöße gegeben! So unantaſtbar! So erzählbar und unbeſchreiblich! So einfach und mächtig! So muß man es mit den Leuten machen, deren Namen ehrliche Lippen zu beflecken ſcheinen, wenn man ſie ausſpricht. So wird man ihrer auf einmal los; ſie treffend und unwiderſprechlich aus ihrem eigenen Munde gerichtet. So wird einſt aller Welt Richter ſie richten, daß ſie ewig verſtummen und alle Zuhörer ſagen werden: Braviſſimo!

* * *

Charakter eines Reiſenden.

Ich reſpektire zwar, mein Lieber! jede Karte von Ihnen, mehr als einen fürſtlichen Empfehlungsbrief; aber gewiß hätten Sie mir den Menſchen nicht empfohlen, wenn Sie ihn gekannt hätten. Er weiß auch ſo gar nicht, was er mit ſeiner freilich gutherzigen Perſon anfangen ſoll; weiß nicht zu ſehen, nicht zu hören, nicht zu fragen, nicht zu antworten, nicht zu loben, nicht zu tadeln, nichts zu ſagen. Ich half ihm durch, ſo gut ich konnte. Aber wie bald war ich au bout de mon latin. O wie wenige Menſchen wiſſen zu reiſen;

wissen die Dinge, die sie sehen, und die Bücher, die sie lesen, und die Menschen, die sie sprechen, und die Gelegenheiten, die sich ihnen darbieten, zu benutzen. Ich habe diesen Text so schonend wie möglich aufs Tapet gebracht. Aber, wer ihn gar nicht zu verstehen schien, war der gute, liebe, allenthalben fremde, isolirte, ununterrichtete, sich für nichts interessirende, nichts in sich aufnehmende N... mit der lieben Karte von Ihrer lieben Hand! 1790.

* * *

An J....

Mystizismus gewährt gewiß ächt mystischen Seelen unaussprechlichen Genuß, und es ist Thorheit, dagegen zu streiten.

„Nie kämpft ächter Genuß entgegen ächtem Genusse."

Aber gestehen müssen wir, daß das evangelisch-apostolische Christenthum mehr auf historischen Gründen, als denen des Mystizismus beruht. Menschlicher, fester, analoger dem Gemeinsinn und geistigsten Bedürfnissen zugleich scheint das apostolische Christenthum.

Freilich auch die Summe des apostolischen Christenthums ist:

„Gott — Alles in Allen."

„Gott — ein Licht ohne alle Finsterniß — Alles in Allen."

„Gott — ein Geist und das ewige Leben — Alles in Allen."

„Gott — die Liebe — Alles in Allen."

Aber die Frage ist von dem Wege zu diesem Ziele. Dieser, scheint mir, hat folgende Stationen:

a) Menschliches Leben Christi;	herzlich,
b) Tod Christi;	
c) Auferstehung Christi;	
d) Himmelfahrt Christi;	
e) Geistesausgießung durch ihn;	kindlich,
f) Christus: „Ich bin bei euch alle Tage, bis an der Welt Ende;"	
g) Wiederkunft Christi;	geglaubt.
h) Reich Christi.	

Die Summa von dem, und nur von dem, ist Gott, Alles in Allen.

30. III. 1791.

* * *

An F... über Halbkenner.

Unter allen Klassen von Menschen sind mir keine fataler, keine unerträglicher und prätensionsreicher, als die Halbkönner und Halbkenner, die allenfalls ein Hauch von Originalität angeweht hat, die kein Ohr haben, zu hören, aber einen sehr beredten Mund, zu demonstriren, daß ihre Arbeiten schön seien, die kein Mensch von Kenntniß und Geschmack schön, oder nur erträglich finden kann; besonders Menschen ohne Geschmack und mit verdorbenem Geschmack, die nichts gründlich gelernt und viel Lebhaftigkeit haben. Von solcher Art ist der Mensch, den Sie mir empfehlen; dessen ungeachtet will ich den sehr gewagten Versuch thun, ob endlich einer einmal rehabilitirbar sei? Ich verspreche nur wenig; o daß er weniger wüßte, so wenig es ist, was er weiß. Es ist sehr wenig, aber noch zu viel, um ihm nichts zu scheinen. Mir ist es minder, als nichts! Ich gab ihm sogleich gute Muster; statt nach diesen zu arbeiten, brachte er mir à la mode aller Halbkönner viel zu schnell ein Dutzend wahrhaft abominabler Entwürfe, und wollte mir zeigen, wie schön sie seien; denn: „ich solle denken, sie seien von seiner eigenen Erfindung!“

Ich konnte mich kaum fassen; denn Prätension bei nichts alterirt eine viel vollkommenere Geduld, als ein Temperament, das selten tief unter das Temperé sinkt, sich anmaßen darf. „Vom Bürgermeister bis zum Nachtwächter wird sie Jedermann abscheulich finden“, war meine Antwort. „Ihr habt völlige Freiheit, sie zu vollenden; aber nicht Freiheit zu sagen, daß Ihr sie mit meiner Billigung exequirt. Ihr wollt Brod, — ich kann nichts, gar nichts suchen, als Euch Brod zu verschaffen bei dem Rath: Fangt bei guten Mustern an, und macht nichts, als was Menschen von Geschmack einmüthig gut nennen, oder Ihr seid verloren!“

Nach einem zwar sichtbaren Kampfe eigenliebiger Rechthaberei, von dem ich aus Discretion die Augen wegwandte, wie die Schamhaftigkeit sie vor jeder Blöße wegwenden soll, kam endlich das lieblich bescheidene Wort heraus: „Ich will Ihnen folgen!“

„Thut, was Ihr wollt! Ich habe kein Recht, Euch zu gebieten oder vorzuschreiben; aber wenn es dann nicht gelingt, so will ich für Alles gut stehen!“ war meine Antwort. „Die nächsten Tage könnet Ihr, was ich heute sagte, nicht verstehen, Ihr werdet es hernach verstehen. Euer jetzige Geschmack wird Euch in vier Wochen so unerträglich vorkommen, als Euch jetzt mein Urtheil vorkommt.“ Man schwieg und trat ab, nachdem ich noch einige Exekutionsräthe gegeben.

O Lieber! wie schwer sind die Menschen mit halber Kraft und halbem Willen zu leiten! Es ist leichter, daß ein Kameel durch ein Nadelöhr gehe, als daß ein Einbildischer, der denkt: „Ich bin reich und reich geworden, und bedarf nichts“, ins Reich der Kunst und des wahren Geschmackes eingehe.

Die Summe des Gesagten ist: „Schreiben Sie Ihrem Klienten: „Folge, Jüngling, dem Rath, der Erfahrung wohlmeinender Freunde.“

August 1791.

* * *

An Achélis.

Dank, lieber Achélis, für Ihren lieben, gütigen, freisinnigen, redlichen Brief. Recht so, daß Jeder des Andern Gedanken, auch wo er sie billigt, in seine eigenen Gedanken und Ausdrücke umgießt. So erst werden sie geprüft, geläutert und sein Eigenthum.

Sonderbar ist es, aber sehr gewiß, daß jeder Mensch bei mir verliert, der meine individuellsten Ideen, die mir doch die liebsten sind, zu schnell aufnimmt. Wenn ich denke, wie manche Probe dieselben bei mir durchgehen und aushalten mußten, ehe ich ihnen Sitz und Stimme bei mir selbst gab, so halte ich es gar zu leicht für Leichtsinn, Schwachsinn, Nachbeterei oder Schmeichelei, wenn man

sich sogleich darein findet. Ich denke, man sieht und ahnet nicht die Folgen, zu denen sie führen.

Was Sie mir von M. P. in K. sagen, ist mir viel gesagt.

„Noch steht sie vor mir in ihrer schlanken Gestalt, mit ihrem blassen, mir schien es, Leiden gewohnten Gesicht, gleich einem Geiste, der schon im Himmel lebt und nur noch mit der Zehenspitze die Erde berührt, die er zu verlassen bereit ist.“

Dank für das wahrgesagte Wort.

„Nur Wahrheit dauert ewig; nur die Liebe ist unzerstörbar, die durch keine spätere Gewahrnehmung unerwarteter Fehler vermindert werden kann. Menschen, die nur ihre glänzende Seite anfangs gegen einander kehren, legen eben dadurch schon die zerstörende Hand an das Fundament ihrer Verbindung, indem genauere Bekanntschaft nur Fehler an einander offenbaren, und dadurch das so schnell und enggeknüpfte Band nicht fester, nur lockerer werden kann.“

Ich komme eben von einer kleinen Reise nach Basel zurück, wo Mamma und Louise mit waren, wovon vermuthlich die Handbibliothek auch noch ein Wort sagen wird. Die Handbibliothek geben Sie ohne alles Bedenken Ihren Freunden, die einiges Vergnügen daran haben können, und Ihr darin vorkommender Name müsse Sie ja nie abhalten, sie mitzutheilen. Ihre Freunde sollen wissen, wie sehr ich Sie schätze und liebe. — Louischen grüßt Sie herzlich.

Zürich, den 11. VIII. 1791.

* * *

Lieber Cuninghame!

Dank für die Auszüge aus Newton, die mir besser gefallen, als sein, zwar sehr prägnantes, kräftiges, originelles, aber nicht Johanneisches Gesicht, das Sie mir im Kupferstiche zeigten. Sie werden nichts dawider haben, wenn ich einen Auszug von Ihrem Auszuge der Handbibliothek für Freunde einrücke. Weitaus den meisten Theil

habern an derselben ist dieser Schriftsteller unbekannt, und ihnen werden, denke ich, folgende Gedanken nicht ganz unwillkommen sein.

* * *

Seligkeit.

1.

Ich habe eben so wenig Zweifel über den Weg zur Seligkeit, als ich Zweifel habe über den Weg von hier nach London.

O der selige Mensch, der den Weg zur Seligkeit fest weiß!

2.

Sie und ich, wir hätten vielleicht den jungen Menschen ohne Tadel aufgemuntert, welcher sagt, daß er von Jugend auf alle Gebote erfüllt habe; und wir hätten den Mörder als einen Bösewicht am Kreuze verschmachten lassen. Aber Jesus Christus dachte anders.

3.

Die Krankenzimmer sind für einen jungen Geistlichen eben das, was die Besuchung der Hospitäler für einen jungen Arzt ist.

4.

Ich glaube, daß der Teufel uns niemals näher ist, als wenn wir glauben, am nächsten bei Gott zu sein.

5.

Nichts ist abgeschmackter, als die Zerstreuungen, die man sich während des Gebetes erlaubt. Was würde man von Demjenigen sagen, der, nachdem er zur Audienz eines Fürsten gelassen worden wäre, alle Augenblicke sein Gespräch unterbrechen würde, um nach Fliegen zu haschen?

6.

Ein brennendes Gebüsch, ohne verzehrt zu werden! Diese Erscheinung vor Moses ist ein wahres Bild des Christen in den stärksten Versuchungen.

7.

Es gibt Leute, die alle ihre Religion darein setzen, daß sie fleißig in die Kirche laufen. Sie gleichen jenen magern Kühen in

dem Traume des Pharao, welche viel fraßen und darum nicht fetter wurden. Bäume, die nur Blätter tragen, treiben stärkere Wurzeln und saugen mehr Saft aus der Erde, als die Fruchtbäume.

8.

Die Liebe ist der beste Casuist; sie löst tausend Fragen auf oder kommt tausend Fragen und Zweifeln zuvor, welche diejenigen quälen, die Gott nur aus Furcht dienen.

9.

Josephus sagt uns, daß Herodes eines schmerzhaften Todes starb. Der heilige Verfasser sagt uns, daß ein Engel ihn schlug. Wenn wir den ganzen Ueberrest von dem, was man Profangeschichte nennt, von heiligen Schriftstellern verfaßt, besäßen, wie manche abweichende Lesarten von dieser Art würden wir alsdann über die Ursachen der Begebenheiten finden.

10.

Etwas Anderes ist es, die heilige Schrift zu lesen, so wie ein Rechtsgelehrter das Testament liest, über welches er vor Gericht sprechen soll, und dieselbe zu lesen, wie der Erbe das Testament liest, welcher darin seinen ihm angewiesenen Theil erwartet.

11.

Wir verlieren oft an Wärme, was wir an Licht gewinnen.

12.

Die heilige Schrift, das Buch der Natur, das Buch der Vorsehung und das Buch des Herzens; diese vier Bände sind hinlänglich zur Handbibliothek der Christen.

* * *

An mein Töchterchen.

Hier, liebe Louise, ein kleines Geschenkchen, — deutsche Sprüchwörter mit Erläuterungen. Ich fand viele darin, die mir nicht wichtig genug, und viele nicht, die mir wichtiger schienen. Immer ein für Dich lehrreiches und lesenswerthes Büchelchen, aus dem ich

besonders folgende Sprüchwörter aushebens- und deiner Prüfung und Beherzigung würdig fand.

* * *

Sprüchwörter.

Allzuscharf macht schartig.

Mit Schweigen verredet man sich nicht.

Etwas Rechts leidet nichts Schlechts.

Wie der Wirth, so beschert ihm Gott die Gäste.

Wenn man Einen nicht kennen kann,
So schau', man seine Gesellschaft an.

Erst wieg's, dann wag's.

Wer ungeheißen dazu geht, geht ungedankt davon.

Gott begegnet Manchen, wer ihn nun grüßen könnte.

Wenn mich Jemand einmal betrügt, so verzeih' es ihm Gott; betrügt er mich zum zweiten Mal, so vergebe es mir Gott.

Man hält Manchen für fett, er ist nur geschwollen.

Wer gerne gibt, der fragt nicht lang.

Wer zuletzt lacht, lacht am besten.

* * *

An J. über N.

Gewisse Dinge erscheinen dem stillen, duldsamen Warter, dem aufmerksamen Horcher auf alle Winke der Vorsicht, wie vom Himmel gesendet. So fällt mir durch die dritte Hand ein Manuscript in die Hand, ein Brief von einem geistreichen Freunde über einen kraftreichen Freund, woraus ich mir einige Stellen auszuheben und Ihnen statt meines eigenen Urtheils über unsern Freund mitzutheilen die Freiheit nehme. Ich stehe Ihnen mit meiner ganzen Ehrlichkeit

dafür, daß der Schreiber dieses Briefes an Alles in der Welt eher, als an unsern Freund dachte. Zitationen von Andern, die auf einen gegenwärtigen Fall völlig passen, führen immer etwas Angenehmes mit sich und treffen auf eine besondere Weise. Sie entheben uns des eigenen Urtheils. Sie zeigen die Möglichkeit und Wirklichkeit unglaublich geachteter Fälle und der unwahrscheinlichsten Charakter. Sie sind einer richterlichen Sentenz gleich, die über einen andern Fall, der dem, wovon die Rede ist, vollkommen gleicht, längst gefällt worden war.

Ich irre nur dann, wenn diese Zitation nicht genau auf unsern Freund paßt. O wie wünschte ich, daß das Manuscript, das ich vor mir habe, durch einen ähnlichen Zufall, wie mir, ihm in die Hände gekommen sein möchte! Wie würde er sich alsdann vielleicht, wenn es ihm wie erschienen wäre, getroffen gefunden, geschwiegen, die Hand aufs Herz gelegt und ausgerufen haben: „Wer konnte wohl, ohne mich zu kennen, mein Bild so treffend zeichnen?“ — Ich mag Sie nicht bitten und mag es Ihnen nicht verbieten, ihm dieses Briefchen sammt den Beilagen mitzutheilen; Alles sei Ihrer Klugheit, Ihrem Genius und Ihrem richtigen Takte überlassen. Die Stunde wird schon kommen, die ihn belehren und ihm die Decke wegziehen wird, die auf seinen Augen liegen bleiben muß, bis gewisse Dinge vollendet sind, die ohne seine vollendete Härte nicht vollendet wären. — Sie verstehen mich. Alles hat seine Zeit. Vielleicht ist das Zufällige in ihm, was mit diesem Manuscripte geschah, ihm einmal, wenn seine Stunde gekommen sein wird, ein unmißverstehbarer Wink des Schicksals: „Sei nicht allzugerecht!“ Nun die Stellen selbst, die ich Ihnen nunmehr als genug angekündigt.

„Ich biege mich (schreibt ein auswärtiger Freund über einen auswärtigen Freund) vor seiner Festigkeit, vor seinem Abscheu alles Flitters, vor seiner Verachtung alles ihm Niedrigscheinenden, Eiteln, Unfesten; mich rührt sein Eifer, der der Flamme gleicht, und seine rastlose Thätigkeit. Sein Gedanke, der Jugend nützlich zu sein,

macht vollends den Mann jedem guten Herzen unschätzbar. Aber, ich biege mich nicht vor dem Unbändigen, der keine Stimme hört, als die seine, keine Nachsicht, keine Güte kennt, den Menschen zu tragen, wie ihn der Allmächtige trägt. Sein Gott ist jener zerschmetternde der Israeliten! Donner und Blitz über den Ungerechten! Nicht Vergebung, nicht Besserung, nicht Genesung des moralisch Kranken. So einen Gott will ich nicht! Und so ein Mensch, der nur mit dem eisernen Scepter seiner Gerechtigkeit regieren, und Alles durch diesen ebnen oder ausreuten, ändern oder zerstören will, o wie muß so ein Mann verwunden, und wie muß er verwundet werden!"

„Einer gegen Alle! Und Alle gegen ihn! Versündigung aller Art gegen ihn und von ihm gegen Alle! — so daß auch das Gute bei den gänzlich entgegengesetzten Grundsätzen, bei seinem Unglauben an Andere und dem Glauben an sich nur Stückwerk bleiben kann."

„Ehre den Mann ewig, den du so ehrwürdig findest; aber steige nicht herab in die Tiefen seines Menschenhasses. Er ist besser, als Tausende, und er würde besser sein, als Zehntausende, wenn die Menschenliebe sein Wesen heiligte."

„Du verstehst mich, — nicht jene hektische Schwäche, Alles gelten zu lassen, zu Allem zu schweigen; o wer würde dieser den Namen der Menschenliebe leihen?"

„Aber ewige Klagen über das Böse zur Zeit und Unzeit, was nützen sie? Ewiges Reiben an allen Fehlern der Menschheit, was bringt's Heil? Ewiges Betrachten des Fehlenden, wird es ihn heilen? Und da der Mensch doch immer mit Menschen leben muß, ist es Weisheit, wenn er nun Alles, Alles weggescheucht hat, und er da steht, einsam wie der Bär in seiner Höhle? — — Gott im Himmel! dazu solltest du die bestimmen, die das Salz der Erde sein sollten?" — —

„Wer keinen Freund und überall Feinde sieht, überall Trug und nirgends Redlichkeit, vor dessen Scharfrichterauge geht selbst die erhabenste Tugend unerkannt und unbemerkt vorüber! — der vergißt über seinem Ich und über seiner Gerechtigkeit jede friedliche, mensch-

liche, herzanziehende, sanft belehrende Weisheit, und wird geehrt von Vielen in der Ferne, gefürchtet von Allen in der Nähe, geliebt von Niemanden.“

„Bei des Mannes Ehrfurcht für die heiligsten Urkunden, wie reimt sich dieser gewaltsame, aufreibende Strafernst? Christus ruft keine Blitze vom Himmel; der Thurm zu Siloa fiel nicht auf die verruchtesten Bösewichter. Wie du richtest, wirst du gerichtet; wie du vergibst, wird dir vergeben. O dieß Wort voll Weisheit des Erhabensten der Menschensöhne, wie drückt es sanft die Duldung, diese Tochter Gottes, an das Menschenherz — — und ich kenne kein Christenthum, wenn die Tugenden und wenn die Lehre des Weisesten und Besten nicht der Maßstab unsers Verhaltens gegen Gott und gegen unsere Brüder sind“ . . .

O möchte diese Stelle unserm Freunde wie eine Erscheinung vor die Seele treten und ihm sein eigenes Bild zeigen.

August 1791.

* * *

Ueber Dalbergs Aesthetik.

Ich las so eben mit Vergnügen und Nutzen das tiefgedachte, oft körnige, gedankenreiche, klare, freilich meiner Schwachsinnigkeit nicht Alles einfach und intuitiv genug darstellende Werk Coadjutor Dalbergs über die Grundsätze der Aesthetik oder der Schönheitslehre. Ich werde es noch einmal lesen, um es ganz zu verstehen und noch mehr benutzen zu können. Ich möchte es Dir, lieber Heisch! und allen tiefer denkenden Lesern dieser Handbibliothek empfehlen. Ich schreibe einige einzelne Stellen aus, die ich Dich Deinen Reisegefährten vorzulesen bitte, und die die ungelehrten Leser dieser Schrift hier mit Vergnügen finden werden.

1.

„Das Geistige ist Wesenheit des Schönen; das Körperliche ist dessen Außenhülle; die ästhetischen Gesetze verlangen so viel Geistiges, als möglich ist; so wenig Körperliches, als unentbehrlich ist. Ohne

Geistiges ist kein Dasein des Schönen; ohne Körperliches ist kein Anschauen des Schönen. In der Fülle und Stärke des Geistigen liegt Kraft des Schönen. In Sparsamkeit und Abwechslung des Körperlichen liegt Anmuth des Schönen; Vereinigung der Kraft und Anmuth ist Inbegriff des Schönen für den Menschen."

2.

„Wo kein hohes Bewußtsein angewandter Fähigkeit ist, da empfindet die Seele kein vorzüglich lebhaftes Wohlgefallen, kein Schönheitsgefühl. Diejenigen Gegenstände verdienen mithin die Benennung des Schönen nicht, welche kein hohes, intensives Schönheitsgefühl erregen können."

3.

„Das Uebertriebene mißfällt deßwegen, weil es die Vollkommenheit sucht, wo sie nicht ist, und weil das Streben jenseits des Ziels eben auch ein häßlicher Fehler der Beurtheilungskraft ist."

4.

„Der abgehärteten Bosheit ist Unschuld unerträglich; Verführung und Mittheilung eigner Häßlichkeit ist ihre Wonne; selbst in der physischen Natur wird das Häßliche von dem Häßlichen erzeugt. Stockende Sümpfe, modernde Wälder, dumpfige Thäler verpesten die Luft, vergruppen die Pflanzen, entehren die Thierarten."

5.

„Wer zweifelt, daß Gott der menschlichen Seele sein Ebenbild eindrückte, der denke noch an jene höchste Wohlthat: Er gab ihr nämlich Schönheitsgefühl, Bildungstrieb und Tugendstreben, und so legt die Menschheit durch Tugend, Wissenschaft, nützliche und schöne Künste die letzte Hand an, um die schöne Welt ihres ewigen Vaters noch schöner zu machen. Ihm ist (gehört) das Lob, denn aus ihm quoll diese Kraft."

6.

„Die Liebe zum Schönen kann niemals allzulebhaft, allzuinnig sein, wenn sie in den Grenzen der Wahrheit bleibt, und es ist zu

wünschen, daß sie das Empfindungsvermögen einer jeden Seele ganz ausfülle!"

7.

„Wer die wohlgefallende Wirkung des Schönen nicht zu befördern, zu verbreiten sucht, der verdient den Namen eines Weisen nicht."

8.

„Vernunft ist Compaß des menschlichen Lebens; mechanischer Fleiß ist das Ruder. Allein weder Compaß noch Ruder sind die Kräfte, durch welche das Schiff in großen Seereisen die Meeresfluthen durchschneidet. Frische günstige Winde spannen die Segel an und treiben es mit der Schnelligkeit des Vogelflugs nach seinem Zwecke. Innigst gefallende Gefühle sind die Kräfte, welche edle, schöne, große, menschliche Unternehmungen zu Stande bringen. Die hohe Seele, in welcher der göttliche Funken des Genies glimmt, beobachte, fühle die Vollkommenheiten des schönen Gegenstandes, wenn sie kraftvoll, ausdauernd, erschöpfend das Ganze des Ideals umfaßt; wenn die Liebe zu dem Erhabenschönen, das darin liegt, sie gleichsam durchglüht, dann wird sie den Drang empfinden, selbst etwas ästhetisch Vollkommenes auszuführen, zu schreiben oder zu bilden.

9.

„Ueberhaupt ist es wahr, daß da, wo die Bestimmung unmöglich ist, die Seele noch bis auf einen gewissen Grad ein dunkeles Gefühl hat, welches feinere, unbestimmtere Verschiedenheiten bemerkt. Zu diesem dunklen, aber zärtern Gefühl feinerer, unbestimmter Stufen gehört die Empfindung des namenlosen Schönen. Dieses namenlose Schöne ist Pedanten und rohen Menschen ganz unbekannt; ist aber die Blüthe der reinsten und süßesten Empfindungen für die edelsten Seelen. Da schweigen die Regeln, und das Gefühl wirkt, lenkt die Thaten des vortrefflichen Mannes, der unaussprechlich schön handelt; führt die Feder des Schriftstellers, der weit mehr durch empfindungsvolle Stellung seiner Worte ausdrückt, als in ihrem ge-

wöhnlichen Sinne liegt; und ebenso leitet dieses Gefühl die Hand des Künstlers. Z. B. der Steinhauer bringt nach Senkel und Punkten eine Gestalt hervor; aber Leben und namenlosen Geist legt das Gefühl des Bildhauers hinein."

10.

„Nicht Kraft allein, nicht Anmuth allein: die Vereinigung von beiden erzeugt ästhetische Vollkommenheit."

„Kraft bestimmt den innern wesentlichen Werth, erzeugt Hochachtung, befriedigt den Verstand."

„Die Mäßigung und Anmuth in Aeußerung der Kraft erwirbt Zuneigung, Liebe, ergötzt das Herz. Da, wo Kopf und Herz vereinigten Beifall geben, da ist Kennzeichen ästhetischer Vollkommenheit, da sind ästhetische Gesetze befolgt worden."

11.

„Der Regent wähle sich vernünftige Räthe, die Gewissen haben, gerne arbeiten und das Land kennen."

12.

„Der denkende Schriftsteller ist Patriot, wenn er weder den Großen schmeichelt, noch das Volk aufwiegelt, das Gute lobt und die Mißbräuche bemerkt mit derjenigen Bescheidenheit, die das Gepräge der Wahrheit trägt und der Wahrheit den Eingang in die Gemüther öffnet. Mit Einem Wort: Jeder kann auf den Ruhm eines Patrioten Anspruch machen, wenn er Alles thut, was sein Alter, Stand, Fähigkeit, Erziehung, Vermögen, Amt und Ansehen zum gemeinen Besten beitragen können, ohne daß er sich dabei schwärmerisch, unüberlegt und unruhig auf irgend eine Weise vordringe."

13.

„Wer den wahren Patrioten von dem falschen unterscheiden will, der stelle sich und Andern folgende Frage: Ist das, was der Mann thut, seine Pflicht, oder nicht? — Im ersten Fall ist er Patriot, im andern ist er Schwärmer oder Bösewicht!"

14.

„In dem Charakter des Deutſchen iſt biedere Treuherzigkeit, ſtandhaftes Ausdauern, gründliches Nachſinnen und überlegende Vernunft.“

15.

„Nichts iſt ſo ſtark, ſo unwiderſtehlich, als die Wahrheit. Alle Völker der Erde, alle verfloſſenen Jahrhunderte treten am Ende als Zeugen für ſie auf; die unerſchöpfliche Begierde des Menſchen nach Glückſeligkeit iſt ihre aufmerkſame Zuhörerin; und dann, wenn die Wahrheit ſie einmal überzeugt hat, werden alle menſchlichen Kräfte ihre Werkzeuge. Aber ſehr oft kann ſich die Stimme der Wahrheit nicht erheben; ſehr oft werden ihre Worte mißdeutet. Wer aus Schwachheit und niedern Abſichten die Wahrheit verſchweigt, unterdrückt, wenn ſeine Pflicht iſt, zu ſprechen und ihrem Winke zu folgen, der iſt verächtlich. Wer ſie zur Unzeit ohne Beruf, auf gehäſſige, empörende Art mißbraucht, iſt gefährlich, und deßwegen ſträflich, weil er die beſten Früchte der Wahrheit erſtickt, ehe ſie zur Reife kommen. — Beide entehren ſich und manchmal ihr Vaterland; verdienen gewiß nicht den allgemeinen Beifall, als wahre Patrioten.“

16.

„Der Geiſt eines jeden Schriftſtellers hat nur alsdann ſeine innigſte, vollſte Kraft, wenn er auf einen einzigen Gegenſtand anhaltend zuſammengedrängt iſt. In dieſer Einheit des Gegenſtandes beſteht der Unterſchied zwiſchen einem Kunſtwerk und einer Sammlung von Materialien, welche nichts, als den rohen Stoff zu Kunſtwerken enthält. Hierin liegt der Unterſchied zwiſchen einer Geſchichte und einer Chronik. Ohne dieſes feſte Beharren auf Einem Geſichtspunkte kann ein Werk weder vollkommen gefallen, noch rühren, und iſt kein äſthetiſches Werk.“

17.

„Die Kraft jeder ſchönen Darſtellung beſteht in der Einheit des Gegenſtandes und Fülle mannigfaltiger Umſtände; ein einziger Bril-

lant, der aber unzählige Fassetten hat; der Diamant ist der Stoff, den erzeugt die Natur; der Künstler schleift ihn zum Brillanten."

18.

„Kraft und Schönheit bestehen in den Gedanken; Worte sind nichts, als dessen sichtbare Außenhülle. Jedes entbehrliche Wort vermindert und schwächt die Schönheit des Gedankens."

19.

„Das Hinhalten auf den einzigen Gegenstand einer ganzen Darstellung ist das, was am meisten gefällt."

20.

„Die frischen, reizenden Blumen, die den Wollustbecher umkränzen, sind betäubend und schnell verwelkend; da der Giftbecher des Sokrates durch unzerstörbares Kleinod der Tugend geschmückt ist."

21.

„Die moralisch-ästhetische Vorschrift der Vernunft ist: Vereinige in Erfüllung deiner Pflichten Kraft mit Anmuth."

Richterschweil, August 1792.

* * *

An einen Unsteten.

Ich habe verschiedene Euerer Briefe erhalten, mein guter F...; ich weiß aber nichts darauf zu antworten. Weil Ihr unstet und flüchtig seid, so hat man mir einige Male meine Briefe an Euch unfindbaren Menschen zurückgeschickt. Ich besorge immer, Ihr schreibt zu viel und arbeitet zu wenig; bekümmert Euch zu sehr um das Ferne und vergesset das Nächste. Ich möchte Euch freundlich rathen, Euch bei jedem Briefe zu fragen: „Was will ich denn eigentlich mit diesem Briefe?" — Mich dünkt immer, Ihr wißt nicht recht, was Ihr wollt. Laßt, Lieber, die Türken, laßt die Franzosen, und denkt an Euch selbst und an Euere ersten und heiligsten Pflichten. Wer hat diese je ohne leiblichen und geistigen Nachtheil versäumt? — Ich sehe den Weber lieber an seinem Weberstuhl, als gegen die Türken zu Felde ziehen, wenn die Waffe auch ein Katechismus wäre. —

Ihr habt wohlgethan, nicht auf Zürich zu kommen; ich hätte Euch weder Arbeit verschaffen, noch Euch empfehlen, noch erhalten können. Auch habe ich nicht Zeit, mich mit geschäftslosen Leuten in weitläufige Gespräche einzulassen, so wenig, als zwecklose, wenn auch gleich gut gemeinte Briefe zu beantworten. — Da ich aufrichtig und ein Todfeind der Zeitverderbniß und alles unnützen Geschwätzes bin, so sehet Ihr selbst diesem nicht kurzweiligen Briefchen an, daß ich keinen Trieb fühle, meine Zeit für nichts wegzuwerfen, und Euch und mir gern unnützes Briefporto ersparen möchte.

Wie mancher Arme hätte schon durch das, was ich für Euere Briefe, die keiner vernünftigen Beantwortbarkeit fähig sind, auslegen mußte, erquickt werden können! Wie Ihr das Recht habt, mir zu schreiben, so haben es Hunderttausende. Wie kann ich alle Briefe bezahlen? wie alle beantworten? Ich rede freimüthig, weil tausend solcher kleiner Lasten sich zu einer unerträglichen Masse von Last häufen. Ich fasse Alles zusammen:

1) Werdet ruhiger, stiller, bleibsamer, arbeitsamer!

2) Thut nichts, ohne zu wissen, warum!

3) Werdet Euch selbst und Andern immer weniger überlästig!

4) Verschwendet nichts an unnöthige Bücher, Korrespondenz, Reisen!

5) Lernet an jedem Orte, wo Ihr seid, Euerer Pflicht leben! Wer da, wo er ist, nicht pflichttreu ist, wird da, wo er sein wird, nicht pflichttreu sein.

6) Glaubet, die, so Euch warnen, meinen es besser, als die, welche Euch schmeicheln!

Sonntag, 21. VIII. 1791.

* * *

Meine „Celebrität" ist zwar eine Sünde, an der ich unschuldig bin, die ich mir aber so ungern vorhalten lasse, als die Bastille, wenn sie noch stände, und ich auch unschuldig hingesetzt worden wäre. —

Voltaire's „Déterrement" und „Enterrement", und Mirabeau's seines, bezeichnen die Franzosen — gut oder schlimm? Ich weiß nicht. Ich will nicht davon sprechen, bis zwei Jahre vorüber sind. Wenn ich an Cromwel und Necker denke, das verwahrt vor voreiligen Urtheilen. — Alle Franzosen sind Menschen, und bleiben ewig Franzosen.

Ich habe durch Ihres guten, attentionsreichen, edlen Mannes Veranstaltung und Generosität den Abguß von Mirabeau's todtem Angesicht erhalten. Ich bitte Sie, ihm für das interessante Geschenk und für seine edle Attention in meinem Namen zu danken, das ist, Freude zu bezeugen.

So verschieden dieß Gesicht von allen Porträten ist, so war es mir, obgleich ich anfangs nicht wußte, woher es kam und wen es vorstellte, dennoch sogleich gewiß: „Es kann niemand anders sein, als Mirabeau."

Ich hatte mir ihn ungefähr so, nur böser und geistreicher vorgestellt. Man sieht gleich den Mann von entsetzlicher Kraft, von eiserner Vermessenheit (audace), von unerschöpflichem Reichthum, von Alles verachtender Determinirtheit. Ich für mich allein aber sage mit physiognomischer Intuitionsgewißheit, daß ich nur Außerordentlichkeit, nicht Größe in diesem Gesicht, dieser Gesichtsform, dieser Stirn und dieser Nase finde. Nur Kraft ohne Ruhe, Reichthum ohne plane Einfachheit; nur Witz ohne tiefstille, für sich selbst allein innig genießende Weisheit; nur Herzhaftigkeit, Scham vergessende Vermessenheit, Gewaltsamkeit, Verachtungskraft, Leidenschaftlichkeit, drückende Stärke ohne eigentlich reinen Heldenmuth. Ja, ich finde einen Zug, der ganz entscheidend ist für Exaltation, die so oft für Genie geht und nur Karikatur davon ist, und nicht nur an Narrheit grenzt, sondern oft in Narrheit übergehen muß. Von der Fülle körperlicher Temperamentskraft spreche ich nicht, weil diese gar zu auffallend ist. Die Möglichkeit des esprit de détail hatte ich in

Mirabeau nicht vermuthet, bis ich seine Larve sah. — Dank nochmals, und dann glücklicher Wiedervereinigung dem entflohenen Restaurateur de la liberté und Esclave des esclaves françois.

Juli 1791.

* * *

Ueber die Familie Sommers.

Die ganze Familie Sommers, lieber Stähelin, gehört zu den seltenen Produkten der englischen Nation, die mir ganz gefallen. Welche Ruhe! welche harmlose Einfalt! welche Unschuld! welche Heiterkeit und Gutmüthigkeit! welcher Kindersinn! welcher Geradsinn! welche Unbefangenheit, welch' offenes Auge! welch' horchendes Ohr! welche Naivetät und Vernunft!

So wenig Dominantes und Ueberwiegendes der Mann hat, ich bewunderte seine kindliche Ruhe und Güte und den unbestechbaren Wahrheitssinn dieses aus Einfalt und Herzlichkeit zusammengesetzten, o wie väterlichen Vaters!

Die Frau hat so gar nichts von dem Stolze, dem Kaltsinn, dem verachtenden oder spöttischen Air, der so manchen englischen Damen angeboren zu sein scheint. Sie ist so geradehin und einfach, so treuherzig und edel, so horchsam und lernsam, und dennoch in ihren Urtheilen fest, sicher und jungfräulich bescheiden.

Die beiden Kinder, Bruder und Schwester, sind der verjüngte reine Abdruck der väterlichen und mütterlichen Heiterkeit und Gutmüthigkeit, Herzlichkeit, Harmlosigkeit.

Ich bitte Sie, diese unvergeßliche Reisegesellschaft meiner unveränderlichen Achtung und Liebe zu versichern.

Sonderbar, daß mir erst jetzt hintennach und bloß auf Ihre mir mitgetheilte Bemerkung hin, einige Aehnlichkeit der Dame mit einigen Zügen und Manieren von mir beifällt.

Das aber, mein Lieber! mag wohl nicht das Beste an ihr sein; wenigstens sage ich aufrichtig, daß mir ein Mensch, der mit ähnlich

sähe, nicht sehr willkommen sein und auf meine vorzügliche Liebe nicht den gerechtesten Anspruch machen könnte.

Zürich, den 3. September 1791.

* * *

Ueber ein Mißverständniß.

Lieber .....!

Wie gut, natürlich, brav, dankwürdig Dein Brief an die F. von B. sei: ich bin völlig gewiß, daß er Deinen edlen Zweck verfehlen, daß er zu einer endlosen Trakasserie führen wird. Gewisse Mißverständnisse lassen sich nie in der Entfernung, nie schriftlich, nie durch einen Dritten abthun. Ein tête à tête in einer glücklichen, vom Himmel gesendeten Stunde, Hand in Hand, kann allein solche Mißverständnisse in Thränen auflösen. Unsere Freundin ward eingenommen. Sie hat Gerüchten mehr, als ihrem eigenen Herzen und Gefühle geglaubt .... Das Schicksal aber, nur das Schicksal, und nicht die vermittelnde oder vorwurfmachende Stimme des edelsten Freundes, wird sie lehren, wer die sind, denen sie ihr Ohr so leicht geöffnet hat, und wer der ist, den sie verworfen und im aufrichtigen Glauben, daß er ihrer nicht werth sei, mißhandelt hat. Sie hat ihrer zu schnellen Ueberzeugung, welche nur Gott und Zeit ändern können, gemäß gehandelt, und so abscheulich diese Handelsweise uns vorkommen muß, ich bin überzeugt, sie glaubt, konsequent, männlich edel, groß zu handeln. Es kostet sie vielleicht, so zu handeln, kostet sie vielleicht, sich mit dem von ihr so leicht schnell Verworfenen nicht mit Thränen in die Arme zu stürzen. Lassen Sie das Ohr dieser Vielhörerin und Nichthörerin von den allseitigen Einsprachen der Verleumdung nüchtern werden! Ausgehungen werden von ihren Verdächten, und sie liegt zu den Füßen des von ihr Verworfenen mit dem Gluthwort auf ihren Lippen: „Ist es möglich, daß du mir vergeben kannst?“

Zürich, den 31. August 1791.

* * *

An Brändlin.

Lieber Bruder Brändlin!

Du bist, höre ich, todtkrank, und ich kann nicht zu Dir kommen. O daß mein Herz, mein Geist kräftig genug bei dir wäre! Doch meiner bedarfst Du nicht; der Vater im Verborgenen verläßt Dich nicht. Dein Glaube stirbt nicht im sterblichen und sterbenden Leibe. Dein stummes Schmachten nach himmlischem Licht und Leben ist kräftig, wie lautes Flehen vor Gott! — Du bist größern Freuden, als Du wünschen konntest, näher, als Du denken kannst. Gott ist, so gewiß Du bist, und er liebt herzlicher, als Du, herzlicher Mann, lieben konntest.

Lieber Bruder! Der schwerste und leichteste Zeitpunkt Deiner Wallfahrt ist nahe! Gott lasse Dir ihn ewig zu lieb werden! Stirb ohne Furcht! Die ewige Liebe deckt, wie Deine Liebe, und mehr noch, die Menge der Sünden. Stirb mit kindlichem Sinn sorgloser Anlehnung an den Vater! Stirb, als stärbest Du nicht ... Stirb, ich möchte sagen, mit den sieben letzten Worten aus dem Munde und Herzen dessen, der uns ernstlicher und zärtlicher sucht, als wir ihn suchen. Stirb mit dem „Vater, vergib!“ wenn Du etwas zu vergeben hast! Stirb mit dem Blick auf die Umstehenden, der das Wort begleitete: Heute wirst du bei mir im Paradiese sein! Stirb mit dem wohlthätig segnenden Vatersinne für die Deinigen, der das Wort aussprach: Weib, siehe deinen Sohn! siehe deine Mutter!

Stirb, wenn Dunkelheit Deine Seele umringt, mit dem Sinne dessen und mit dem Blicke auf den, der Kind war, wie unser keiner es sein kann, und rufen mußte: Mein Gott! mein Gott! warum hast du mich verlassen?

Stirb mit dem Dank für jedes leibliche Labsal, das Dir dargereicht wird, wenn Du ihm nachrufest: Mich dürstet!

Stirb mit dem Triumphworte: Vollbracht! — mit dem Kindesgebete: Vater, in deine Hände befehle ich meinen Geist!

Stirb, als stärbest Du nicht! Stirb im Glauben an den un-

erfindbaren Einen, der gewiß nicht log, als er sagte: Ich bin die Auferstehung und das Leben; wer an mich glaubt, ob er schon stärbe, wird er doch leben!

Die Gnade, ohne die wir nichts und mit der wir Alles sind, sei mit Deinem Geiste!

Samstag Mittags, den 13. August 1791.

* * *

Lieber Settele!

Der dreizehnte September war ein lieblicher Tag. Der redliche, kindliche, immer gleiche Sailer überreichte mir bei Bülach Ihren lieben Brief voll harmloser Güte. An mich nur nie eine Entschuldigung des Nichtschreibens wegen. Wer ist schwach, und ich bin nicht auch schwach? Wer ist Schuldner, und ich bin nicht ein größerer? Wer kann mir danken, ohne daß ich erröthen müsse? Wer sollte nicht die lieben und die heilig halten, die für ihn beten?

Nun habe ich Sailer nach zwölf Jahren, nachdem so Vieles über uns ergangen, das wir ewig mit dem Mantel der Liebe bedecken wollen, wieder, zwar nur wenige Stunden, gesehen; aber diese Stunden waren nicht fruchtlos. — O Lieber! was hat der Mensch, der keine großen, ewigen Angelegenheiten hat! Und wie bald kommen Menschen sich nahe mit ewigen Angelegenheiten! Wie klein erscheinen wir uns ohne die Hoffnung auf etwas Ewiges, welche süßeste Hoffnung nirgends, als in demüthigen und liebenden Herzen keimen kann!

Lieblich sei mir, Lieber! das Wort in Ihrem Briefe: „Ich bete alle Tage die Wege der Vorsehung an, die mich bis diese Stunde so wunderbar geführt hat. Sie hob mich als Knaben gleichsam von der Gasse auf, und gab mir einen zweiten Vater (den ersten hatte ich schon frühe verloren), der aus bloßem Drange, Gott ähnlich zu handeln — (denn sein Stand und sein Amt setzten ihn weit über mich, und seine lautere Tugend über jede unlautere Absicht hinaus) — mir durch eine lange Reihe von Jahren Kleidung, Unterhalt und Lehrer verschaffte."

Ich verweile mich so gern bei jeder Zeile der Dankbarkeit gegen Gott und Gottes Stellvertreter! — Gottes Stellvertreter sind alle guten, mit Demuth und Einfalt handelnden Menschen; Gottes Augen sind alle liebevollen Herumblicker nach Hülfsbedürftigen oder Verlassenen; Gottes Hände sind alle Wohlthäter, die erblassen, wenn ihre Wohlthaten von Menschenaugen gesehen, oder von Menschenzungen gelobt werden.

O wie wahr ist, was Sie sagen: „Der Erzieher muß zuerst erzogen werden.“ — Mir möchte ohnmächtig werden, wenn ich einen unerzogenen oder übel erzogenen Menschen mit etwas Wissenschaft und Talent vor mir erblicke, der sich um eine Hofmeisterstelle bewirbt. Wer nicht immer lernt, wird gewiß kein würdiger Lehrer, und kein guter Erzieher, wer die Winke des Schicksals nicht versteht.

Auch fasse ich das Wort aus Ihrem Briefe mit Freuden auf: „Wo Einheit und Liebe ist, da geht der Geist Gottes aus und ein.“

Engel sind da zu Hause, wo Andacht wohnt und die Eintracht.

O wie glücklich sind Sie, in einem Hause zu wohnen, von dem sich mit Wahrheit sagen läßt: Gutes zu hören und zu lernen, ist ihre Freude; aber ihre größere Freude ist, Gutes thun.“

Grüßen Sie Ihre Freunde, Wohlthäter, Vorbilder herzlich und christlich in meinem Namen! Küssen Sie diese Gotteshände mit heiligem Kusse.

Wem in Sailer's Atmosphäre ganz wohl ist, in dessen Atmosphäre ist mir auch wohl; das erfahre ich bei Ihnen, bei Chorherr, Brockmann und neulich besonders bei dem edlen Rusch.

Sonntag Abends, den 18. IX. 1791.

* * *

Erdichteter Brief an eine erdichtete, seltsame Kreatur, die weder in Utopia, noch außer Utopia wohnt.

Alles, was nur von Ferne den Schein von Rechthaberei haben könnte, sei ferne von mir. Nur vor Gott sage ich: „Ich

bin mir nicht des geringsten Unrechts gegen Sie bewußt, sondern mir völlig bewußt, nach meiner besten Ueberzeugung, nach aller meiner Kraft duldsam, und ich darf hinzusetzen, edel gegen Sie gehandelt zu haben. Aber wie unmöglich ist es, Ihnen dieses zu beweisen und Ihnen mein inneres Handeln und tiefstilles Dulden gegen Sie aufzudecken, obgleich die häufigen Proben, die ich Ihnen von meiner Persönlichkeit gegen unverzeihlich scheinende Rohheiten gab, Ihnen schon längst hätten die Augen öffnen sollen. Ich mag wohl warten. — Daß mein Schweigen Schonung war, begreifen Sie nicht. Was hätte ich zu sagen, wenn ich reden wollte? Aber was will ich Worte verschwenden für ein Ohr, das nicht hört und sich schnell wegwendet von der allerfreundlichsten, sanftesten, nöthigsten Warnung, Belehrung und Zurechtweisung."

Zwar weiß ich, daß Sie einige Liebe zu mir haben; aber die Manier, der Styl Ihrer Liebe zu mir, das Zudringliche, Anmaßliche, Forderliche (exigeant), Pochende, Unabtreibliche, Zwecklose Ihrer noch sehr unbestimmten, bei Ihnen selbst noch „ich weiß nicht, waslichen" Liebe hat etwas sehr Peinliches und durchaus Ungenießbares für mich. So kann ich Ihnen mein Inneres ewig nie öffnen; so kann ich Ihnen nichts von der eigensten Individualität meines Geistes und Herzens mittheilen; so muß ich immer verschlossener, marmorner gegen Sie sein. Ich bezeuge, daß ich keines Beispieles, keines nur ähnlichen Falles in dreißig Jahren, wo mir doch so Manches durch die Hand ging, auch nichts Aehnliches je gehört oder gelesen zu haben, mich zu erinnern weiß, von einem solchen Gemisch von Zartheit und Rohheit. Das Allernatürlichste scheint Ihnen unnatürlich; das Allerwohlmeinendste ist für Ihre feuerfangende Unnatur Stoff zu niedrigstem, unwürdigstem Zank, der bloß bei dem ruhigsten eisernen Stillschweigen von meiner Seite endlich durch sich selbst verpufft, und bei allem Geschrei der unbelehrbarsten Rechthaberei auf Ihrer Seite sich doch alle Mal in Thränen der Reue endigt, welche sich aber, ehe man sich es versieht, sogleich wieder in einen

brausenden Strom neuer Vorwürfe, „daß Sie Unrecht leiden, daß Sie sich von keinem Engel des Himmels des eigenen Unrechts wollten überzeugen lassen“, verwandelt.

Was willst du, daß ich dir thun soll? war wohl die allerfreundlichste Frage des freundlichsten Menschen, dessen Namen Sie so oft, ich glaube, ohne Heuchelei, aber nicht ohne Leichtsinn, nennen. Unter allen schiefsinnigen Menschen, mit denen er es zu thun hatte, war doch keiner so schiefsinnig, diese Frage als boshaft zu taxiren. Und wenn ich mit der kindlichsten, harmlosesten Gutmüthigkeit frage: „Was steht zu Diensten?“ so wirft man den Kopf auf, und brummt, als ob ich einen Mord hätte begehen wollen, stellt sich mir an den Rücken, lehnt den Kopf an, stampft, und darf sagen: „Verd..... Frage?“ — Es braucht mehr als christliche Geduld, ein solches Benehmen zu tragen, so wie es eine neue menschliche Sprache braucht, um es zu nennen. Indeß, ich trage es, vergebe es, wie eine Beleidigung im Fieber, mißkenne gewiß auch nicht das viele originelle Gute in Ihnen. — Aber um einmal Punktum zu machen und einen letzten Versuch zu thun, lasse ich dieses Briefchen in die Handbibliothek einrücken, die Sie wohl etwa einmal von mir zu lesen verlangen werden, damit Sie so dann Ihr Betragen Schwarz auf Weiß sehen, über sich selbst und Ihr Unrecht, über Unrecht zu klagen, erstaunen, erröthen, erbleichen, Ihre Quasi-Besessenheit von einem Geiste, der nicht ins Lichtreich zu gehören scheint, anerkennen und sich vor solchen Unduldbarkeiten hüten, und die, welche Sie zu lieben vorgeben, künftig nicht tiefer verwunden, als keine Todfeinde es zu thun im Stande wären. Uebrigens können Sie sicher sein, daß kein Mensch aus allen vier Welttheilen auf Sie fallen oder Ihren Namen vermuthen wird. Die übrigen Leser, die das nicht angeht, wird wenigstens die unerhörte Einzigkeit oder die Erdichtung eines so poetischen Charakters als ein Beitrag zur Menschenkenntniß interessiren, und hie und da wird Einer sagen: „Guter Lavater! wie man dich bis ins Grab par force jagt“ — oder: „Sonderbar, daß du darauf

fällst, solche Unwesen zu dichten und erdichtete Briefe an sie zu schreiben." — Daß ja keiner meiner Leser, der an der Dichtung, die ich als Schild dieses Briefes aushänge, zweifeln möchte, sich es einfallen lasse, mich direkt oder indirekt zu fragen, wie dieser Diamantstaub heiße, an dem sich meine Geduld hell schleifen muß! Genug, ich sage: „Diese Person, an welche ich schreibe, existirt nur auf diesem Papier, also weder in Utopia, noch in Nicht-Utopia."

Im Juni 1791.

* * *

Ich lese so eben in Abt Gerbert's von St. Blasien Solitudine sacra (von der heiligen Einsamkeit), und finde darin, besonders aus den Kirchenvätern, einige so schöne Stellen, die ich Ihnen abzuschreiben mich nicht enthalten kann.

Eine aus Augustin: „Diejenigen, welche die Schafe Christi so weiden, daß sie diese lieber zu ihren, als zu Christi Schafen haben wollen, lassen sich zu Schulden kommen, daß sie sich, nicht Christum, lieben — aus Ehrsucht, Herrschbegierde, Eigennutz, nicht aus Eifer des Gehorsams, der Hülfeleistung und des Wohlgefallens Gottes. Gegen die also, welche der Apostel besenfzt, daß sie das Ihre nur suchen, nicht das, was Jesu Christi ist, steht das so oft vorgehaltene Wort Christi. Denn: „Liebest du mich? Weide meine Schafe: — was heißt es anders, als: „Wenn du mich liebst, so denke nicht, dich zu weiden, sondern meine Schafe; weide sie als die meinen, nicht als die deinen; meine Ehre, nicht deine, suche in ihnen; meine Herrschaft, nicht deine; meinen, nicht deinen Gewinn, damit du nicht zu denen gehörest, welche in diesen gefährlichen Zeiten sich selbst nur lieben."

Besonders auffallend, ermunternd und beschämend war für mich der Charakter des Athanasius, an den wir einander oft erinnern und nach welchem wir uns oft prüfen wollen:

„Sein Leben war so erhaben, als seine Seele demüthig, und von solcher Tugend, daß sie Niemandem erreichbar war. — Dabei

war er so leutselig, daß ihn Jedermann ohne Zurückhaltung ansehen durfte; sanftmüthig; fern von allem Zorne; voll Barmherzigkeit; seine Gespräche voll Anmuth, noch anmuthiger seine Sitten; sein Angesicht wie eines Engels; noch engelischer seine Seele; so sanft im Bestrafen und so belehrend im Lobe; in beiden so gemäßigt, daß keines sich durch Uebertreibung schwächte, sondern jenes erhielt durch ihn immer väterliche Liebe, dieses würdigen Ernst, gleich fern von weichlicher Zärtlichkeit und harter, finsterer Strenge, so daß das Eine den Namen des sanften Wohlwollens, das Andere der Klugheit, und jedes das Lob der Klugheit verdiente!"

Unter den Prüfungsfragen, die mir in diesem gewiß lesenswürdigen Werke besonders auffielen, hebe ich vorzüglich folgende aus:

1.

„Sind dir die nach Gottes Bilde, zum höchsten Zwecke, zur Liebe Gottes, zu seinem Genuß und für ewige Glückseligkeit geschaffenen, durch das Blut des eingebornen Sohnes Gottes erlösten Seelen so theuer, als sie es sein sollen?"

2.

„Hast du einen Ekel ab rohen, ungeschickten, finstern Menschen, und überlässest du sie sich selbst?"

3.

„Bedenkst du ernstlich, daß, wie Gregorius der Große sagt, die Seelsorge (regimen animarum) die Kunst aller Künste ist?"

4.

„Ist es dir lieber, vorzustehen, als nützlich zu sein?"

5.

„Versäumst du nie etwas, damit du Allen Alles seiest? Sparst du keine Mühe? Bekämpfest du die Schwierigkeiten, welche sich dir in den Weg legen, und die Trägheit des Geistes?"

6.

„Vernachlässigst du nicht deinen eigenen Fortschritt, indem du Andern forthelfen willst?"

7.

„Bestrebst Du Dich selbst zu sein, wie Du die Deinen haben möchtest?“

8.

„Bist Du weniger um den geistigen als zeitlichen Wohlstand der Deinen bekümmert?“

9.

„Höreſt Du Deine Schafe geduldig an, auch wenn Du in andern Geschäften begriffen bist?“

10.

„Wendest Du Dich im Gewirre der Arbeiten und äußern Dinge oft zu Gott? Nimmst Du in unvorgesehenen Fällen Deine Zuflucht zum schnellen Gebet?“

11.

„Bittest Du Gott in eilender Erhebung Deines Gemüths zu ihm, daß er Dir eingebe, was Du reden, was Du rathen sollst, und daß er Deine Worte, Ermahnungen und Befehle mit Nachdruck begleite?“

„Wie erscheinst Du in Deiner Kleidung, im Umgang, Gespräche und Thun? Hast Du nichts Unanständiges, Gemeines, Lächerliches an Dir?“

* * *

Magisch.

Sie ärgert oder befremdet das Wort magisch, das ich oft brauche. Mir ist es eines der unentbehrlichsten Wörter, um schnelle, tiefe, mächtige, unveranstaltbare, energische, wunderähnliche Wirkungen der Begeisterung, der Concentration unserer Seelenkräfte auf Einen Punkt, scheinbare Wirkung auf die Ferne (actio in distans) auszudrücken. — Ich kenne keinen großgenannten Redner, Staatsmann, Dichter, Kriegsheld, Reformator, Maler, Virtuosen, der

nicht, bloß um dieser magischen Kraft willen, die ich aber ganz natürlich erkläre, groß genannt ward und war.

September 1791.

* * *

Aus einem Briefe an N. — Bewunderung.

Ich bin nicht so gutmüthig, Alles, und nicht so stolz, nichts zu bewundern. Ich bewundere nichts, was ich selbst kann, obgleich ich überhaupt alles Können bewundere. Ich bewundere am meisten, was ich am wenigsten kann, und nie zu können, nie zu lernen, nie zu begreifen beglaubt bin. Ich bewundere aber mehr als Alles die unerforschliche Kraft, die mir einen Buchstaben zu schreiben möglich macht, und bewundere nichts, was ich schreibe. Bewegung! Kraft! Willkür! Freiheit! Ihr Gaben aller Gaben! Quellen aller Wirkungen! Ihr seid in mir das Bewunderungswürdigste aller Wunder.

26. IX. 1791.

* * *

An einen Kraftmann.

Lieber!

Was Dir fehle?

Ruhe, sanfte, gelassene Friedlichkeit, Horchsamkeit, Appetit des Gesunden; ein Auge, das sieht, und nur sieht, wenn es sieht, unbefangen, genießend, schlürfend sieht; ein Ohr, das liebevoll hört, nicht die Worte, den Geist der Worte hört. Dir fehlt jene kindliche, harmlose Unanmaßlichkeit, jene behagliche Hingegebenheit, die auf dem lieben Gegenstande weilt und sich vergessend, sorglos zweifelsfrei ruht. „Dir fehlt" — um mich besser, als ich es nie kann, auszudrücken; ich entlehne die Worte aus einem unschätzbaren Manuscripte eines unschätzbaren Freundes — „dir fehlt Innigkeit, ein tieferes Bewußtsein des ganzen Menschen, ein noch ganz anderes Ich im Ich, als jenes eben so reine als leere, das minder oder mehr entwickelt in allem Lebendigen wohnt: sich selbst stärkender, in sich selbst gedeihender Sinn und Geist; Dir fehlt jene stille Samm-

lung, die ich .... verzeihe .....! Andacht nennen muß; jenes feierliche Schweigen der Seele vor ſich ſelbſt und der Natur, das feſte Anfangen an Schönes und Gutes, welches tief lebendig macht und dadurch unabhängig groß; es fehlt dir ein nie verſtummendes, zu einer zweiten beſſern Seele allmälig ſich bildendes Echo in dem Mittelpunkte deines Weſens."

Den 26. V. 1791.

* * *

Ueber Jetzlern an Haugg.

Der ebenſo unerwartete als ſonderbare Tod des verdienſtvollen Jetzler's wird und muß einen ganz eigenen, bedenklichen Eindruck auf alle Gemüther machen, die den unvergleichbaren Mann verehrten und fürchteten. Er war ein Phänomen — ſo einzig, wie der Rheinfall, oder vielmehr, wie die Felſen im Rheinfall, die von dem Wellengewirre wenig Notiz nehmen, in welchem er ſtarb.

Ein viel lehrendes Phänomen, über welches alle etwas weicher gebauten Naturen ſchwerlich ein richtiges Urtheil zu fällen im Stande ſein werden. Ueberhaupt lerne ich alle Tage, ich könnte faſt ſagen, alle Stunden, weniger entſcheidend über Menſchen urtheilen, beſonders über originelle, einzige, große Menſchen, die wie Jetzler auf ſich ſelbſt ſtehen und in ſich ſelbſt gewurzelt ſind.

Sie können ſchrecklich drücken, ſo lange ſie da ſind, und drücken die nächſten um ſie am meiſten. Iſt ihre Perſon verſchwunden, liegt das Drückende ihrer inwohnenden Superiorität nicht mehr auf unſerer Schulter, ſo heben wir gemeiniglich an, ſie mit freierm Sinn und richtiger zu beurtheilen und ſie höher zu ſchätzen. Auch der Werth des gemeinſten Menſchen wird nach ſeinem Verſchwinden aus unſerm Geſichtskreiſe beſſer erkannt; wie vielmehr der Werth ſolcher kraftvollen, wirkſamen, in ſich ſelbſt exiſtirenden Menſchen, wie der Stifter und Erbauer Ihres Waiſenhauſes war! Ich will ihn nicht mit den Propheten und das Betragen ihrer Mitbürger gegen ihn nicht mit dem Betragen der Juden gegen ihre Propheten vergleichen. Beides

würde unwahre Vergleichung sein. Er würde viel zu sehr erhoben, ihre Mitbürger würden viel zu sehr erniedrigt sein; aber, das wollte ich, ohne Prophet zu sein, weissagen:

„Etwas Aehnliches, wie das ehemalige Bauen der Propheten-gräber, wird vorgehen!“ Und ich wünsche es zur Ehre der Mensch-heit, der Schweiz und Schaffhausens, vornehmlich aber um des dortigen Waisenhauses, das ist, der dort sonst übler besorgten Wai-senkinder willen.

Auch wünschte ich sehr, daß sogleich und ohne Anstand Freund Stolar, der Einzige, der es meines Bedünkens am besten und ganz kann, einen Aufsatz über Jetzler schreiben möchte, dem unend-lichen Gerede eine glücklich bestimmende Richtung gäbe und mit männlicher Weisheit das ganz Eigenthümliche, Respektable, Feste, Betriebsame, Ausharrende, Unüberwindliche in dem Charakter dieses beinahe großen Mannes in möglichster Wahrheit und mit aller Kraft einer warmen Feder darstelle; aber dann auch zur Belehrung und Warnung nicht verschweigen möchte das Harte, Eiserne, und, mit Hiob zu reden, Untermüllsteinhafte, Uebergerechte, Unhörende, Zu-rückstoßende, Furchtbare, Lästige, Ungenießbare dieses sonst so vene-rabeln Charakters, den ich vor Zeiten, indem ich mit Sulzer und ihm im Jahr 1763 nach Berlin reiste, als einen sehr gütigen, dienstfertigen, aber durch Gerechtigkeitsliebe beinahe ungerecht, wenig-stens peinlich werdenden, übrigens äußerst tugendhaften Mann ken-nen lernte.

Zürich, Mittwochs, den 28. September 1791.

* * *

Beilage von einem Freunde aus Schaffhausen.

Tag und Nacht geht mir der tragische, in undurchdringliches Dunkel verhüllte Tod unsers großen Jetzlers nach. Er war auf dem höchsten Punkte der Reife, und höchst wahrscheinlich wäre sein zukünftiges Leben ein unglückliches, vergebliches Suchen von Dingen gewesen, die er nie gefunden hätte. Er starb vor dem Angesichte

des Herrn, eingeweiht durch den Anblick und das Gefühl der großen Formen der Natur, und so, wie seine Seele einzig war, so ruht er einsam im Winkel eines katholischen Dorfkirchhofs! *) Ich vergesse seine Fehler nicht; aber sie waren die Folgen seines harten Schicksals, und ungeachtet derselben ist und bleibt er ein Phänomen, das erst nach Jahrhunderten ein ihm ähnliches in unserm Schaffhausen finden dürfte. Doch, der Fall ist noch zu neu, ich sehe das große Bild nur noch im Nebel! Die ganze Stadt trauert um ihn. Einige seiner Feinde suchen einen Selbstmord wahrscheinlich zu machen, gegen welchen ich unumstößliche moralische Gründe habe.

„Vale, sancta anima, erepta profanis!"
„Ruhe heilige Seel', unheiligen Seelen entrissen!"

26. IX. 1791.

* * *

Mirabeau.

Mein Urtheil über Mirabeau wissen Sie, doch scheint es Ihnen vielleicht parteiisch, obgleich ich gewiß weiß, daß es unparteiisch ist. Hier das Urtheil Freundes Luze aus Colmar aus seiner Rede auf Mirabeau. Mit dem werden Sie ganz zufrieden sein!

„Was machte ihn so groß? Was so allgemein bewundert, so allgemein verehrt und jetzt — so allgemein betrauert? Er selbst, der große Mann, soll einst einem jungen Freunde auf die Frage, ihm ein Buch vorzuschlagen, woraus er wahre Weisheit lernen könnte, geantwortet haben: Nimm ein Buch weißes Papier, und zeichne dir Alles auf, was dir in deinem Leben Wichtiges vorkommt. Dieses kostbare Hausmittel zur Welt- und Staatenkenntniß mag Mirabeau nun freilich durch eigene Erfahrung bewährt gefunden haben; allein das Geheimniß zu einer Seelengröße, die ihn auszeichnete, zu Talenten, wie er sie besaß, zu einem Ruhme, wie er ihn genoß, das konnte er, so mittheilend und lehrend er auch war, unmöglich

*) Nicht mehr.

Andern mittheilen, weil er, wie Rouſſeau, einer von den ſeltenen Sterblichen geweſen, von denen geſagt worden iſt, daß die Natur eine beſondere Form für ſie goß, ſie aber nach vollendetem Meiſterſtücke gleich wieder zerſtörte. Alles, was ſolche ſeltene Menſchen, im höchſten Flug ihres Genies, was ſie mit dem Alles durchdringenden Feuerblick in die geheimſten Regionen des menſchlichen Wiſſens und Thuns, was ſie mit eiſernem Fleiß und einer Thätigkeit, die um ſo ausdauernder iſt, als die Edeln inniglich fühlen, daß nur dadurch etwas Großes und Gutes bewirkt werden kann, zum Glücke der Welt leiſten können; das Alles hat Mirabeau geleiſtet."

Oktober 1791.

* * *

An S... über mich ſelbſt.

So wenig ich Zeit habe, ſo ſehr bin ich gedrungen, Dir zu ſagen, daß mein Stillſchweigen bloß zufällig iſt. Ich hatte recht Luſt, Deinen lehrreichen Brief zu beantworten, und nur weil ich mir Zeit dazu nehmen wollte, ward die Antwort aufgeſchoben. Lerne alſo hieraus, ja nie zu ſchnell einen Argwohn zu faſſen. Wie viel tauſend Mal iſt etwas bloßer, ganz unſchuldiger Zufall, was dem Andern abſichtlich zu ſein ſcheinen muß! Nimm die aufrichtige Verſicherung mit Glauben an, daß ich durch eine belehrende Erinnerung eines guten, wahrheitsliebenden edeln Menſchen nie im Geringſten beleidigt werden kann. Du hätteſt Dein freundliches Lächeln beim Leſen Deines ſo preiswürdig redlichen Lehrbriefes ſehen ſollen, um durch und durch überzeugt zu werden, wie ſehr ich Dein weiſes Wohlmeinen, obſchon ich demſelben nicht entſprechen kann, reſpektire. Glaube mir, es iſt dennoch nicht vergebens, obgleich ich den mir angeſchaffenen indelebilen Charakter weder ändern kann noch will. Es mußte gerade noch ſo ein wunderſames Weſen, wie ich bin, produzirt werden, um ſo viel in der Menſchheit aufzuregen! Sei es, daß es zu viel ſei, das iſt, tauſend Weiſern, als ich bin, zu viel ſcheinen müſſe. Die Allwiſſenheit wußte wohl, wie viel ſo

mancher kalte mathematische Verstand, der mir, wenigstens nach dem Urtheile der Meisten, versagt zu sein scheint, wieder von dem zu viel geachteten abziehen würde. Es bedurfte gerade eines solchen Kindes, eines solchen Etourdi's, einer solchen Imagination, eines solchen Herzens, eines solchen moralisch religiosen, poetischen Waghalses, eines solchen Zuvieles, um einen solchen Widerstand auf der einen, und ein solches Anziehen auf der andern Seite zu erregen, als meine Existenz und Thätigkeit zu erregen bestimmt zu sein scheint. Es bedurfte aber auch solcher bittern Feinde und solcher herzlichen Freunde, wie mir von dem gütigen Himmel weise beschert sind, um bald freundlich und kosend mir die Flügel etwas zu beschneiden, bald etwas gewaltsam mir eine Feder auszureißen.

Alle Schuld, die in mir liegt, daß ich nicht mehr Verstand habe, will ich so demüthig, als es mir möglich ist, auf mir liegen lassen, — und dennoch muß ich das kindlich kühne Wort wiederholen: „Ich habe mich nicht selbst gebildet."

Herzinniglich danke ich Dir für Deine mehr als brüderliche Erinnerung an meinen Geburtstag. Ich bin nicht werth, Einen Freund zu haben, wie ich so Viele habe, wenn ich je über einen so edeln, christlichen Freund, wie Du bist, unwillig werden kann.

Zürich, den 8. XI. 1791.

* * *

Ueber den Werth des langen Lebens.

Ueber den Werth des langen Lebens verlangen Sie, Verehrungswürdige! meine Gedanken. Alles und nichts ist unser hiesiges Leben. Alles, was groß und wünschenswerth heißen kann, liegt in dem Keime desselben, wie die Entwickelung dieses Keimes desselben. Wie die Entwickelung dieses Keimes, so der Werth unsers Lebens. Jahre des Müssiggängers, — welch' ein Nichts gegen Einen Tag des Edeln, der für Andere lebt, und auf alle Momente und Anlässe, wohlzuthun, geizt.

Der muß ein Liebling Gottes heißen, der lange lebt, und dessen

einzelne Tage immer den Werth eines ganzen Lebens haben! Dessen Lebenstage sind unschätzbar, der sich immer angenehmere Erinnerungen auf die spätern Tage sammelt.

Wir, wir geben dem Leben seinen Werth oder Unwerth. Wir machen es zum Segen oder zum Fluche. Wir bestimmen die künftige Ernte durch die gegenwärtige Saat.

Freilich gibt es Menschen, die keine einzige namhafte That verrichten, und dennoch sehr leben. Ihr Leben ist, wie sich die heilige Urkunde erhaben ausdrückt: „mit Christus in Gott verborgen.“ Sie verschließen sich in einem kleinen, kaum bemerkbaren Wirkungskreise; sie wirken auf sehr Wenige, aber sehr tief und dauerhaft, unvergeßlich und unaustilgbar auf diese Wenige. Sie vervielfältigen sich nicht sehr, aber sie tragen das Geistigste und Würdigste ihrer Natur in diese Wenigen ganz hinüber, und dieser unsterbliche Same bleibt allervorderst ganz in diesen, — dann verbreitet er sich durch diese nachher in Mehrere. Haben sie diese Bestimmung, die anfangs außer dem Kreise kaum bemerkt werden kann, erfüllt, so verschwinden sie und ein längeres Leben ist ihnen versagt. Sie haben ihre Bestimmung erfüllt, und ich denke, kaum erwachen sie in der andern Welt, so wartet ihrer wieder eine wichtige Stelle, und sie ernten von dem Wenigscheinenden, was sie kaum bemerkt thaten, sehr viel.

Manche müssen sich durch Vielheit und Mannigfaltigkeit wohlthätiger Wirkungen ein langes Leben hienieden machen. Für die extensivern Seelen, die mehr in der Ausbreitung leben, ist eine große Anzahl von Jahren ein großer Segen.

Sehr, sehr Wenigen ist gegeben, intensiv und extensiv und in jedem Sinne lange zu leben. Solche im Grunde sehr glückliche Menschen, die in der Ausbreitung ihrer wohlwollenden Thätigkeit die Kraft und Energie desselben nicht verlieren, haben zwar innerlich sehr viel zu leiden, und sehen dem Tod oft mit heißer Sehnsucht entgegen.

Das Leben, das sie jedoch in der edelsten Thätigkeit genießen,

ist ihnen gewissermaßen, um des gewissen Todes willen, lieb; sie drängen sich durch ins bessere Leben. In stillen Ruhestunden, nach glücklich vollbrachten, unendlich mühsamen Geschäften, die aller Welt unvollendbar schienen, leuchtet ihnen der Werth des Lebens so klar ein, daß sie sich kaum einige Stunden ruhige Gesellschaft erlauben, kaum einige Blicke in ihre paradiesischen reichen Ernten zu wagen gestatten. Wer sollte an dem inkalkulablen Werthe des Lebens solcher Menschen zweifeln? Und sollten nicht diese, wie sehr sie nach Ruhe und Feierabend schmachten, nicht jeden ihrer thatenreichen Tage für eine unaussprechliche Wohlthat des Himmels halten?

Aber, was sagen wir von dem frühzeitigen Tode hoffnungsvoller Kinder? Wer weiß, o Verehrungswürdige! als der Allwissende, wie oft in dem hoffnungsvollsten Knaben, Jüngling oder Mädchen ein Keim des Verderbens liegt, der nichts ist, wenn er nicht berührt und aufgeregt wird, und ein fürchterlich giftiges Unkraut werden könnte, wenn sie nicht vor der Berührung hingerückt würden.

Wer weiß, welchem Verderben, welchen Beängstigungen und Qualen manche gleichsam nur für die höhere Welt geschaffene Seelen durch einen frühzeitigen Tod von der huldreichen Weisheit des Allwissenden entrückt werden. Und wer kann die wohlthätigen Folgen berechnen, welche der Schmerz, den ihr früher Tod verursacht, mit sich führt? Welche heilige, durch nichts sonst erweckbare Sehnsuchten kann ihr Tod in den Hinterlassenen, von denen sie vielleicht nur vergöttert und eben dadurch vergiftet worden wären, zurücklassen!

Dieß ist, Verehrungswürdige! etwas Weniges, was Zeit und Lage von dem Werthe des Lebens zu sagen gestatten. Möge es Ihnen und Andern, die es lesen, einiges Licht geben.

Oktober 1791.

* * *

Ueber Divination.

Nein, mein Lieber! nur dieses einzige Wort: Keine Divination, die sich noch nicht legitimirt hat, keinen Schein von Legitima-

tion hat, soll weder einen mit Vernunft gefaßten Entschluß wankend machen, noch eine Freude oder Hoffnung aus Ihrer Seele verdrängen! Durchaus nicht. Die Aeußerung einer Divination oder Vorhersagung, die dem Herzen eines Erfahrnen entfloh; — soll nur vor Anhänglichkeit an einer noch etwas unsichern Hoffnung verwahren! soll nur, wofern sie sich legitimiren wird, für künftige Fälle lehrreich sein! In der Hauptsache sind Sie mit mir einverstanden, daß „die präparirtesten Plane zu scheitern pflegen, und daß kindliches Hingeben an die Vorsehung und traulich einfältiger Glaube an den Herrn, ohne dessen Willen kein Haar von unserm Haupte fällt, allein dem Herzen wahre Ruhe bringt und wahrhaft magisch auf unser Schicksal wirkt."

* * *

Auszüge aus einem vortrefflichen französischen Werke — „Doutes sur différentes opinions, reçues dans la société" (Zweifel in Ansehung einiger in der Welt herrschenden Meinungen) — hin und wieder mit Anmerkungen des Herausgebers begleitet.

„Es ist fast Niemand, der nicht wegen fünf oder sechs Dingen im Rufe stehe, und darunter findet sich oft gerade das Ding nicht, weßwegen man verdiente, im Rufe zu sein."

Bodmer und Geßner können Beispiele davon sein; beide hatten Eigenthümlichkeiten, sehr verschieden von denen, die sich in ihren Schriften zeigten, und kaum wurde unter Freunden davon gesprochen.

„Böse Nachrede ist das Lustspiel der Frömmler."

Mit andern Worten: Frömmler entschädigen sich für das Nichtbesuchen der Komödien durch Verleumdung."

„Ich zweifle, daß man von einem Menschen eine große Meinung haben könnte, der niemals, in keinem Umstande seines Lebens, eine einzige der kleinen Regeln der Wohlanständigkeit gebrochen hatte."

Je edler, je größer und selbstständiger ein Mensch ist, desto mehr setzt er sich über kleinliche Beschränkungen einer großen Aktivität weg.

Es gibt Umſtände, die großen Seelen das Privilegium geben, ſich über alle Etiquetten wegzuſetzen. Es war einmal Einer, von dem man ſagen konnte: „Der, ſo zu mir ſagte: ſteh' auf und wandle! hieß mich am Sabbath mein Bett tragen".

„Die Delicateſſe iſt eine der glücklichſten Eigenſchaften des Gemüths; ſie iſt es, die Alles fühlen, Alles errathen, Alles früher, als man es erwartet, thun macht. Sie verdoppelt den Werth jedes Verfahrens und jeder Gutthat durch eine Anmuth, ſo beſcheiden und einnehmend, daß ſie dem am wenigſten zum Vertrauen geneigten Menſchen an das Herz greift; ihren Ausdrücken gibt ſie einen Reiz, daß ſelbſt der ſtrengſte Geſchmack hingeriſſen wird; ſie iſt es, die Geſchenke zu machen weiß, ohne den Stolz zu beleidigen; Vorwürfe, ohne die Empfindſamkeit zu betrüben; zu tadeln, ohne die Eigenliebe zu demüthigen; zu ſcherzen, ohne die Furchtſamkeit aus der Faſſung zu bringen; zu loben, ohne die Beſcheidenheit in Verlegenheit zu ſetzen."

Ein Menſch ohne Delicateſſe iſt aller eigentlichen Freundſchaft durchaus unfähig. Was die Transparenz in der Malerei iſt, das iſt die Delicateſſe in der Freundſchaft. Die köſtlichſte Speiſe verliert allen Werth, wenn ſie nicht delicat zubereitet iſt. Auch eine gemeine Speiſe kann durch delicate Bereitung vortrefflich werden. Ehrlichkeit mit Delicateſſe iſt geſunde Speiſe aufs Niedlichſte zubereitet.

* * *

An F.

Ich habe, mein lieber F . . . ! Ihren redlich vernünftig katholiſchen Brief, den ich gewiß mit Achtung und Reſpekt geleſen, über die Verehrung der heiligen Jungfrau erhalten. Mich freut jede Art des geiſtigen und chriſtlichen Genuſſes, die ſich meine Brüder in andern Communen zu verſchaffen wiſſen.

Nur iſt mir ſchon oft, und natürlich beim Leſen Ihres an ſich ſchwer widerlegbaren Briefes, aufgefallen, warum (Alles, was Sie für die Achtung, die man gegen die Mutter des Herren haben ſoll,

Wahres sagen, vorausgesetzt) in den apostolischen Schriften so gar nichts, auch keine Sylbe von der allervernünftigsten Verehrung der Maria vorkommt? Keine Sylbe in den allerersten Schriften der Kirchenväter? Ja, warum kein Apostel nie zur Anrufung abgestorbener Heiligen, auch nur zur Bitte um Fürbitte ermahnt?

Von Allem, was Polemik oder Controvers heißt, unermeßlich entfernt, wünschte ich von Ihnen, als einem rechtschaffenen, vernünftigen Christusverehrer, hierüber Aufschluß, wie Sie ihn einem wahrheitssuchenden Katholiken, einem gelehrten und christlichen Philosophen geben würden.

19. XII. 90.

* * *

Stellen aus Briefen.

„Sie thun wohl, mein Freund! daß Sie nichts thun, als sehen, wenn Sie sehen; nichts als Berge sehen, wenn Sie Berge sehen, wenn Berge Ihnen die einzigen Repräsentanten der Natur und des Gottes der Natur sind. Der weise Reisende betrachtet nur Individua von Ländern, Städten, Bergen, Thälern, Häusern, Menschen."

„Alle Proselytenmacher, von welcher Art sie seien, verachten gemeiniglich am ersten die, die sich von ihnen gewinnen ließen."

„Ich sehe das Aengsteln, Seufzen, Krächzen, Schmachten, Zagen an Frommen nicht gern. Entweder sind sie noch Sclaven geheimer schändlicher Leidenschaften, oder sie kennen den nicht, der gesagt hat: Ich bin nicht gekommen, zu berufen Gerechte, sondern Sünder zur Buße."

„Der Accent der Gemeinheit und Trivialität (der Philisterei) kann schlechterdings keinem feinen, kultivirten Ohr entgehen."

„O wie schrecklich wahr ist es, was ich irgendwo bei einem Franzosen las: „Wer empfunden hat, und nicht mehr empfindet (seine Empfindsamkeit abgestumpft hat), ist für alle Empfindung verloren. Sein Uebel ist unheilbar, und jeder Beifall, jede Lobes-

erhebung, die ihm zu Theil werden mag, ist höchstens ein schwaches, vorübergehendes Palliativ.""

„Ich dürfte weder Himmel noch Erde ansehen, weder an Engel noch Menschen denken, wenn ich einen Menschen scharf richten würde, der diejenigen Fehler öffentlich begeht, die ich mir heimlich erlaube, oder deren Begehungsmöglichkeit und Leichtigkeit ich nicht läugnen kann."

„Ich kenne wenige Freuden, die der Freude gleichen, einen demüthigen Menschen auf eine große Eigenschaft, die in ihm verborgen lag, aufmerksam zu machen und sie ihm gleichsam dadurch zu schenken. Vous me faites un cadeau de moi-même, sagte mir einst G. v. R. Ich wüßte nicht, was schmeichelhafter und für das Herz köstlicher wäre."

„Werden Sie es für Härte ansehen, wenn ich Ihnen, statt Sie zu trösten, eine Stelle aus einem französischen Schriftsteller, den ich neulich las, und die ich, ich gestehe es, in Hinsicht auf Sie anstrich, ausschreibe:

„Es gibt Charakter, die ein Vergnügen darin finden, unaufhörlich zu klagen, und sogar unglücklich zu sein. Es scheint, daß ihnen etwas sehr Wesentliches fehlen würde, wenn sie keine Ursache fänden, sich zu betrüben. Aber es fehlt ihnen auch nie an solchen Ursachen. Alles ist Unglück für sie, und sie finden das Geheimniß, alle Kleinigkeiten in Ungeheuer und Abscheulichkeiten zu verwandeln."

„O wie tröstlich ist es, daß Gott die Hypochondristen nicht hypochondrisch richtet. Keine seligern Menschenseelen, als hypochondrische redlich fromme, wenn die Erdenlast ihnen abgenommen ist und kein Unterleib mehr sie in ängstliche Todesnächte hinabzieht."

„Die Gesellschaft war sehr frappirt, da ich ins Zimmer trat. Einer, der eben über mich gesprochen zu haben schien, und mir freundlicher entgegen kam, als was er gesprochen haben mochte, erwarten ließ, war sehr frappirt, da er die Gesellschaft über seine plötzliche Umstimmung sehr frappirt sah. Ich mußte merken, daß ich ihm

im sehr unrechten Moment, und ein Paar Freunden im sehr rechten Moment gekommen war. Ohne zu wissen, wovon eigentlich die Rede gewesen, suchte ich die Mißstimmung und Verlegenheit zu verscheuchen und einen frohen Ton anzustimmen, bis man spazieren ging, da man dann hinter mir und vor mir lächelte, und mir von dem Vorfall Winke gab, die mich auch lächeln machten. Ich möchte freilich nie in eine ähnliche Situation kommen, wo nichts in der Welt mehr meine schändliche Blöße zu decken vermögend wäre."

„Mir liegt es nicht recht, daß man irgend eine Religionsübung, die dem Staate nicht schadet, verbannt, oder daß man ihre Gestattung Duldung nennt."

„O wie lange und wie oft werde ich es noch umsonst sagen: „Wo keine freie Religionsübung ist, da ist keine Toleranz.""

* * *

Die Felsen im Rheinfall.

Schreckliche Ströme von Wasser umrauschen Euch, ewige Felsen!
Stürzen mit furchtbar schäumender Wuth und drohendem Donner
Ueber euch her, als solltet ihr kaum Momente noch stehen.
Dennoch schaut ihr Jahrtausende schon mit ruhigem Auge
Den auf euch herunter geschleuderten Fluthen entgegen;
Und wie goldene Scheine um die Häupter der Heiligen schweben,
Also schwebt um euch der siebenfarbige Bogen,
Mannigfaltig und schön und verkündend lieblichen Frieden.
Ewige Felsen! ihr seid mir ein Bild des himmlischen Reiches,
Immer zwar umrauscht von des Weltgeists wüthenden Wellen,
Stets umstürmt vom Grimm der Verderben drohenden Sünde,
Dennoch mit immer neuer Kraft am scheinbaren Rande
Des verschlingenden Abgrunds ruhig stehend, gegründet
Auf die ehernen Wurzeln des Glaubens, der Hoffnung, der Liebe;
Und empor es das heilige Haupt trägt, glänzend umwunden
Von der in Strahlen verwandelten Dornenkrone des Heilands.

* * *

„Den alten Mystikern war es nicht so leicht, die rechten Worte zur Bezeichnung ihrer Erfahrungen zu wählen, als es uns wird. Sie hatten in den dunkeln Zeiten wenig Vorgänger und waren an

eine ſcholaſtiſche Weltweisheit gewöhnt, worin ihnen die Kunſtwörter ausnehmend geläufig waren. Spätere treten in ihre Fußſtapfen, ohne zu wiſſen warum? Die Bibel konnten ſie nicht ſo aufſchlagen, als wir, ſonſt hätte ſo manche theure Seele der alten Myſtiker ſich ganz gewiß nicht vorgenommen, erbaulicher als die Schrift zu reden. Jetzt ſind Gelehrte und Ungelehrte zu ermahnen, ſich deutlicher auszudrücken. Wo dieß unterdeſſen nicht geſchieht, da verdamme ich doch nie gern eine Schrift, die doch das thätige Chriſtenthum zum Grunde hat. Ich wollte es nicht gern auf mich nehmen, mit Narren und Schwärmern um mich zu werfen, wo ich nur im Mindeſten ſehen kann, daß aus dem Glauben an den wahrhaftigen Gottmenſchen, Jeſum Chriſtum, die Sache der Seelenrettung gemacht wird. Aber verflucht iſt die Myſtik, wo mir Jemand das Evangelium ſo auslegt, daß Jeſus dabei kein ſelbſtſtändiges Weſen, nicht mein wahrhaftiger Bruder, nicht der eigentliche einmalige Richter und nicht der Gott ſein ſoll, den dieſe meine Augen ſehen werden. Wäre die Sache nicht ſeelen-gefährlich, ſo hätte ich gern von derſelben hier geſchwiegen; denn ich weiß es wohl, daß, wer Moſes, die Propheten und Evangeliſten nicht verſtehen kann, der verſteht auch ſolche Erinnerungen nicht, und wer durch Gottes Erzählungen Striche macht, dem iſt es ein Geringes, über die Auslegungen ſeiner Knechte zu lachen, zumal wenn durch freundſchaftliche Bemühungen ſchon Zurechtweiſungen verſucht ſind.“

* * *

„Der dümmſte Götzenknecht und der Abſchaum von Aberglauben der Aegypter oder Chaldäer, der Feuer oder Waſſer, Schlangen oder Zwiebeln anbetet, iſt mir ſchätzbarer, als der aufgeheiterte Heuchler, der nichts anbetet. — Ach, du Sohn Gottes! dem alle Seelen angehören, und der du uns in unſern Tagen den Weg zum Lichte ſo gangbar gemacht haſt, erſchüttere doch dieß ſichere Menſchengeſchlecht, und laß bald jetzt die Trunkenen einmal nüchtern werden, die ein ganz leerer Eigendünkel in den Taumel wiegt, ſich um ihr Verhältniß gegen Gott nicht mehr zu bekümmern. Leute, die ſich bücken

und zieren, die sich geißeln und besprengen, Leute, die tausend Dinge in einem Religionsgepränge hingaukeln, ohne entweder etwas dabei zu denken, oder sich auf Vorschriften deßhalb berufen zu wollen, so ekelhaft ihr Betragen der Seele ist, die mit Gott umgeht, so anziehend ist doch ihr Reiz gegen das unschlachtige und gottesvergessene Unchristenvolk, wovon unsere protestantische Kirche wimmelt."

* * *

Paulus zu Athen.

Ich pflege meinen Kindern und Tischgenossen alle Sonntage über dem Mittagessen eine biblische Geschichte, so modern, wie möglich, und doch nicht nach dem heutigen Geschmacke — wie das Wort modern sonst genommen werden könnte — zu erzählen, ihnen Alles so anschaulich als möglich zu machen und in unsere gewöhnlich trauliche Umgangssprache zu übersetzen, als ob die Sache gerade unter uns vorgefallen wäre. Es folgt mir eben Paulus zu Athen. Ich will versuchen, ob sich dieses so gut schreiben, als sagen lasse. Man muß sich aber den Erzählenden in heiterer Laune am Tische denken. Ernsthaftigkeit der Sache verliert nichts durch die zürcherväterliche Natürlichkeit, in welcher man sie erscheinen läßt.

„Wo sind wir, so hebt sich gemeiniglich die Erzählung an, meine Lieben, vor acht Tagen stehen geblieben? Wir haben Paulus und Silas noch bei der Lydia gesehen. Werdet's nicht vergessen haben, daß sie, statt der zerrissenen Mäntel, den beiden wackern Männern noch in der Eile zwei neue Mäntel (vielleicht den, den Paulus in Troas zurückgelassen) mit auf den Weg gab. — Paulus kam gen Thessalonich und ging am Sonnabend in die Synagoge der Juden, wo ihm dann, als einem angesehenen jüdischen Rabbi, einen Vortrag zu thun gleich gestattet wurde. Es mochte ein Text folgen aus dem alten Testament, welcher wollte, er wußte ihn gleich auf den Hauptpunkt einzuleiten! Sein Lieblingskapitel, Jesus, der Messias, oder, wie wir zu sagen pflegen, fac totum (Alles in Allem), kam gleich aufs Tapet. — Einige begriffen's gleich. — Der Mann hat

Recht! Der versteht die Schrift. Es wird Einem Alles so klar wie der Tag, und man kann kein Wort dagegen sagen! Guter Gott! Wenn es denn wirklich an dem wäre! Wenn jener verworfene Nazarener — wie viel haben wir schon von dem Manne gehört! — wirklich der erwartete allerliebste Mann wäre! — Der den sauern Gang so stille wie ein Lamm hätte thun, an einem Kreuze sterben müssen, und der als der neue König der Unsterblichen aus dem Grabe hervorgegangen wäre! Was ließe sich darüber denken! Das gäbe doch der Sache eine ganz andere Wendung, wenn er nun zur Rechten Gottes säße! Es blieb dabei — die Wahrheit hatte sie ergriffen. — Paulus und Silas hatten gleich ein nicht unansehnliches Gemeindchen zusammengebracht. — Religiöse Proselyten und angesehene Matronen hatten große Lust, zur christlichen Gemeine überzugehen. Sie entschlossen sich — und wurden durch die Taufe eingeweiht. Die Juden von Thessalonich waren es kaum inne geworden, so eilten sie nach Beroea und eiferten entsetzlich gegen diese neue Sekte — wie sie es nannten —; nicht nur gegen die Lehre, sondern gegen die Lehrer erhoben sie sich, brachten Alles in solche Bewegung und Aufruhr, daß die Christen den Paulus baten, sich ungesäumt wegzubegeben. — Sie geben ihm das Geleit bis an das Meer. Silas und Timothens blieben zurück. — Die Freunde des Apostels konnten fast nicht von ihm scheiden und begleiteten ihn noch bis Athen, das Paris von Griechenland. Paulus bat seine Begleiter, daß sie den Silas und Timothens ihm sogleich nachschicken möchten."

„Unterdessen besuchte er die offenen Plätze, Hallen, Börsen und Spaziergänge dieser ansehnlichen Stadt, sah überall Tempel, Götzenbilder, Altäre, Ceremonien und Aeußerlichkeiten ohne Zahl; Schatten allenthalben, Wesen und Wahrheit nirgends! Nirgends Spuren ächten, innern Gottesbedürfnisses, Anbetung Gottes im Geist und in der Wahrheit! Dem ehrlichen Manne blutete das Herz; er hätte sich alle Augenblicke mit der Faust an die Stirne schlagen mögen!

Unglauben und Aberglauben in ihren schrecklichsten Ausartungen sah er in dem berühmten Athen beisammen! Beide nun im Kriege mit einander; beide bald wider die himmlische Lehre vereinigt! O, das edle, gottesvolle Herz, wie hätte es zerreißen mögen! Der Christusvolle Geist, wie erhob er sich inbrünstig, um sich Weisheit, Muth und Kraft zur Zerstörung aller glänzenden Thorheiten zu erflehen! Wie ergreift er jede Gelegenheit, seinem beklommenen Herzen Luft zu machen! Traf er Juden an, die Ernst für Wahrheit und Belehrung zeigten, wie gern ließ er sich mit ihnen in Gespräche ein, die ihnen das Thörichte der heidnischen Götzendienste, das Unzulängliche und Unbefriedigende des israelitischen Kultus zeigen konnten. — Die zwei herrschenden philosophischen Sekten, die Stoiker — wir würden ihnen die Harten sagen —, die Epikuräer — man würde sie in der Schweiz die Linden nennen — kamen hart an. Er war beiden nicht recht. Beide waren es ihm nicht. Die strengste Tugend ohne Gott, und die wollüstigste Unglaubelei ohne Kraft waren ihm lange nicht das, was er in das Menschengeschlecht hineingepflanzt wissen wollte."

„Er prellte bei beiden an. Auch hat er vermuthlich in seinem Aeußern nicht das Lieblichsonore und Graziose, das man in Athen auf den ersten Kathedern zu hören gewohnt war."

„Plapperer! riefen sie. Neuer Götter Verkündiger!"

„Ja wohl, neue, unbekannte Gottheit war es, eine lebendige, menschenfreundliche, die er kannte, wie Niemand, anpreisen konnte, wie Niemand! Ein todter Jesus, der lebte, um Todte lebendig zu machen! Ein Gestorbener, der Unsterblichkeit schenken konnte. Ein Mensch, der Herr und Gott der Menschen wäre; ein Mensch, in welchem sich alles Erkennbare und Genießbare Gottes konzentrirte. Welch' ein Gott der Menschheit! Welch' ein würdiger Stellvertreter des Unanschaubaren! Welch' ein anpaßlicher Gott für Sterbliche und Sünder! Komm auf den Areopagus (das Tribunal für neuer Götter Verkünder, das Konsistorium, das hohe examinator-collegium

zu Athen), hieß es; du bringst etwas Neues aufs Tapet, das noch nie gehört worden. Der Reiz der Neuheit gibt ihm wenigstens einen Werth."

(So absurd etwas war, wenn es nur neu war — es war gut genug für manche Krausköpfe, Professoren und Studenten in Athen. Eine Wahrheit erst von gestrigem Datum war manchmal schon ins vorige Jahrhundert zurückgewiesen; was man gewußt hatte, war nicht mehr beherzigungswerth. Wer zu leben wußte, mußte immer etwas nie Gesagtes, nie Gehörtes ausstechen. So war es in Athen, so ist es nicht bei uns; und nichts Aehnliches, eine Möglichkeit von ähnlichem Neuheitsgeschmack ist freilich nie möglich in unserm Zürich, das wohl etwa schmeichelnde Durchreisende das Athen von der Schweiz nannten, obwohl sie weder Athen, noch Zürich, noch die Schweiz im Allergeringsten zu kennen schienen.)

„Paulus erschien vor den Religionsrichtern auf dem Areopagus. Sein Aeußerliches, der Ernst, die Würde, die Weisheit, der Geist, die aus seinem Angesicht leuchteten, verbreiteten Ehrfurcht und Aufmerksamkeit. Mit erhabener Stimme ließ er sich nun also vernehmen:"

„Bürger von Athen! Ich sehe, daß Ihr sehr religiös, fast zu religiös seid. — Wo ich hinblicke, erblicke ich Monumente euerer Religiosität! Wie viele Tempel, Priester, Altäre! Ich erstaunte darüber, als ich hin- und herging, Alles selbst in Augenschein zu nehmen. Unter vielen, den sogenannten Göttern geweihten Altären erstaunte ich, einen Altar zu finden mit der Aufschrift: Dem unbekannten Gotte!"

„Ja! wohl ein unbekannter Gott ist es, den ich euch bekannt machen möchte; den, den Ihr verehret, ohne ihn zu kennen, predige ich euch. Hoch über alles Bildliche erhaben ist er, der unsichtbare Weltschöpfer, der Monarch des Himmels und der Erde! Ueberall in seiner erhaltenden und wirksamen Kraft! Er in der Höhe! Er in der Tiefe! Er im Strahle des Lichtes! Im Wehen der Luft er! Wie könnten ihn Tempel, von Menschenhänden erbaut, einschließen!

Ihn begriffe kein Gewölbe des Himmels! Keine Höhe und keine Tiefe! Wie können Ohnmächtige dem Allmächtigen etwas geben? Ihm, dem Rathgeber! Wie könnte ihm von Sterblichen etwas geschenkt, ihm, dem Allgegenwärtigen, etwas genommen werden! Wessen kann er bedürfen? Er, der aller Lebenden Bedürfnisse befriedigen kann, und Allem das Leben, den Athem und Alles darreicht? Er, der Vater aller Geister? Er, den kein Mensch gesehen hat, noch sehen mag. Wie könnte er in eine beschränkte Wohnung begrenzt, wie abgebildet werden? — Er, der Herr aller Menschen, der alle Nationen und Geschlechtsfolgen der Menschen aus Einem Blute gebildet und sie alle in alle Gegenden der Erde vertheilt hat. — Ist er nicht Vater Aller? Bestimmt er nicht Alles, was im Laufe der Zeit geschehen soll? Bezeichnet nicht Er jeder Nation ihren Wohnplatz, jedem Menschen die Stätte, wo er wirken soll? Wem läßt er sich unbezeugt? Wem ist er unspürbar, der auf die Spuren von ihm einen aufmerksamen Blick werfen will?"

„O möchten die Kinder den Vater suchen! O möchten wir immer die Nähe des Näheſten spüren! finden den, der sich so gern suchen und finden läßt! O, wie ist er uns so nahe, der Vater über Alles, durch Alles in Allem! Er, der Erste, Lebendigste, in welchem wir Alle leben, weben und sind; an welchem Jeder, wie jegliches Auge an der Sonne, Antheil, zu dem Jeder, wie zu der Luft, die er athmet, Zutritt hat!"

„Große, von euern Dichtern selbst gut ausgedrückte Wahrheit: Wir gehören zu Gottes Familie! Seines Geschlechts und Charakters sind wir, Kinder eines unsichtbaren Vaters! — Erniedrigen wir uns nicht! Seien wir eingedenk unserer hohen Würde! Unendlich höher, als wir, und nicht geringer sei uns die Gottheit! Wie könnte sie durch ein Bild von Erz oder Marmor oder Gold ausgedrückt, dargestellt oder begreiflich gemacht werden? Was alles Lebendige belebt, kann in keinem leblosen Bilde würdig verehrt, durch

keine Kunst nachgeahmt, so wenig, als durch menschliche Beredsamkeit würdig genug gepriesen werden "

„O möchten die Zeiten der Unwissenheit, welche Gottes Langmuth lange genug trug, einmal verschwunden sein! Sie werden verschwinden, wenn ihr himmlischer Belehrung Gehör gebt; wenn die erweislichste göttliche Wahrheit von euern Herzen willig aufgenommen wird. Jetzt ist ein neuer Zeitpunkt der Belehrung und Aufklärung, dem Nacht und Irrthum, Vorurtheil und Laster weichen sollten. — Gott erleichtert nun allen Menschen eine völlige Sinnesänderung und Umwendung zu ihm. — Gott sendet Menschen zu Menschen, um sie in seinem Namen und an seiner Statt zu dieser Sinnesänderung zu erwecken; eine allgemeine Amnestie wird ausgerufen; als versöhnt mit dem Menschengeschlechte will die Gottheit angesehen sein; die Disharmonie soll gehoben, die Umkehrung, Wiedervereinigung aufs Möglichste erleichtert sein. — Es ist eine Zeit des Lichtes und der Begnadigung, der Erlösung und der Freiheit! — Wohl dem, dem es ernst ist, an sich selbst zu arbeiten, Gottes Anerbietungen anzunehmen und sich auf ein ernstes, alloffenbarendes und allvergeltendes Gericht vorzubereiten! — In dem Namen des ewigen Gottes sage ich: Ein Gerichtstag steht bevor dem ganzen bewohnten Erdboden! Kein Sterblicher und kein Gestorbener wird ihm entgehen können! Der König des Menschengeschlechtes wird richten, wird alles Geheime offenbaren, über alles Unentschiedene entscheiden, Alles mit einer unvergleichbaren Gerechtigkeit im Namen des Ewigen vergelten. — Wenn ich von dem Könige des Menschengeschlechtes und dem Richter aller Erdebewohner spreche, so spreche ich von jenem Manne ohne seines Gleichen, den Gott vor Allen, die je den Erdboden betraten, so sehr wie möglich auszeichnet und als seinen würdigsten Namentrager und Stellvertreter erklärt hat. Jenen Nazarener meine ich, der einst in Judäa herumging — gewiß habt Ihr von seiner Lehre, seinen Thaten und seinem Schicksale vernommen — jenen Nazarener, der Jesus der Messias oder göttlicher König heißt; der zu Jerusalem

an ein Kreuz angeheftet und getödtet, aber von dem Allmächtigen aus dem Reiche der Todten unsterblich wieder zurückgebracht ward! Jener Erste und Göttlichste aller Gottesgesandten, größer, als alle Menschen; höher, als alle Götter der Poeten; mächtiger, als alle Könige; weiser, als alle Weisen; das Opfer der Vorurtheile und der Laster! die Unschuld, die ihr Leben verblutete; die Tugend und Religion in Person! Jener Erhabene, der sich zum Knecht aller Knechte erniedrigte, und über Alles erhöhet ward. — Welch' ein würdiger Richter des Menschengeschlechtes! Der Erweckte vom Tode ist Todtenerwecker! Der Glaubwürdigste ist der Gegenstand unsers Glaubens! Der todt war und ewig lebt, der ist es, der allen Todten Unsterblichkeit schenken wird!"

„Sie hörten bis auf dieses Wort. — Nun wandten sie sich, zuckten die Achsel, spotteten: Auferstehung der Todten! Ein Todter soll wieder lebendig geworden sein, soll Todte lebendig machen! Weg mit dieser neuen Philosophie! Laßt uns essen und trinken, denn morgen sterben wir! — Ein Getümmel erhob sich; Gelächter verbreitete sich; Paulus konnte nicht mehr zum Worte kommen. Nur wenige still prüfende, edle Herzen fühlten die großen, göttlichen Wahrheiten, die er mit so vieler Ueberzeugung und Würde vorgetragen hatte. — Da die Menge sich verlaufen, das Gemurmel sich verloren hatte, traten diese Edlen dem Apostel näher: „Wir hätten Lust, dich über diese Dinge noch weiter zu hören." Paulus ging mit ihnen bei Seite und legte ihnen die Lehre des Herrn umständlicher dar. Dionysius, ein Mitglied des areopagitischen Tribunals, und eine angesehene Frau mit Namen Damaris, waren die Angesehensten unter diesen."

24. IX. 1792.

* * *

Von dem Kaltsinne der Menschen beim Verluste edler Menschen mag ich kein Wort sprechen und hören. Wenn ich keinen Beweis

hätte von dem Verfalle der Menschheit, wäre mir das allein schon Beweis über alle Beweise.

* * *

Vergeben Sie mir diese Schwärmerei: Ich verzage nie an einem Menschen, der um Christi willen eine herzliche Zähre vergossen hat.

* * *

Ich vermesse mich nicht, über einen Menschen ein Urtheil zu sprechen, der Großes begann mit Demuth, wenn auch sein Beginnen mißlingen und das Gespött aller schönen und stolzen Geister sein sollte.

* * *

Um die honigreichste Blume sammeln sich am liebsten die Bienen. Verwundern Sie sich, daß Freund in N... so beliebt und besucht ist?

* * *

Ich mag mit Amtsgeschäften, die außer meinem Berufe liegen, nichts zu thun haben. Der erste Schritt in einen andern Beruf ist ein Schritt in Labyrinthe, aus denen man schwerlich und nie unverwundet wieder herauskommt.

* * *

Ueber die gegenwärtigen Zeiten — was soll ich sagen? — Eine Stelle von dem naivsten, derbsten, wahrsten Manne seiner Zeit sei meine Antwort auf Ihre Frage. Sie steht irgendwo unter dem Motto: Schließet einen Rath, und es werde nichts daraus! Beredet euch, und es bestehe nicht!

„Es sitzen oft die Säulen des Königreichs und Fürstenthums, die wohl den Himmel tragen könnten, wo Gott ihrer Weisheit es befehlen wollte. Hier ist Keiner, der hinauf gen Himmel seufzte und suchte Rath und That bei Gott. Denn sie sind entweder so gottlose Leute, daß sie ihr Gewissen weder beten noch ruhen läßt, oder sind ihrer Weisheit und Sachen so gewiß und sicher, daß sie es ver-

ächtlich finden, als die es nicht bedürften, oder sind sonst gewohnt, in ihrem Unglauben verstarrt, zu rathschlagen. Also muß denn unser Herr Gott dieweil droben müßig sitzen, und darf in solcher Leute klugen Rath nicht kommen, und schwatzt dieweil mit seinem Engel Gabriel und spricht: Lieber, was machen die weisen Leute in den Rathstuben, daß sie uns auch nicht in ihren Rath nehmen? Lieber Gabriel, fahre hin und nimm Jesajam mit dir, und lies ihnen eine heimliche Lektion zum Fenster hinein, und sprich: Mit sehenden Augen sollt ihr nichts sehen, mit hörenden Ohren sollt ihr nichts hören, mit verständigen Herzen sollt ihr nichts verstehen! Beschließet einen Rath, und es werde nichts daraus! Beredet euch, und es bestehe nicht! Denn mein ist beides, Rath und That."

* * *

Edelsinn ist so selten in der Menschenwelt, als Edelstein in der Naturwelt.

* * *

Wir schlafen einen schrecklichen Todesschlaf, wenn die gegenwärtigen Zeiten uns nicht durch ihr Feldgeschrei aufwecken.

* * *

Der ganze Ton Ihrer Schrift mißfällt mir. Kleinliche Ausfälle, schiefwitzelnde Sticheleien, rohe Ausdrücke geziemen keinem Wahrheitsfreunde. Ich hasse das insektliche Wesen an allen Schriftstellern, das Necken und Sticheln. Nach meiner Ueberzeugung, schrieb ich einst an einen ähnlichen Verfasser, fehlt jedem Totalabsprecher über Totalsachen sittliches Gefühl, Menschenliebe und ruhige Weisheit.

* * *

Ich liebe nichts so sehr, wie liebevolle Sentenzen, und hasse nichts so sehr, wie lieblose, witzig ausgedrückte Gemeinsprüche.

* * *

Ich fliehe die Menschen und der Menschen Korrespondenz, die nur zerstören und nicht bauen; Alles untergraben, nichts befestigen; Alles zweifelhaft machen, nichts wahrscheinlich. Eine fatale Menschen-

Race, die nichts haben, nichts geben, und uns das Wenige, was wir haben, noch rauben wollen.

* * *

Alles kann eher nachgeahmt werden, als Adel, Delikateſſe und Größe.

* * *

Ich bin ſatt aller Menſchen, die in ſich ſelbſt ſatt und unfähig ſind, das geringſte geiſtige Bedürfniß derer zu ſättigen, die ſich arm und dürftig fühlen.

* * *

Wir athmen mehr, als daß wir leben. Wir eſſen und trinken, ſchlafen und wachen, ziehen uns an und ab und vertändeln mit nichts als nichts unſere köſtlichen, unwiederbringlichen Tage. Nur der lebt, der unzerſtörliche Wirkungen außer ſich zurückläßt, und in ſich etwas aufweckt, das mit dem Tode ſich erſt als wahres Leben beweiſt.

* * *

Ich liebe nicht die Frägler, die Hörchler, die Laurer, die Seitenblicker, die Schiefläckler, die Vertraulichkeitsäußerer, die immer fordern und nichts geben.

* * *

Sie fragen mich über N. Er hat keinen Fehler, als den, daß er keinen Fehler hat. Nehmen Sie dieſes nicht als ein Wortſpiel auf. Nein ... wollte Gott, er hätte einige Fehler, und dann viele vorzügliche Trefflichkeiten! Aber dieſe fehlen ihm gänzlich.

* * *

Auszüge aus Briefen.

Schwäche, Schwäche, Schwäche ſehe ich, wo ich immer hinſehe! Unfeſtigkeit, Blödigkeit, Wankelmuth, Charakterloſigkeit, — ſelbſt bei denen, die auf Grundſätze Anſpruch machen.

* * *

Kein ſo ſicheres Zeichen von dem Verfall einer Nation, als wenn ſie den Weg des Pasquillanten gehen muß.

* * *

Wer den Pöbel braucht zu ſeinen Geheimſchritten, der thut auf die Achtung aller Achtungswürdigen Verzicht.

* * *

Der Despotismus iſt von der natürlichen Menſchennatur ſo unabtrennbar, wie die Eigenliebe.

* * *

Es iſt nichts natürlicher, als daß der, dem Gewaltthätigkeit ein ſchweres Joch aufgelegt hat, desſelben ſich zu entſchütteln ſuche. — Die Menſchheit hat ihre unveräußerlichen Rechte. — Wehe dem, der ſie ihr raubt! Mit Schande wird er ſie ihr zurückgeben und vor ihr wie ein Wurm ſich winden müſſen.

* * *

Nein, nichts unerträglicher iſt mir, als der Anblick erzwungener Thränen aus Schalksaugen, welche Patriotismus heucheln, wie ich geſtern aus einer erzariſtokratiſchen Seele, die von nichts als Erweiterung der Volksfreiheit ſpricht, mühſam ſich durcharbeiten ſah.

* * *

Man kann nicht genug auf ſeiner Hut ſein, alle ſeine Worte nicht nur zu wägen, ſondern ſie auch vor aller möglichen Mißdeutbarkeit zu verwahren in dieſer laurerreichen und wahrhaft bedenklichen Zeit, wo Jeder ſich zu jedem Schritte kleinlicher Ausforſchung zu ſogenannten großen Zwecken berechtigt und dann Patriot glaubt.

* * *

Geiſtloſe Theologie führt an Abgründe der Irreligioſität.

* * *

Alle Thorheiten der Menſchen ſind dafür da, die Weiſen und Thoren vor ähnlichen Thorheiten zu verwahren.

* * *

Gebet der ausgewanderten Franzosen 1792.

Aus dem Französischen Lavater's, von ihm selbst übersetzt.

O unendliche Liebe! o Vater der Sterblichen! o Erbarmer Aller, die dich anrufen! Endlich erheben wir unsere Herzen zu dir, unsere bis in den Tod verwundete Herzen! Gedemüthigt durch deine ebenso gerechten als strengen Gerichte, werfen wir uns vor dir in den Staub hin! Wir bekennen unsere Sünden! unsern, ach wie kindischen Leichtsinn, unsere erbärmliche Eitelkeit unsers Geistes, oft so vernunftlose Flüchtigkeit, bekennen jene oft so tief unter die Würde der nach deinem Ebenbild geschaffenen Menschheit herabsinkende Sinnlichkeit, unsern unerträglichen Stolz, unsere Abneigung gegen deine heiligen und unveränderlichen Gebote und Verordnungen. O erbarmender Gott! im Leiden und Elend suchen die Sterblichen dich! Von deiner Hand niedergedrückt, kommt der Sünder zum Gefühl seines Elendes, seiner Entfernung von dir und der Unentbehrlichkeit deiner Gnade! Ach, Erbarmer! sieh uns an! Wir sind zerstreut durch deine Gerichte; aus unserm Vaterlande vertrieben, nach deinem Willen. Das Todesurtheil ist über uns ausgesprochen, und es gefiel dir nicht, es zu verhindern. Ach, wie unglücklich sind wir! Verlassen und verstoßen von allen Orten! Ein Beispiel ohne Beispiel unter den Völkern der Erde! Bewahre uns, daß wir vor deinem Angesichte die nicht richten, welche uns richten! Jetzt ist es nicht Zeit, Andere zu richten; jetzt sollen wir uns selbst richten! Laßt uns lieber mit David sagen: Der Herr hat geboten! vielleicht wird unsere Zurückhaltung dir angenehm sein! Vielleicht können die Thränen, die aus unsern Augen fließen, aus den Augen der Väter und Mütter, der Kinder, von allen Eltern, der Schuldigen und der Unschuldigen, unserer Priester und unserer Freunde angenommen werden, als ein Opfer, dem dein Erbarmen einigen Werth beilegen wird.

O wirf auf uns einen Blick des Mitleids! Die Herzen der Menschen und Derer, die sie regieren, sind in deiner Hand! Gib

denen, die unser Vaterland beherrschen, einen Geist der Billigkeit und der Güte, der Menschlichkeit und der Mäßigung! Zeige ihnen die besten Mittel, Ordnung durch eine Konstitution herzustellen, die gerecht, glücklich und dauerhaft sei! Lösche aus und vertilge in ihnen und in uns Allen der Menschheit unwürdige Leidenschaften, alle Bitterkeit, alle Grausamkeit, alle Empfindungen von Verachtung und Rache! Vereinige entzweite Herzen! Begeistere sie mit deiner Weisheit! Laß nach deiner Erbarmung den Frieden wiederkommen! Ferne fliehe die Unordnung und das Elend! Vertreibe das Unglück und den Geist der Zwietracht, daß die Tugend wieder zu blühen beginne; daß die Gottesfurcht die Seelen wieder belebe; daß die Religion wieder herrschend werde; daß deine Liebe sich unser Aller bemächtige; daß wir nur deine Gnade suchen! O daß alle unsere Seelenkräfte sich vereinen möchten, sich zu vernichten vor dir und vor deiner Gerechtigkeit! sich vereinigen möchten, deine Erbarmung zu ersehen, und sich der stumm anbetenden Verehrung deiner Wege zu überlassen!

Nichts ist deiner Allmacht unmöglich; da, wo wir nichts sehen, siehst du Alles! Laßt uns hoffen und glauben in unserer Unwissenheit! Ein Wort deiner Gnade, und wir sind gerettet! Ein erbarmender Blick, und unsere Seelen sind ruhig!

O gib nicht zu, daß wir uns einige, für Christen unwürdige Mittel erlauben, andere Menschen für uns zu gewinnen! Nichts geschehe von uns im Geiste der Welt! Alles werde von uns verworfen, was dein Geist fleischlich nennen möchte! Nichts wird uns gelingen, was wir ohne dich unternehmen! Alles wird sich wider uns wenden, was wir ohne dich beginnen würden, gegen die, so ganz anders denken, als wir bis jetzt dachten, und die wir vor deinen Ohren nicht Feinde nennen dürfen. Habe Mitleiden mit unserm Vaterlande, mit unserm Könige, mit Allen, die noch in Frankreich bleiben, wie mit Allen, die nothgedrungen oder aus Furcht oder durch öffentliche Dekrete von ihrem Heerde verbannt worden sind!

Erwecke allenthalben menschliche Herzen, wo wir uns demüthig, still und rechtschaffen betragen. — Mache bald, o bald unserm Unglück ein Ende! O wie viel sind der Unglücklichen, die sich vor deinem Throne niederwerfen, und Tags und Nachts deine unaussprechliche Gnade inbrünstig anrufen. — O allmächtiger Gott! lehre du uns selbst würdig, demüthig, eifrig und unablässig beten, damit es dir möglich werde, deine Kinder und das durchdringende Schreien so vieler Schuldigen und so vieler Unschuldigen zu erhören.

Wir glauben an deine unvergleichbare Liebe und an deinen zu unserer Hülfe und Errettung huldreich ausgestreckten Arm, wenn wir uns tief genug —, ach! wie können wir uns tief genug vor dir demüthigen? Aber, wir glauben nicht genug! Hilf unserer Schwachheit auf und stärke uns durch deinen Geist, ohne dessen Beistand wir nichts vermögen, weder glauben, noch beten, noch uns demüthigen, noch deiner Gnade empfänglich werden! Dein Geist heilige uns! Die Menschlichkeit (humanité) und Liebe unsers Herrn tröste uns! Dein Vaterauge segne uns! Ferne von uns alle Gleichgültigkeit, Trägheit, Unredlichkeit! Gib uns die Gnade, daß wir alle dich verehren, ohne über deine Vorsehung zu klagen, oder ungeduldig zu murren! die Gnade, daß wir in Einfalt des Herzens vor dir wandeln, in der reinsten Unschuld, in der lautersten Einfalt, in der demüthigsten Andacht, in der aufrichtigsten Buße, in dem standhaftesten Glauben, in der brüderlichsten Liebe, in der lebendigsten Hoffnung; mit Einem Wort: Im Geist unsers angebeteten Herrn und Heilandes Jesu Christi! Amen.

* * *

Vermischte Gedanken aus Briefen.

Vom September 1792.

Im Jahr 1787 schrieb mir Lord N . . .: „Wenn der König die Generalstände nicht beruft, so ist er verloren, und wenn er die Generalstände beruft, so ist er noch gewisser verloren.“

Im Jahr 1788 schrieb mir der Gr . . von H . . .: „Calonne

kommt weg und Necker wieder hinein. Und die Parlamenter selbst bestehen auf dem Berufen der Generalstände. — Was meinen Sie?"

Ich antwortete: Der berühmte Réaumür fiel einmal auf den Gedanken, tausend Spinnen zusammen zu bringen und in ein Zimmer einzusperren. Er wollte eine Manufaktur von Spinngewebe anstellen, und versuchen, wie viel er brauchte, um sich ein Paar Strümpfe daraus verfertigen zu lassen. Was geschah? Anstatt daß jede, wie sonst, fleißig ihr Netz gesponnen hätte, fiel eine über die andere her und der gemeinnützige Versuch des großen Mannes endigte sich mit einer allgemeinen Massakre.

* * *

Wenn doch die tausend und abermal tausend ehrlichen, guten, edeln Seelen, von allen Sprachen und Nationen, die seit August 1789, anstatt sich in Säcke und Asche zu kleiden, oder wenigstens wie Andere zu schweigen und die Sache Frankreichs in ihrem Herzen aufzugeben, in die Hände klatschten und ein Jubelgeschrei anhoben, bedacht hätten, daß nicht jede Frucht, die lieblich ist dem Auge und begehrlich zur Speise, am Ende wohl gedeiht; wie viel besser würde es um die Ruhe und den Wohlstand von Europa stehen!

* * *

Cras amet, qui nunquam amavit, quique amavit, cras amet! (Morgen wird lieben, wer heute nicht liebte, und wer heute liebte, liebe morgen auch noch!) — hieß es bei den römischen Venusfesten in ihren üppigen, friedlichen Zeiten. In unsern traurigen Empörungszeiten heißt es: „Wer nie an Gott und Teufel, nie an Vorsehung und Verderben der Menschheit geglaubt hat, wird morgen daran glauben; und wer heute daran glaubt, wird morgen noch besser daran glauben. Cras credet, qui non credebat; quique credit, cras credet.

* * *

„Ich weiß nicht, ob es uns erlaubt ist, als Christen zu Gott zu klagen", sagte mir ein alter, ehrwürdiger, französischer Geistlicher, „über die Gewaltthätigkeiten, die uns angethan werden. Die Rache

wäre zu grausam! Wir müssen schweigen und es Gott anheim gestellt lassen.“ — Ich hätte den Mann anbeten mögen, wie einen Heiligen. Und doch — konnte er etwas Schärferes sagen?

* * *

An den Früchten wirst du den Baum erkennen, und hingegen auch von dem Baum auf die Frucht schließen, die er tragen wird. Wer könnte etwas Gutes erwarten von einem Gebäude, dessen Künstler und Bauherr Mirabeau war? Sucht man auch Trauben an den Dornen und Feigen an den Disteln?

* * *

Erwarten Sie nichts von mir über Frankreich. Das indessen ist mir vielleicht eigen, daß (nachdem ich einige Tage, wie alle Welt frohlockte), sobald ich hörte, daß das Volk, schon sieghaft, fortfahre, zu wüthen und grausam zu sein, und daß man ihm nicht zu wehren wisse, meine Gedanken sich plötzlich änderten und die Ueberzeugung sich in mir für immer festsetzte: „Jetzt sei Alles verloren, die neue Ordnung werde lauter Unordnung sein, und, je länger sich jene fortsetze, desto allgemeiner und schrecklicher die Zerrüttung und das Elend werden. Nun hat es allen Anschein, daß der Karren zum zweiten Male werde umgeschmissen werden; — wer wird ihn endlich aufrecht stellen, ins rechte Gleis, und in Gang bringen?“

* * *

Ich vergaß die Franzosen — — — wirklich gilt für mehrere Millionen das: Vater verzeih' ihnen! Ein Paar Dutzend Elende werden ihren Lohn empfangen, wenn sie ihn nicht schon empfingen. Sie sind reif und überreif, und würden abfallen, wenn man auch den Baum nicht schüttelte.

7. IX. 1792.

* * *

Frankreich ist eine grausame Mutter, die ihre eigenen Kinder theils auffrißt, theils von sich wegjagt.

* * *

Ich haſſe mehr, wie die Tyrannei, die Freiheit, die Allen erlaubt, alles Böſe ungeſtraft zu thun. Ungeſtraftheit des höchſt Strafbaren iſt unter allen Despotismen der unerträglichſte.

* * *

Ich mag nicht über Frankreich ſprechen. Alle Geſetze des Denkens, alle Regeln der Ordnung, Alles, was je geſchah, keine Erfahrungen können mehr zur Richtſchnur oder zum Maßſtab in der Beurtheilung dienen. Nicht daß ich die Coalition gegen Frankreich ganz klug, ganz menſchlich finde. Kurz, ich entſage allem Urtheil über dieſe außer allem Geſichtspunkt der Beurtheilbarkeit hinausgeſetzte Sache.

* * *

Es iſt wahre Raſerei, den Despotismus durch einen zehnmal ärgern, den einköpfigen Despotismus durch einen hundertköpfigen verdrängen und die Welt bereden wollen, das heiße Freiheit und Gleichheit einführen.

* * *

Ich kann über das jetzige Weſen und Unweſen in Frankreich nichts ſagen, weil ich es ganz anders anſehe, als die politiſch vernünftige Welt es anzuſtaunen gewohnt iſt. Es iſt meines Ermeſſens der Finger Gottes über den Nationen. Alles Wahrſcheinliche geſchieht nicht, und alles Unwahrſcheinliche hat ſeinen Fortgang.

* * *

So eben erzählt man mir, zu welcher Wuth wider Alles, was nicht Freiheit affiſchirt, die Neufranken ſich entzünden. Nieder fällt man, wie vor einer Gottheit, vor dem Worte Freiheit; — — nur ihr, dieſem ſcheußlichen Mordphantom, das Alles verſchlingt, beugt man die Kniee, und was einen Geruch von Ariſtokratismus zu haben ſcheint, wird wie von Räubern angefallen. Man darf kein ſchönes, kein gutes Kleid mehr tragen. Man affektirt, in ſchlechtem, altem, zerriſſenem Gewand einherzugehen. Man verachtet Alles, nur das Verächtlichſte nicht, Irreligioſität und Unmenſchlichkeit. Man läſtert

das Heiligste und zertritt das Verehrungswürdigste; Eigenthum, Sicherheit, Ehre, Leben, Religion, Christus, — sind unbedeutende Dinge geworden, die man auf die Schaubühne bringt und parodirt. Rufe Freiheit — und du hast das Privilegium — zu thun, was du willst.

* * *

Wer überdenkt, daß noch vor wenigen Jahren die ganze Christenwelt überzeugt war, daß, wenn Oesterreich und Preußen seine Kriegsmacht, die an großen Feldherren, weitgetriebener Kriegskunst und den geübtesten und tapfersten Kriegern sich auszeichnete, mit einander vereinigen würde, der ganze Erdball zittern müßte? Dieses ist nun geschehen, und zwar gegen eine einzige Nation, die in sich selbst getrennt ist, die in sich selbst durch mörderischen Anarchiegeist wüthet, deren gute Generale alle ausgewandert sind, und deren Kriegsheer ganz keine Mannszucht und Disciplin beobachtet, — und dennoch konnte so wenig bis jetzt gegen sie ausgerichtet werden, daß sie vielmehr Kräfte übrig behalten, im Ausland zu wüthen, auch Schrecken und Furcht allenthalben zu verbreiten.

Sollten Könige und Fürsten nicht hier die ausgebreitete Hand des Allmächtigen sehen und fühlen? Tritt nicht schon wirklich ein, was 1. Buch der Maccabäer Cap. III. V. 19 steht: Denn der Sieg kommt vom Himmel, und wird nicht durch große Menge erlanget. Und kann es nicht noch zu dem kommen, was ebendaselbst Cap. VI. V. 58, 59 gesagt wird: Lasset uns Friede mit diesem Volke machen, und zulassen, daß sie ihr Gesetz halten, wie zuvor; denn sie zürnen und streiten allein darum, daß wir ihnen ihr Gesetz abthun wollen.

* * *

Die vier Temperamente nach Chodowiecki.

„Was sagen Sie vom 10. August?"

Phlegmatiker: Hm! Ja! Da hat es so etwas abgegeben.

Choleriker: Ich sage: Bravo, haben sie es nicht verdient, die Hunde?

das stinkende Aas der Freiheit, der Losbändigkeit (Ungebundenheit) und Anarchie.

* * *

Volksdespotismus ist der unweiseste, der leidenschaftlichste, der unbeschränkteste, mithin der wüthendste, unleidlichste und zugleich der unnatürlichste, folglich der wenigst dauerhafte von allen möglichen Arten von Despotismus.

* * *

Die rasendsten Toleranzprediger und Toleranzerzwinger werden oder sind die intolerantesten Gewissensbändiger; und die ausgelassensten Freiheitsposaunen werden die despotischsten Tyrannen, sobald sie den Fuß im Steigbügel haben und selbst Meister sind. — Man hat tausend und aber tausend Mal diese Erfahrung gemacht, im Kleinen, im Großen, im Weltlichen, im Geistlichen; und dennoch lassen sich Neunundneunzig vom Hundert wieder von Wölfen im Schafspelz bethören.

* * *

An Freund C... in B...

Biblische Stellen. Heutzutage beherzigungswerth.

Mir ist die Bibel, was sie Ihnen ist: eine unerschöpfbare Grube aller möglichen Belehrungen und Darstellungen. Ich finde alle Zeiten, Menschengeschlechter, Charakter, Begebenheiten, — Alles in ihr. Mir ist nichts alt in der Bibel, und nichts, auch das Neueste, nicht neu in unsern Zeiten.

Ich sehe Adam und Eva um den Baum der Erkenntniß immer herumschleichen, anschauen, sich daran weiden; höre die Schlange täglich und besonders heutzutage sagen: „Ihr werdet wie Götter und so aufgeklärt sein, daß Ihr wissen werdet, was gut und bös ist.“

Ich sehe noch täglich den Essern von verbotener Frucht die Augen aufgehen und sie gewahr werden, daß sie nackt sind; — sehe sie sich verbergen vor der Stimme Gottes und mit Feigenblättern ihre Blößen bedecken; — höre täglich die Sprache — erst: .... „Das Weib, das du mir gabst“ — dann: .... „Die Schlange verführte

mich!" — Sehe täglich die nach Göttergleichheit wiehernden Menschen, mit Thierfellen bedeckt, herumwandeln, unter dem fürchterlichen Worte: „Der Mensch ist worden als unser Einer!"

Ich sehe in dem, was vor Jahrtausenden geschah, das, was in unsern gegenwärtigen Zeiten geschieht, und bewundere und bemitleide die Blindheit der Menschen, die mit sehenden Augen nichts sehen.

„Alle Welt soll einerlei Sprache, Denkensart und Grundsätze haben; man sucht ein weites Feld, und sagt sich: Wohl her, lasset uns Ziegel machen, und sie wohl brennen — und sie hatten Ziegel für Steine und Leim für Kalk!"

Und sprachen: „Wohl her, laßt uns einen Thurm bauen, dessen Spitze bis an den Himmel reicht, daß wir uns einen Namen machen, damit wir nicht vielleicht in die ganze Welt zerstört werden."

„Da stieg der Herr herab, daß er die Stadt und den Thurm sehe, welche die Menschenkinder bauen. Und der Herr sprach: Siehe! es ist einerlei Volk und einerlei Sprache unter ihnen Allen, und sie haben angefangen, dieses zu thun. Und nun sollten sie nicht hinterhalten werden von Allem, das sie zu machen sich vorgenommen haben? Wohlan! Laßt uns herabsteigen und ihre Sprache verwirren, daß Keiner des Andern Sprache verstehe. Also zerstreute sie der Herr von dannen in die ganze Welt, und sie ließen ab, die Stadt zu bauen; daher heißt ihr Name Babel, weil der Herr daselbst der ganzen Welt Sprache verwirrt und sie von dannen in die ganze Welt zerstreut hatte."

Ich finde die Geschichte von Nebukadnezar's goldnem Bild in der Geschichte unserer Zeiten. — Ich sehe ein goldenes Bild aufgerichtet in Babel, sechzig Ellen hoch und sechs Ellen breit. — Ich sehe die Herren Landpfleger, Richter, Schatzmeister, die Rechtsgelehrten, die Vögte sammt allen Gewalthabern der Landschaften sich versammeln, das Bild, welches man aufgerichtet hat, einzuweihen. Mir ist, ich höre Herolde rufen: „O ihr Völker, Geschlechter und

Zungen! Laßt euch gesagt sein, wenn ihr hört den Schall des Horns und allerlei Gattung Stimmwerk, daß ihr niederfallet, und das, was wir aufgerichtet haben, anbetet. Welcher nun nicht niederfallen und anbeten wird, der soll von Stund an" — u. s. w.

Ich lese nichts Altes, wenn ich lese, was Jahrhunderte vor Daniel in der Wüste geschah. „Wohl auf, mache uns Götter, die vor uns hergehen; denn wir wissen nicht, was dem Manne Moses widerfahren ist, und nehmen keine Notiz von unserm Gesetzgeber."

„Aaron sprach zu ihnen: Reißet die goldenen Ohrenringe ab, die an den Ohren euerer Weiber, euerer Söhne, euerer Töchter sind, und bringet sie zu mir. Da riß alles Volk seine goldenen Ohrenringe ab und brachte sie zu Aaron; und er nahm sie von ihren Händen, und machte einen Entwurf mit einem Griffel, und machte ein gegossenes Kalb. — Da sprachen sie: Das sind deine Götter, Israel, die dich aus dem Diensthause (des Pharaon'schen Despotismus) geführt haben. — Als Aaron dieses sah, baute er einen Altar vor ihm, und ließ ausrufen: Morgen ist das Fest des Herrn!"

„Darnach setzte sich das Volk, zu essen und zu trinken, und stand auf, Freude zu pflegen."

Ferner lese ich auch Wahrheit, wenn ich lese: „Moses nahm das Kalb, das sie gemacht hatten, und verbrannte es mit Feuer, und zermalmte es zu Pulver, und stäubete es auf Wasser, und gab es den Kindern Israels zu trinken: —?".

Ich lese eine Prophezeiung, deren Erfüllung mir nahe scheint, in dem unendlich wichtigen Worte unsers Herrn:

„Wenn der unreine Geist von einem Menschen emigrirt, so durchwandelt er dürre Orte, und sucht Ruhe und findet sie nicht. So spricht er dann: Ich will in mein Haus, daraus ich gegangen bin, wiederkehren. Und wenn er gekommen ist, findet er es müßig, ge-

kehrt und geziert. — Alsdann geht er hin und nimmt zu ſich ſieben andere Geiſter, die ſchlimmer ſind, als er ſelbſt; dieſe kehren alsdann ein, und wohnen daſelbſt, und wird das Letzte dieſes Menſchen ärger, als das Erſte. — Alſo wird es auch dieſem böſen Geſchlecht ergehen."

So kann ich mich nicht erwehren, daß mir nicht der Sinn komme an ein prophetiſches Wort, deſſen ganze Erfüllung ich freilich nicht da erwarte, wohin ich jetzt mit meinen Gedanken ziele:

„Ein gewiſſes Thier oder Ungeheuer ſtieg aus dem Abgrund, dem ein Maul gegeben worden, große Läſterungen zu reden; und Alle, die auf Erden wohnen, beteten es an. Und es machte, daß Allen, Großen und Kleinen, den Reichen und den Armen, den Freien und den Knechten, ein Malzeichen an ihre rechte Hand, oder an ihre Stirne gegeben wurde, und daß Niemand weder kaufen, noch verkaufen möchte, denn nur der, ſo das Malzeichen, oder den Namen des Thiers, oder die Zahl ſeines Namens hatte."

So, ſage ich, finde ich Alles, wo nicht dem Buchſtaben, doch dem Geiſte nach in der Bibel. Mir iſt Nichts und Alles eigentliches Vorbild. — Ich frage nie oder ſehr ſelten: Iſt es eigentlich Weisſagung? Iſt es abſichtliches, unmittelbar hindeutendes Vorbild? Ich bewundere noch viel mehr das Treffende in dem Zufälligen. — Wenn ich eine Stelle im Homer, oder Virgil, oder Oſſian fände, von zehn, zwanzig Zeilen nach einander, die ſich auf einen ausgezeichneten Menſchen accommodiren oder anwenden ließe, wie heilig würde ſie mir ſein, und wem nicht? — ohne daß mir der Sinn daran käme, unterſuchen zu wollen, hat Homer, Virgil, Oſſian an dieſe Begebenheit oder an dieſen Menſchen gedacht! Gerade in dieſem Zufälligen, Anwendbaren würde ich den Geiſt des ehemaligen und jetzigen Zeitalters, die innere und äußere Analogie der verſchiedenſten Menſchheit in den verſchiedenſten Zeiten bewundern.

Den 5. November 1792.

* * *

An C. in B.

Kein Mensch kann entfernter sein, wie ich, sich in die Politik, in politische Angelegenheiten einzulassen; aber auch kein Mensch kann es mehr für seine Pflicht halten, moralische und religiöse Lehren aus großen politischen Ereignissen herzuleiten. — Ich darf Sie nicht bitten, diese zwei himmelweit von einander entfernten Dinge ja nicht mit einander zu verwechseln. — Alles, was geschieht, soll uns weiser, gerechter, besser, religiöser machen.

O wie völlig recht haben Sie, mein Lieber! wenn Sie sagen: „Die politische Laufbahn ist wohl von allen die dornigste, unangenehmste, besonders für den, der öffentlich darüber schreiben will, und zu einer Zeit, wo Alles in Faktionen getheilt ist. Mag man noch so sehr vor Gott und vor seinem eigenen Gewissen überzeugt sein, nichts zu sagen, als was höchst einleuchtende Wahrheit, was ganz außer allen Zweifel gesetzt, was das Beste, Nützlichste, Nothwendigste zu sagen ist: gegen Einen ehrlichen Mann, der Ihnen Gerechtigkeit widerfahren läßt, gegen zehn Gleichdenkende, denen Sie aus dem Herzen sprechen, die Ihnen Beifall zuklatschen, finden sich tausend Andere, denen Alles daran liegt, das Gegentheil zu behaupten, die es nicht leiden können, wenn man ihnen durch ihren Sinn fährt, und außer sich gerathen, wenn man sie entlarvt, die also ein gewaltiges Geschrei erheben."

O wie völlig recht haben Sie, wann Sie gewisse Leute dieser Zeit, die Gemäßigte heißen wollen, so treffend charakterisiren: „Leute mit Kürbisherzen und Butterseelen, allenfalls ehrlich, so lange der Sturm ruht; gelähmt, sobald er sich erhebt, und von diesem Augenblicke an aller Kraft beraubt, jetzt nur unterthänig gehorsame Diener der Umstände."

O wie recht haben Sie: „Eine der allergrößten Schwierigkeiten, welche den Schriftstellern über die jetzigen Ereignisse im Wege stehen, ist: der Augenblick macht Alles aus. Was Sie gestern mit bewunderndem Beifall gesagt hatten, muß heute unterdrückt werden, selbst

der Sache zum Besten, mit welcher man es gut meint. — Was im August vortrefflich gesagt gewesen, wäre im Oktober unnütz, ja schädlich zu sagen."

* * *

„Reize die erwildete Bestie nicht. Lindere und versüße lieber das von ihr ausgeworfene Gift, wo du es antrifft; sauge es sogar aus der Wunde, wo dem Verwundeten nicht anders zu helfen ist. Freilich kann auch diese Kur den Arzt das Leben kosten; und sein Tod ist weder so rühmlich, noch bei Weitem so nützlich, als wenn er die Bestie todtschlüge. Aber das vermag keiner mehr derer, die von Weibern geboren sind. Ausweichen mag ihr noch ein schwaches Kind; ihr in den Weg treten und Stand halten, vermögen Millionen Gepanzerter nicht."

* * *

Sei sicher, wenn der sanftmüthigste Christ einmal mit dem höchsten Rechte scharf zürnt, hundert Zornmüthige werden spöttisch rufen: Tantaene animis coelestibus irae? Also heftig zürnen die sanften, himmlischen Seelen?

* * *

Sie finden mich scharf, lieber H. Ich weiß nichts davon. Freimüthig bin ich und werde es immer mehr werden. Meine Zeit ist kurz; ich muß sprechen, so lange es Tag ist. Beleidigungsbegierde ist himmelweit von meinem Herzen entfernt. — Aber allenthalben bemerke ich Schwäche, Muthlosigkeit, Verzagtheit, der Wahrheit Zeugniß zu geben. — Zeichnen Sie mir übrigens die Stellen aus, die Ihnen scharf scheinen. Ich nehme sie gleich zurück, wenn meine Erläuterungen allenfalls Sie nicht gleich auf andere Gedanken bringen. — Sie wissen, mein Herz hat eher gegen allzu weiche Güte, als gegen Schärfe zu kämpfen, und dieß mag vielleicht mit ein Grund sein, warum ich scharf scheine, weil ich wirklich die zaghafte Güte meines oft zu leicht nachgebenden Herzens bestreiten muß.

* * *

Kein Menſch hat vielleicht mehr Gelegenheit gehabt, als ich, ſtolze, leichtſinnige, unbiegſame Ariſtokraten aus Frankreich zu ſehen. Wie können Sie glauben, daß ich dieſen je gewogen ſein werde? daß ich mich je erniedrigen werde, dieſer Partei zu nehmen? Aber Unſchuldige, Edle, Demüthige, Fromme, von Gewaltthätigkeiten Verfolgte — o wie viele ſah ich, und entſetzte mich vor dem entſetzlichen Dekret, das dieſe alle zu tödten befiehlt, wofern ſie zu ihrem Eigenthum, das ſie, um ihr Leben zu retten, verlaſſen mußten, zurückkehren würden; und noch mehr entſetze ich mich, daß ſo wenige Menſchen ſich vor dieſem entſetzlichen Dekrete entſetzen, und Alles ſtumm Unſereinem zuhorcht, wenn man ſein Entſetzen über dieſe Entſetzlichkeiten äußert.

* * *

Ach, Lieber! in welcher Gebundenheit leben wir in dieſer mit Freiheit prahlenden Zeit! Muß man doch zehn Mal mehr als je alle Worte wägen, die man ſagt, und zwanzig Mal mehr jedes Wort, das man ſchreibt. Und wann wäre es nöthiger geweſen, frei zu ſprechen und zu ſchreiben, als jetzt? Wenn ich Alles zuſammennehme: die Menſchen wechſeln, nur die Namen, nicht ſich. Der Menſch iſt ein herrſchſüchtiges Geſchöpf, das gern jeden andern zum Laſtträger machen möchte.

* * *

Von der Freiheit und dem politiſchen Utopismus.
Aus einer franzöſiſchen Handſchrift.

Die Freiheit iſt das Vermögen, Alles zu thun, was keinen nothwendigen, unumgänglichen Geſetzen entgegen iſt.

Es kann neben dem Satze: „Alle Menſchen ſind ſich in der Geburt gleich“ *) keinen falſchern geben, als den: Alle Menſchen

*) Eigentlich wird er in der famöſen Pandorabüchſe unſerer Zeit, Namens „Les droits de l'homme“, ſo ausgedrückt: „Tous les

werden frei geboren, wenn man ihn so versteht, daß sie mit dem Vermögen geboren werden, Alles zu thun, was sie wollen.

Der Mensch ist, so wie er in die Welt kommt, gleich mehrern Gesetzen unterworfen:

1. Den Gesetzen der Natur.

2. Den Gesetzen oder der Leitung der Vorsehung.

3. Dem sittlichen Gesetze, das in sein Herz geschrieben ist.

4. Der Willkür seiner Eltern.

5. Dem Rechte des Stärkern, oder dem Willen eines Jeden, der kräftig genug ist, ihn seinem Willen zu unterwerfen.

Ich will mich erklären:

1. Die Gesetze der Natur hindern ihn, daß er zum Beispiel weder auf der See wandeln, noch durch die Luft fliegen, noch auf eine Gluth sich hinlegen, noch an zwei Orten zugleich sein kann.

2. Der Herrschaft der Vorsehung unterworfen, kann er sich nicht vor Krankheiten sichern, nicht leben, so lange er will, nicht so viel Kinder haben, als er wünschte, nicht den Elementen befehlen, zu seines Leibes Länge einen Zoll hinzuzuthun.

3. Nach dem moralischen (sittlichen) Gesetze steht es nicht in seinem Willen, sich selbst zu schaden, noch das gut zu heißen, was ihm böse dünkt, oder als böse zu tariren und zu fliehen, was ihm gut scheint, u. s. f.

4. Der Willkür oder der Herrschaft der Eltern kann er sich

---

hommes naissent égaux en droits“: Alle Menschen werden mit gleichen Rechten geboren, oder: Alle Menschen haben von ihrer Geburt an auf dieselben Rechte Anspruch. — Davon ist aber auch das Gegentheil wahr: „Nicht alle Menschen haben dasselbe oder ein gleiches Recht auf die Achtung, auf die Liebe, auf das Zutrauen ihrer Nebenmenschen. Argumentum ab absurdo: Kein lahmgebornes Kind wird man doch zum Heerführer, kein stummgebornes zum Schulmeister wählen. Eine Menge der wichtigsten Folgen entstehen schon aus dieser einzigen, so auffallend wahren Unterscheidung.

nicht entziehen, insofern sie ihm an physischer Kraft überlegen sind und er von denselben in Absicht auf seinen Unterhalt abhängt.

5. Ebenso wenig kann er sich endlich nach der Natur der Sache dem Willen dessen entziehen, der natürliche oder sittliche Kräfte genug hat, ihn unter seinen Willen zu beugen.

Es gibt nicht einmal einen Stand der Natur in dem Sinne, wie man das gewöhnlich nimmt, außer dem Zustand eines Menschen, der sich auf einer einöden Insel allein befände. Aber auch hier stände er unter den Gesetzen 1, 2, 3 und 5. Bloß von dem vierten, von der Herrschaft nämlich der Eltern, bliebe er nothwendiger Weise ausgenommen. Um es auch von dem fünften, von dem Rechte des Stärkern, zu sein, müßte man annehmen, daß auf seiner Insel kein Thier wäre, das ihn an Stärke überträfe. Besteigt er ein wildes Pferd, einen wilden Elephanten, so wird er von diesen hingetragen, nicht wohin er will, sondern wohin der Elephant oder das Pferd wollen.

Der Mensch, als ein vernünftiges Geschöpf, und demzufolge bestimmt, seinem eigenen Willen gemäß zu handeln, hat einen Grundtrieb zur Freiheit in sich, oder eine Sehnsucht nach derselben, die ihm anerboren ist. Das heißt: seine Natur treibt ihn an, sich von Allem frei zu machen, was seinem Willen im Wege steht.

Seiner Natur nach kann er aber sich nie von den Gesetzen der Natur, der Vorsehung, der Sittlichkeit lossagen. Nur allein kann er sich bis auf einen gewissen Grad und auf eigne Gefahr hin der Gesetze oder des Willens seiner Eltern und jedes Stärkern, als er selbst ist, entladen.

Im Stande der Wildheit — man nennt ihn so widersinnig den Stand der Freiheit, und er ist doch vielmehr ein Stand der willkürlichsten Uebermacht, eben darum, weil nicht zwei Menschen einander an sittlichen und physischen Eigenschaften gleich geboren sind — im Stande der Wildheit also ist der Mensch den Gesetzen seiner Eltern, der Gewalt der Stärkern ganz unterworfen, so lange jene stärker

ſind, als er, ſo lange ſich unter ſeinem Stamm, an ſeinem Wohnort, in ſeiner Nähe ein einziger Menſch findet, der ihn an Kräften überwiegt. Bis ſich dieſer Fall aufhebt, ſteht er unter der unumſchränkteſten Uebergewalt.

Und ſo bleibt ihm kein anderes Mittel übrig, ſich von derſelben frei zu machen, als daß er ſeinen eignen Willen mit einer Kraft zu verſtärken wiſſe, die ſeine eigene übertreffend, auch jeden andern ihm entgegenſtehenden Willen, überwäge.

Dieſes iſt ſodann der Urſprung des bürgerlichen Vertrags, oder des geſellſchaftlichen Lebens. Denn da die Sehnſucht nach Freiheit ſich in allen Menſchen findet, ſo haben ſie keinen andern Weg, ihre Freiheit auszudehnen und ſicher zu ſtellen, als ein gegenſeitiges Verſtändniß und die Zuſammenſetzung ihrer Kräfte in Eins zu einem Gegengewicht der Kraft deſſen, der ſeinen Willen dem übrigen widerſetzen möchte.

Der Natur der Sache nach aber kann dieſer Vertrag nicht den Willen jedes Einzelnen, ſondern den gemeinſchaftlichen Willen Aller zum Gegenſtand haben. Ich will ſagen: jedes einzelne Mitglied muß von ſeinem Willen das aufopfern, was dem Willen der übrigen Glieder der Geſellſchaft zuwider wäre, um ſich den freien Gebrauch ſeines Willens auf alle die Fälle zu ſichern, wo ſein einzelner Wille mit dem einzelnen Willen jedes beſondern Mitgliedes übereinſtimmt.

Die Reihe dieſer Willen, die Allen gemein ſind, und ihre Beſtimmung, macht das aus, was man Geſetzbuch nennt. Jeder will z. B. ſeines Lebens, ſeiner Güter, ſeines Weibes ſicher ſein; ſo macht man denn zum Geſetze, daß das Leben, die Güter, das Weib eines Jeden ihm ſicher geſtellt werden ſollen, und alle Geſellſchaftsglieder verpflichten ſich unter einander, ihre Kräfte gegen Jeden zu vereinigen, der einen aus ihnen an dieſer Sicherheit ſtören wollte.

Aus dieſem ergibt ſich, daß das Fundament oder der Gegenſtand und Zweck jeder Geſellſchaft oder jeder bürgerlichen Vereini-

gung nicht in dem Privatvortheil der Einzelnen, sondern in der allgemeinen Freiheit, in dem gemeinschaftlichen Vortheil bestehe.

Sodann folgt ferner daraus, daß auch der möglichst freie Zivilstand kein Stand einer unbedingten, jedem einzelnen Individuum eigenen Freiheit ist, sondern vielmehr ein Stand der Unterwerfung der unbedingten einzelnen Freiheit des Individuums unter die Freiheit oder den Willen Aller, das heißt unter die Gesetze.

Also besteht der höchste Grad jeder gesellschaftlichen Freiheit am Ende darin, daß alle einzelnen Glieder der Gesellschaft unter einander über den gemeinschaftlichen Vortheil dieses oder jenes Gesetzes vollkommen einverstanden sind.

Allein, da die Menschen gleich von ihrer Geburt an sich nicht gleich sind, sondern eine unendliche Verschiedenheit sowohl in physischer als sittlicher Rücksicht unter ihnen herrscht, so kann es nur wenige Sachen geben, worüber sie Alle nur Einen Willen hätten.

Folglich, wenn die Gesellschaft sich ausdehnt, die Bedürfnisse sich mehren, die Interessen sich durchkreuzen, so reicht die kleine Anzahl der ursprünglichen Gesetze nicht mehr zu. Es wird zur Nothwendigkeit, mehrere abzufassen, die ins Einzelne gehen und worüber nicht alle Gesellschaftsglieder gleich denken. Zudem kann der Wille eines einzigen Thoren dem klugen Willen aller Andern entgegen sein. Gleichwohl muß man sich entweder vereinigen oder trennen. — Was geschieht also? Man läßt auch hier den gemeinschaftlichen Willen dazwischen kommen, damit man ein Mittel ausfindig mache, die dissentirenden Stimmen mit den übrigen in Harmonie zu bringen. Und hier opfert Jeder wieder sein persönliches Recht der Bestimmung des allgemeinen Willens auf, indem er sich begibt, sich einer Entscheidung zu unterwerfen; nämlich entweder der Mehrheit seiner Mitverbundenen, oder einer Anzahl der Angesehensten aus denselben, oder endlich dem Ausspruch eines Einzigen, der in dem Zutrauen steht, am meisten Vernunft und Einsicht zu besitzen.

Das heißt: die Gesellschaft bildet sich mit allgemeiner Uebereins-

ſtimmung entweder zu einer Demokratie (Volksregierung), oder zu einer Ariſtokratie (Regierung der Angeſehenſten), oder Oligarchie (Regierung einer ganz beſchränkten Anzahl jener), oder endlich zu einer Monarchie (Alleinherrſchaft eines Einzigen).

Das Geſetz, nach welchem eine dieſer Formen für die Geſellſchaft als unverbrüchlich feſtgeſetzt wird, heißt ſodann die Landes- oder Staatsverfaſſung, Konſtitution.

Jede dieſer Geſellſchaftsformen hat in Abſicht auf den gemeinſchaftlichen Vortheil und die allgemeine Freiheit der Geſellſchaft, ihre gewiſſen, ihre eigenthümlichen Nachtheile ſowohl, als ihre Vortheile.

Das einzige Mittel, ſo viel möglich nur die Vortheile jeder beizubehalten und die Nachtheile derſelben auszuweichen, iſt vielleicht die Zuſammenſchmelzung aller dieſer Formen in Eine, vermittelſt welcher eine vermiſchte Verfaſſung bewirkt wird. Beſonders iſt wohl eine ſolche Verfaſſung für einen großen Staat die ſchicklichſte.

Die größte Kraft der Geſetze, folglich auch der Verfaſſung, beſteht in ihrer Dauerhaftigkeit.

Man nehme an, ein Volk behielte ſich vor, ſeine Geſetze jährlich zu revidiren und jedesmal abzuändern, ſo kann das doch nicht auf ſolche Geſetze ausgedehnt werden, welche, ihrer Natur nach, ein ſolches Verfahren nicht zulaſſen. Man könnte doch zum Beiſpiel nicht wohl das eine Jahr die Vielweiberei und das andere die Monogamie geſetzlich beſtimmen.

Diejenigen Geſetze, welche ihrer Natur nach am unveränderlichſten ſein ſollen, werden Grundgeſetze genannt.

Da die größte Kraft der Geſetze in ihrer Feſtigkeit beſteht, ſo iſt offenbar, daß man ſuchen muß, weit dem größern Theil der Geſetze dieſe Eigenſchaft beizulegen; folglich auch darauf bedacht ſein, der Quelle ſelbſt, aus welcher alle Geſetze entſpringen, der Regierungsform, nämlich der Konſtitution, den höchſtmöglichen Grad von Feſtigkeit zu geben.

Je dauerhafter eine Konstitution ihrer Natur nach ist, desto besser ist sie. Darauf hat man also bei ihrer Festsetzung vor Allem aus zu sehen.

Die Ursache davon ist einleuchtend. Der Hauptzweck jeder Gesellschaft, jeder Verfassung ist die harmonische Vereinigung einer großen Menge dissentirender Willen; also muß man so viel möglich die Nothwendigkeit ausweichen, seine Zuflucht zu dem ursprünglichen Rechte der Stimmengebung jedes Individuums zu nehmen. Alles, was diese Nothwendigkeit herbeiführen kann, ist geschickt, die Gesellschaft ihrer Auflösung nahe zu bringen. Alles hingegen, was dieselbe in die Ferne rückt, dient, die Gesellschaft enger zu vereinigen, zu befestigen, ihre Dauer zu verlängern.

Das Wesentlichste für jeden Staat ist also:

1) Daß er gleich von Anfang eine gute Verfassung erhalte;
2) daß er so fest und so lange an seiner einmal angenommenen Konstitution bleibe, als möglich, von welcher Art dieselbe dann sei.

Eine Verfassung ist aber insofern nur wirklich gut, als sie den Grund ihrer Dauer in sich selbst hat *).

Indessen hat jede Staatsverfassung, auch die vollkommenste von allen, die vermischte nicht ausgenommen, ihre Fehler und Nachtheile. Diese muß man, so viel möglich, zu mindern, ihnen vorzubeugen, oder ihnen ein Gegengewicht zu geben suchen; dann aber auch mit dem höchsten Grade der Möglichkeit hierin sich zufrieden geben, und sich wohl hüten, dem gefährlichsten aller Irrwische, der Vollkommenheit, nachzulaufen. Denn Vollkommenheit ist bei jedem Menschenwerke; besonders bei einem aus vielen Theilen zusammengesetzten, ein leeres Hirngespinnst.

Gerade so ist es in der Mechanik. — Die Haupteigenschaft einer Maschine ist die Dauerhaftigkeit oder die Gewißheit ihres beständ-

*) Dieses zeigt Necker in seinem neusten Werke ganz vortrefflich.

digen gleichförmigen Laufes. Dieſe hängt von der möglichſt geringen Reibung ihrer Theile ab.

Man muß alſo Alles anwenden, das Reiben ſo viel möglich zu mindern; allein auch nur bis auf einen gewiſſen Grad iſt dieß erreichbar. Eine gänzliche Abweſenheit alles Reibens, d. h. Vollkommenheit der Maſchine, iſt ein Hirngeſpinnſt, eine Unmöglichkeit im Phyſiſchen, wie im Moraliſchen.

Die höchſte Stufe der Weisheit in der Staatskunſt, der Geſchicklichkeit in der Mechanik iſt die Einrichtung einer Konſtitution, die Bewerkſtelligung einer Maſchine, woran man, ohne den Lauf zu hemmen, nach und nach alle die kleinen Fehler ausbeſſern könne, die man aus der Erfahrung kennen lernt. — Der höchſte Grad der Thorheit und des Unſinns in der Politik ſowohl als in der Mechanik iſt, wenn man, anſtatt die Maſchine allmälig zu verbeſſern, dieſelbe jedesmal verbrennen wollte, um eine ganz neue zu verfertigen, oder eine neue Konſtitution einführte, ſobald die Erfahrung einen Fehler bemerken läßt.

Der äußerſte, mißlichſte Fall, in welchen der Müller gerathen kann, iſt der, wenn er ſich eine neue Mühle bauen muß. So iſt es der ſchlimmſte, äußerſte Fall für ein Volk, wenn es in die Nothwendigkeit kommt, ſeine Verfaſſung umzuſchaffen.

Aber der thörichtſte aller Müller wäre wohl der, welcher ſeine Sache gut zu machen dachte, wenn er ſich anfänglich eine Windmühle baute, die er ein Jahr hernach wieder niederriſſe, um jetzt eine Waſſermühle einzurichten, und auch dieſe in der Abſicht, ſie ebenfalls bald wieder zu zerſtören, damit er eine Dampfmühle an ihren Platz ſetzen könnte; Alles mit dem Vorbehalt, dieſen Kreis alle drei Jahre zu durchlaufen.

Ebenſo würde wohl das das allerunſinnigſte Volk ſein, welches damit für ſein Glück geſorgt zu haben wähnen könnte, indem es ſich die Vollmacht vorbehielte, ſeine Konſtitution jedes Jahr zu ändern,

und der Reihe nach von der Monarchie zur Demokratie, ſodann zur Oligarchie, zur Ariſtokratie u. ſ. f. überzugehen.

Es koſtet zu viel, eine Mühle neu aufzubauen, und es koſtet zu viel, eine Verfaſſung neu umzuſchaffen.

Tauſendmal beſſer iſt es, man behalte die Mühle bei, die man einmal hat, ſo wie die Staatsverfaſſung, in der man ſich befindet, und verbeſſere unter dem Gang derſelben ihre Fehler ſo gut man kann, ſo lange dieſelbe bald beſſer, bald ſchlimmer ſich fortbewegt.

Der Müller mag noch ſo oft erfahren, daß ſeine Windmühle die große Unbequemlichkeit hat, ſtill zu ſtehen, wenn kein Wind geht; er tauſcht ſie darum noch nicht an eine Waſſermühle, weil er wohl weiß, daß dieſe ebenfalls nicht geht, wenn er kein Waſſer hat, und er wirft weder dieſe noch jene weg, um ſich eine Dampfmühle anzuſchaffen; denn, wenn dieſe auch die Fehler der zwei erſtern nicht hat, ſo berechnet er, wie große Unkoſten das Feuer erfordert, um den Dampf immerwährend zu unterhalten.

Alsdann, wenn er ſeine erſte Mühle anlegt, iſt es Zeit, alle Vortheile und Nachtheile jeder Art von Mühlen wohl abzuwägen und ſich diejenige zu wählen, die ihm die vortheilhafteſte ſcheint. Hat er aber einmal gewählt, ſo ſteht es ihm frei, die nothwendigen Verbeſſerungen an ſeiner Mühle vorzunehmen, nicht aber die ganze Maſchine über den Haufen zu werfen, ſobald er eine Unbequemlichkeit daran entdeckt, nur um eine andere Art zu verſuchen. Sonſt hätten ſein Weib und ſeine Kinder das Recht, ihn als einen Thoren, der ſie zu Grund richten würde, einzuſperren.

Und ein ſolches vernunftloſes Verfahren an einem Volke verdammen die göttlichen und menſchlichen Geſetze einſtimmig *).

*) Eins der ſchätzbarſten Stücke im Fache des gemeinen oder Völkerrechts iſt das VIII. Buch des I. Buches Samuel. Anſtatt aber, daß man es dafür angeſehen hätte, iſt kaum glaublich, zu welchen elenden Zänkereien und Sophiſtereien dasſelbe ſelbſt von großen Männern (beſonders im Jahr 1649) iſt mißbraucht

Und eben weil Dauerhaftigkeit die Kraft der Gesetze sowohl als auch hauptsächlich der Regierungsformen ausmacht, so ging das Bestreben aller Gesetzgeber besonders dahin, diese Eigenschaft ihren Gesetzen und vorzüglich den Regierungsformen mitzutheilen, die sie festsetzen wollten.

Wohl ist es erlaubt, die einen und die andern zu verbessern, zu modificiren, wenn es die Nothwendigkeit erfordert, und so lange es, ohne die ganze Maschine zu hemmen, geschehen kann. Wehe aber Jedem, der sich nur beifallen lassen könnte, das Ganze über den Haufen zu werfen!

---

worden. Und doch ist das dort angeführte Faktum so einfach. — Das Volk Israel, müde seiner ganz einzigen, allervollkommensten Regierungsform, der Theokratie, die es aber, weil sie nur mittelbar konnte ausgeübt werden, als eine Art von Aristokratie oder Oligarchie ansah, wollte durchaus seine Verfassung geändert haben, und nun einmal nach dem Beispiele seiner benachbarten Völker die monarchische versuchen. Gott gestattet es ihm, wie ein nachsichtiger Vater seinem eigensinnigen Kinde einmal erlaubt, eine überreife Frucht zu kosten, nach der es, anstatt seiner gewöhnlichen Nahrung, lüstern wird. — Völker, wie einzelne Menschen, können nur durch Erfahrung klug werden. Das israelitische Volk befindet sich also genau in dem angenommenen Fall. Was thut man noch zur letzten Wohlthat für dasselbe? Ehe ihm sein thörichter Wunsch gewährt wird, will man es wenigstens zu vorgehendem Nachdenken über den Gegenstand seines Verlangens bringen, das ist, über das Wesen der Monarchie. — Man hält ihm also eine Schilderung vor von allen möglichen Nachtheilen, die mit der monarchischen Regierungsform unzertrennlich verknüpft sind. Dieses ist offenbar der einzige Zweck des ganzen Stücks. Das Volk besteht ungeachtet dessen darauf, einen König zu wollen, und Gott gibt ihm einen im Zorne? Keineswegs! sondern aus väterlicher Nachsicht, um dasselbe seinen Irrthum durch Erfahrung einsehen zu lehren. Nebenbei ist dieses Fragment ein fürchterliches Beispiel von der allgemeinen Verfahrensart der ewigen Weisheit und Güte mit allen ihren halsstarrigen Kindern, die man Menschen und Völker nennt.

Warum das? habe ich ſchon geſagt. Es koſtet zu viel, eine neue Mühle zu bauen, und eine Volksverfaſſung läßt ſich nie — ich will nicht ſagen, vom Schwarzen ins Weiße, denn das kann der Fall nie ſein, ſondern nur vom Blauen ins Rothe, oder vom Rothen ins Grüne, ohne die entſetzlichſten Erſchütterungen umſchaffen, die ärgeres Uebel herbeiführen, als dasjenige war, dem man abhelfen wollte und wobei das ganze Vermögen des Müllers und die ganze Wohlfahrt einer Nation die größte Gefahr laufen, — und wenn das nicht immer, doch auf eine unerſichtliche Zeit.

Daher in den Geſetzgebungen die Beſtimmung der Verbrechen der beleidigten Majeſtät, des Aufruhrs, der Empörung u. ſ. f. immer aus gerechten Gründen an die Spitze der ſchwerſten Verbrechen geſetzt worden ſind, und von Seite Gottes und der Religion ausdrücklicher Fluch und Mißbilligung, ſo wie die nachdrücklichſten Abmahnungen gegen Alles, was in der Regierungsform auf Neuerung zielt. V. Moſ. XXVII. 10, 26 vgl. mit Jerem. XI. 3. Sprüchw. XXIV. 21, 22. Luc. XX. 25. Röm. III. 1—7. Tit. III. 1. I. Petr. II. 13, 16.

Ueberhaupt hat es mit der öffentlichen Wohlfahrt dieſelbe Bewandtniß, wie mit der individuellen Glückſeligkeit.

Man iſt um deßwillen nicht deſto glücklicher, wenn man ſchon Alles das beſitzt, was in der Spekulation zum Begriffe von Glückſeligkeit gehört oder darunter gebracht werden kann. Nur inſofern iſt man glücklich, wo man es wirklich zu ſein glaubt, oder inſofern man nicht verlangt, glücklicher zu ſein, als man wirklich iſt. Und unglücklich iſt man nicht in dem Mangel der meiſten Güter, die man ſich in dem theoretiſchen Begriffe von Glückſeligkeit denkt, ſondern nur inſofern man es zu ſein glaubt, oder ſich etwas zu ſeinem Glücke wünſcht, wozu man zu gelangen nicht hoffen darf.

Ebenſo iſt ein Volk, ein Menſch keineswegs frei, als inſofern ſie glauben, frei zu ſein, und nicht wünſchen, es mehr zu ſein, als ſie es in der That ſind, und umgekehrt.

Wie viele Dienſtboten und Sclaven ſogar ſind in der That weit

freier, als ihre Herren! Wie viele Menschen bloß in der Einbildung unglücklich, wirklich aber glücklicher, wenigstens so unglücklich nicht, als die, welche sie beneiden und irriger Weise für viel glücklicher achten, als sich selbst!

Hier auf Erde ist nichts vollkommen; es kann, es soll es nichts sein. Jeder Stand hat seine Beschwerden, seine Beschränkungen, die ihm eigen sind; keiner ist davon ausgenommen; und ein Wesen, das am Tage sogleich haben könnte, was es in der Nacht von Glückseligkeit träumte, würde am Ende dadurch aus Ueberdruß und langer Weile höchst unglücklich werden.

Das höchste Wesen hat nach seiner Weisheit und Güte das menschliche Leben mit Bösem und Gutem, mit Vergnügen und Schmerz, mit Vortheilen und Nachtheilen, mit angenehmen und widrigen Empfindungen vermischt. So abwechselnd macht es auch die Jahreszeiten, läßt auf den Tag die Nacht folgen, in der Natur sowohl als in der moralischen Welt. Der Weise betrachtet die Unannehmlichkeiten des Lebens wie das Salz in seiner Speise, wie den Wermuth, den er in den Wein mischt. Vergnügen und Schmerz sind im Sittlichen die Säure und das Salz des Lebens.

Allein, wenn nun die Säure die Ueberhand über das Alkali gewinnt und dasselbe ganz verschlingt, — ich will sagen, wenn das Uebel auf den Grad steigt, daß es die Annehmlichkeiten des Lebens erstickt, wenn die ganze Freiheit eines Volkes dem willkürlichsten Despotismus weichen muß?

Im ersten Fall, wenn nämlich das Alkali von der Säure ganz verschlungen wird, stirbt der Körper. Im zweiten, wo das Uebermaß der Uebel allzugroß ist, wird der Mensch in der That unglücklich, und wäre es ohne allen Trost, wenn ihm das Vertrauen zu einer allweisen, allgütigen Vorsehung nicht bliebe. Im dritten Falle, wo die allerwillkürlichste Obergewalt herrscht, liegt die Staatsverfassung in den letzten Zügen. — In allen drei Fällen aber zeigt sich eine ganz abgenutzte Maschine, wo es nicht mehr mit Ausbesserung gethan sein

kann, die man also fahren lassen und sich entschließen muß, in Gottes Namen eine neue zu verfertigen.

Dieser Fall aber ist äußerst selten, und man muß ihn in der Ferne halten, so lange als möglich.

Beim Thiere ist es Bestimmung, daß es zuletzt sterbe, nicht so bei Volksverfassungen. Sie altern zwar auch, und verschlimmern sich unterdessen; der Zeitpunkt aber ihrer Dauer hat nicht die bestimmten Grenzen, wie das Leben des Menschen.

Gott und seine Vorsehung allein haben sich vorbehalten, denselben abzukürzen oder weiter hinauszusetzen. — Wehe dem Menschen, der ihn beschleunigen wollte! Es ist ein weit schwereres Verbrechen, als die Beschleunigung des Todes eines einzelnen Menschen. So wie es nicht erlaubt ist, einer schwachen und leidenden Person das Leben zu nehmen, so kann es nicht erlaubt sein, eine fehlerhafte, zerrüttete Verfassung ganz über den Haufen zu werfen. Kein Selbstmord, kein Todtschlag kann so strafbar sein, als die Umkehrung eines eigenen oder fremden Staates. Dieses heißt, mit frecher Stirne der Vorsehung in ihre Rechte greifen.

Der Christ vergißt nicht: von Gottes wegen herrschen die Könige, und verwalten die Fürsten das Recht.

Der Christ vergißt nicht, daß es kein Verdienst ist, einem guten Herrn zu gehorsamen, und daß man seinem Herrn gehorchen müsse, wenn er hart und böse ist, wie wenn er sanftmüthig und gut ist.

Der Christ vergißt nicht, daß das Herz des Fürsten in der Hand des Herrn ist, der sie leitet wie Wasserbäche.

Der Christ vergißt nicht, daß es ihm nicht erlaubt ist, Böses zu thun, damit Gutes daraus entstehe, selbst wenn dieses Gute noch so einleuchtend und tausendmal wahrscheinlicher wäre, als das, was nach seinen Begriffen aus einer Staatsveränderung entspringen müßte, die aber einst anders bewirkt werden kann, als durch die gewaltigsten Erschütterungen, das heißt, durch das gewisseste unausbleibliche Böse.

Der Christ vergißt endlich nicht, daß die Leitung der Schicksale

der Völker noch unmittelbarer unter der göttlichen Vorsehung steht, als das Schicksal jedes Einzelnen. Und so wie Gott einzelne Menschen durch Leiden läutert, so kann er auch vorhaben, ein Volk, einen Staat, eine Nation durch Leiden zu läutern. Wer will sich unterstehen, ihm in den Weg zu treten und zu sagen: Was thust du?

Vor Allem aber vergißt der Christ nicht, daß jede Vorstellung von Vollkommenheit sich mit der Einrichtung dieser Welt durchaus nicht verträgt. Niemand kann so entfernt sein, wie er, von allen jenen unglücklichen utopischen Ideen, welche so viele Köpfe verwirren und ihnen zu nichts Anderm dienen, als sie in einen Schwindel zu bringen, der sie endlich in den Abgrund stürzt.

Der Christ erwartet in dieser Welt nichts, was Vollkommenheit heißt; er weiß, wo er hoffen darf, diese zu finden, und dahin richtet sich dann seine Sehnsucht, sein Verlangen allein. Unterdessen ahmt er seinem Herrn nach, mischt sich so wenig als möglich in weltliche Händel, und wenn er wider Willen darein verwickelt wird, so denkt er auf eine Auskunft, die Sachen zu lassen, wie sie sind, ohne sie weder zu billigen, noch zu mißbilligen. Er spricht: Gebet dem Kaiser, was des Kaisers ist, und Gott, was Gottes ist.

Im schlimmsten Falle geht seine Ergebung so weit, daß er sich für seine Grundsätze verurtheilen läßt, und stärkt sich mit dem Gedanken: Man würde diese Gewalt nicht über ihn haben, wenn sie nicht von Oben herab gegeben wäre Denen, die sie gegenwärtig ausüben und auf ihre eigene Gefahr und Schaden mißbrauchen.

Er läßt Alles an seinen Ort hingestellt sein, das moralische Uebel, wie das physische.

Er denkt, es stehe nicht bei ihm, gerade zu machen, was krumm ist.

Er hält sich besonders vor: Es sei nöthig, daß Aergernisse kommen, aber auch das: Wehe dem Menschen, durch welchen das Aergerniß kommt.

Und wenn er dann allenfalls einen unmittelbaren unzweideutigen Ruf erhält, als Staatsminister oder Volksvertreter an öffentlichen Geschäften Theil zu nehmen: wie leicht ist es ihm da, als Christ den Pfad

ausfindig zu machen, den er sich vorzeichnen soll! Wie könnte er sich irren, da ihm die bestimmtesten Vorschriften gegeben sind! Er trägt in seinem Herzen das Gebot: Andern und für Andere zu thun, wie er wünschte, daß man ihm thäte. — Es ist ihm tief eingeprägt, er solle Andere nicht richten, damit er nicht gerichtet werde. Der erstere dieser Grundsätze lehrt ihn, Alles zu ändern, was er nöthig findet in Besseres umzuschaffen; der andere hält ihn zurück auf diesem Wege, der anscheinend so schön, aber auch so täuschend ist, daß er schnell an den schrecklichsten Abgrund führen kann, und weiset ihn an, seinen eigenen Einsichten nicht zu viel zuzutrauen und auf den ersten Anschein weder Menschen noch Sachen zu verurtheilen oder zu erheben.

In allen möglichen Fällen ist er gegen jede Versuchung zu gefährlichen Neuerungen mit einem undurchdringlichen Schilde verwahrt, durch seine edelste Tugend, die Demuth. Die Quelle alles Utopismus ist der leidige Stolz. Jeder möchte die Welt nach seiner Phantasie einrichten, Jeder hält seine eigene Meinung für die beste. Und dieser Stolz ist um so viel verderblicher, da er sich unter die trügliche Larve der Sorge für das allgemeine Beste verbirgt, und den Menschen antreibt, seine Ideen durch alle möglichen, . . die schlimmsten Mittel, die Vorstellungen aller andern verachtend, durchzusetzen. — Der Jünger hingegen des demüthigsten Meisters, wie sehr ist er von einer solchen Gemüthsart entfernt, die in unsern Tagen so gemein geworden, und die wir schon so viel Verwüstung haben anrichten gesehen!

Von allen Irrthümern des menschlichen Geistes und Herzens beruht keiner auf einem falschern Grundsatz, zielt keiner auf einen gefährlichern Ausgang, ist keiner in allen Absichten dem Geiste des Christenthums so schnurgerad entgegen, als der politische Utopismus, das Jagen nach idealischer, unmöglicher Vollkommenheit. Auch er ist einer der Sodomsäpfel, die auf dem unglückseligen Baume der neuern Philosophie gewachsen sind.

Den 7. VIII. 1792.

3 2044 054 757 950